Nicolaus Lenau's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Anastasius Grün.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vorwort des Herausgebers.

Ein Werk der Liebe vermeidet nicht, sondern sucht die Schwierigkeiten, deren Ueberwindung ihre Hingebung bethätigen, ihr Verdienst begründen soll. Darum ist es für den Herausgeber der Werke Lenau's fast wie eine Beschämung, daß ihm seine Aufgabe bereits so wesentlich erleichtert vorlag. Der mäßige Umfang dieser Schriften, die Druckcorrectheit der noch vom Dichter selbst besorgten früheren Auflagen, seine sinnvolle Zusammenstellung des Einzelnen, die klare und reine Schrift der nachgelassenen Manuscripte, ließen dem Herausgeber nur wenig zu thun übrig; die Thätigkeit des letzteren mußte sich, nebst einer kleinen Nachlese, auf die zweckmäßige Anordnung und Eintheilung des Vorhandenen beschränken. Das wünschenswerthe Ebenmaß in der Vertheilung des Stoffes veranlaßte in den ersten zwei Bänden eine Abweichung von der bisherigen Reihenfolge der Abtheilungen; doch ist, mit thunlichster Berücksichtigung der chronologischen Ordnung, nur Stoffverwandtes näher zusammengerückt worden. Man wird es nicht mißbilligen, daß die bisher in den beiden Theilen der „Gedichte" zerstreuten größeren lyrisch-epischen Dichtungen in einer eigenen Abtheilung vereinigt wurden. Hieran reihen sich in den folgenden Bänden die großen episch-dramatischen Arbeiten strenge nach der chronologischen Folge

ihres Erscheinens. Als ergänzender Anhang zu den Gedichten des Nachlasses beschließt die Sammlung eine „Lyrische Nachlese," in welche manches in den letzten Auflagen Beseitigte und Vermißte um so unbedenklicher aufgenommen wurde, als sämmtliche Stücke bereits durch den Druck der Oeffentlichkeit vorliegen und deren Wiederabdruck genaht, ohne die Rücksichten für den Dichter zu verletzen, dem Wunsche seiner Leser, welchen manche derselben lieb und bedeutungsvoll geworden sind, entgegenkommen dürfte.

Der Herausgeber hat einer Aufforderung, welche mittelbar in seinen nahen Beziehungen zu dem verewigten Dichter, unmittelbar in der an ihn ergangenen Einladung der Verlagshandlung lag, vielleicht mit größerer Bereitwilligkeit als erfolgversprechendem Kunstberufe Folge geleistet, indem er sich mit den nachstehenden „Lebensgeschichtlichen Umrissen" auf ein schriftstellerisches Feld wagte, auf welchem er sich bisher nur als Fremdling ansehen konnte. Frei von dem Anspruche, ein biographisches Kunstwerk bieten zu wollen, war es seine Absicht und Aufgabe, in gedrängter Skizirung für die Leser dieser Gesammtausgabe ein nicht zu umfangreiches, aber wahrheitgetreues und ähnliches Lebensbild des unvergeßlichen Dichters zu entwerfen und die gegenseitigen Beziehungen zwischen dessen Leben und Schriften annähernd zu vermitteln. Entfernt von den gewöhnlichen Aufenthaltsorten des Dichters wohnend, konnte der Verfasser, ungeachtet der innigen und langjährigen Freundschaft, die ihn mit Lenau verband, über manche und wichtige Lebensmomente nicht als Augenzeuge berichten. Seine Erzählung war daher wesentlich auf die gewissenhafte Benützung der bereits veröffentlichten Quellen und freundlicher Privatmittheilungen angewiesen, ohne gelegentliche eigene Wahrnehmungen ganz auszuschließen. Für die ausführlichere Einflechtung seiner persönlichen Erinnerungen, so nahe

die Versuchung dazu lag, schien ihm innerhalb der engzugezogenen Grenzen einer kurzen Lebensskizze um so weniger der geeignete Raum und Ort, als die Natur derselben zur Festhaltung des Zusammenhanges eine breitere, memoirenartige Darstellung erfordert hätte. Der Maler begnügt sich, den Charakter des Gebirgszuges, welchen er darstellen will, mit seinem scharfgezeichneten Gipfel, seinen Einbuchtungen, Erhebungen und Absenkungen in treuen Umrissen anschaulich und erkennbar wiedergegeben zu haben, die weitere Ausbeutung und Hebung der pittoresken und Naturschätze dem Detailzeichner, dem Alpenwanderer, dem Botaniker, dem Mineralogen überlassend. Der Verfasser könnte sich nur Glück wünschen, wenn ihm das gelungene Höhenbild, das er zu zeichnen hatte, im Sinne eines guten Landschafters gelungen wäre; er bescheidet sich gerne, daß bei einer so reichen Natur für den Literaturfreund, den Seelenforscher, den Arzt, ja selbst für persönlich Befreundete, welche jenen Lebenswegen auch in die Einzelnheiten zu folgen wünschen, noch immer ein weites Feld zu Studien, zu Fragen und Forschungen offen steht. In letzterer Beziehung verweist der Herausgeber auf die bereits über Lenau erschienenen monographischen Werke und Aufsätze, aus denen auch er dankbar geschöpft hat und worunter J. G. Seidl und L. Kompert über die Jugend- und Studienzeit, L. A. Frankl über die verschiedenen Perioden und literarischen Beziehungen des Wiener Lebens, K. Mayer über die früheren, Emma Niendorf über die späteren Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach über die letzten Monate vor der Erkrankung die umständlichsten und dankenswerthesten Nachweisungen gaben. Aus den nächsten Quellen geschöpft und aus einem bedeutenden, mit Liebe und Ausdauer gesammelten Materiale hervorgegangen ist das demnächst zu erwartende biographische Werk von A. L. Schurz, dem Schwager

Lenau's, schon darum als eine erwünschte Ergänzung zu Lenau's Gesammtschriften zu bezeichnen, weil es die eigenen Briefe des Dichters, von denen einige in der That kleine Kunstwerke sind, in umfassender Sammlung zur Grundlage hat. So liegt ein Dichterleben vor uns, groß und reich genug, um Viele zu beschäftigen, zu groß und zu reich, um von einem Einzelnen erschöpft zu werden.

Oktober 1854.

Inhalt.

Seite

Nikolaus Lenau. Lebensgeſchichtliche Umriſſe . . . . XIII–LXXXIV

Gedichte. Erſtes Buch.

Sehnſucht.

An meine Roſe 5
Reiſe-Empfindung 8
Nach Süden 11
Frage 13
Dein Bild 14
Ghaſel 16
Das Mondlicht 17
Nächtliche Wanderung 19
Das Poſthorn 21
Bitte 25
An die Erſehnte 26
Meine Braut 28
In der Wüſte 30
Schilflieder 32
Winternacht 36
Stumme Liebe 38
Wandel der Sehnſucht 39

Erinnerung.

Leichte Trübung 43
Das todte Glück 45

	Seite
Der trübe Wanderer	47
Unmuth	49
Zu ſpät!	50
Vergangenheit	51
An Hr. Kleyle	52
Einſt und jetzt	56
Die Jugendträume	58
Die Zeiſenplatte	59
Nebel	63
An meine Guitarre	64
An einen Jugendfreund	67
Frühling.	
Der Lenz	73
Liebesfeier	76
Der Gefangene	77
Aſyl	83
Trauer	85
Frühlingsblick	86
Frühlingsgedränge	88
Liebe und Vermählung	89
Der Baum der Erinnerung	91
Frühlings Tod	93
Herbſt.	
Herbſtgefühl	97
Herbſtklage	98
Scheiden	99
Die Wurmlinger Kapelle	101
Sommerfäden	104
Herbſt	105
Herbſtentſchluß	106
Phantaſieen.	
Die Zweifler	111
Glauben. Wiſſen. Handeln	116

Seite

Haidebilder.

Himmelstrauer 115
Robert und der Invalide 118
An die Wolke 131
Die Haideschenke 133
Ahasver, der ewige Jude 141

Polenlieder.

In der Schenke 151
Der Maskenball 153
Der Polenflüchtling 159

Oden.

Abendbilder 167
Anruf an meinen Geist 169
Sehnsucht nach Vergessen 170
Am Bette eines Kindes 171
An der Bahre der Geliebten 172
Am Grabe Hölty's 174
Primula veris 175

Reiseblätter I.

Wanderung im Gebirge 181
Die Heidelberger Ruine 189
Die schöne Sennin 194
Auf ein Faß zu Oehringen 197
Der Postillion 200
Die Rose der Erinnerung 204
Der Indianerzug 206
Die drei Indianer 211

Reiseblätter II.

Der Urwald 217
An einen Baum 221
Verschiedene Deutung 223
Niagara 228

Seite

Das Blockhaus 227
Meerestille 231
Sturmesmythe 232
Wanderer und Wind 234
Das Wiedersehen 236
Die Sennin 239
See und Wasserfall 240
Herbstgefühl 241
Ein Herbstabend 242

Atlantica.

Die Seejungfrauen 247
Meeresstille 250
Seemorgen 252
An mein Vaterland 255
Der Schiffsjunge 258

Leben und Traum.

Die Werbung 265
Der Schifferknecht 271
Marie und Wilhelm 273
Begräbniß einer alten Bettlerin 278
Die Waldkapelle 280
Der Raubschütz 285
Warnung im Traume 288

Vermischte Gedichte.

Die Thränen 295
In der Krankheit 296
An die Melancholie 300
Einem Freunde ins Stammbuch 301
Vergänglichkeit 302
Zögerung 304
An eine Dame in Trauer 305
Einem Knaben 306
Abschied 308

Seite
Am Grabe eines Ministers . . . 310
Der Indifferentist . . . 312
In das Stammbuch einer Künstlerin . . . 313
Unmögliches . . . 314
Einem Ehrsüchtigen . . . 315
Frage . . . 316
Mein Stern . . . 317
Der Selbstmord . . . 319
Reiterlied . . . 321
An J. Klemm . . . 323
Zuflucht . . . 325
Der Greis . . . 326
Der Unbeständige . . . 329
Abendheimkehr . . . 331
Vanitas . . . 332
Fragmente . . . 334
Theismus und Offenbarung . . . 337
Abmahnung . . . 338
Warnung und Wunsch . . . 339
Waldestrost . . . 340
Der Unentbehrliche . . . 342
An Fräulein Charlotte von Bauer . . . 343
Schwärmer . . . 345
An einen Langweiligen . . . 346
Stille Sicherheit . . . 348
Waldgang . . . 349
Scheideblick . . . 351
Bestattung . . . 352
Lebewohl an Eugenie . . . 353
Aus! . . . 354

Vermischte Gedichte. Neue Folge.

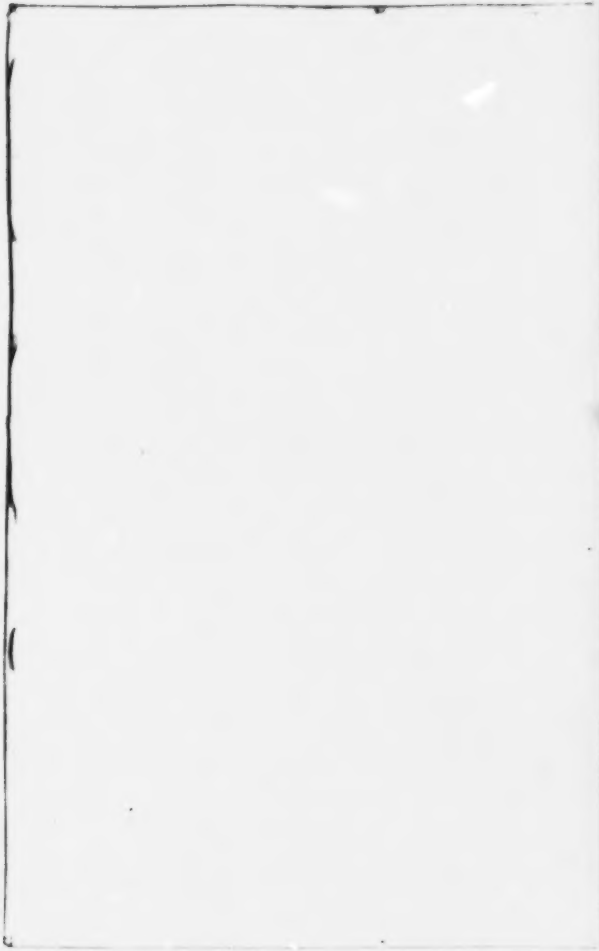
Laß mich ziehn! . . . 357
Zweifel und Ruhe . . . 359
Mein Herz . . . 361
Lenz . . . 362

Seite

Das Kreuz 363
Nüchterner Blick 364
Einem Autographensammler 365
Der Räuber im Balkon 366
Das Dilemma 368
Einem Freunde 369
Auf eine holländische Landschaft 370
Die Kornbauten 371

Nikolaus Lenau.

Lebensgeſchichtliche Umriſſe.



Wer es unternimmt, das Lebensbild eines geliebten dahingegangenen Freundes zu entwerfen, der prüfe vorerst sich selbst gar wohl, ob die Thräne im Auge seinem Blicke noch jene Klarheit gelassen, die auch den Schatten, dessen kein irdisches Dasein entbehrt, genau wahrzunehmen vermöge; er hüte sich aber auch davor, den Blick allzulange auf den dunkeln Stellen haften zu lassen, denn das übermäßige Streben, unparteiisch zu erscheinen, macht gar oft ungerecht und unwahr und kann selbst die Liebe unabsichtlich auf jene Abwege führen, welche sonst nur von der absichtlichen Tadelsucht betreten werden. Mögen diese Blätter sich von solchem Fehler rein erhalten und das Auge der Wahrheit hier zugleich immer das Auge der Liebe bleiben.

Wie mächtigen Einfluß die äußern Lebensgeschicke auf den innern Menschen, dessen Entwickelung, Fortbildung und Gestaltung jederzeit nehmen mögen, so dürften doch kaum bei einem Andern die innigen Wechselwirkungen des Außen-, des Gemüths- und Geisteslebens in solchem Grade vorwalten, ja, bis zu einer solchen gegenseitig sich durchdringenden Unauflösbarkeit verschmelzen seyn, wie bei dem Dichter Lenau. „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben" sagt er selbst bezeichnend in einem seiner Briefe; und in der That, wer sein Leben nicht kennt, der wird den Schlüssel zum Verständnisse mancher seiner Dichtungen vermissen, und umgekehrt werden diese oft auf die düstern Schatten seiner Lebenspfade ihre warmen Schlaglichter werfen müssen. Aber auch dann wird Manches noch unerklärt und unerklärbar bleiben; die menschliche Seele hat Tiefen unnahbarer Einsamkeit, in welche sie selbst dem vertrautesten Freundesauge das Eindringen verwehrt. Das Unglück aber, welches sich an menschliches Erdenwallen hängt und welches auch dem Leben, das wir hier zu schildern haben, ein so grauenhaft treuer Begleiter war, ist trotz seiner Härte meistens so geschmeidig und gefügig, daß es gar bald Miene und Gewand des von ihm Betroffenen annimmt, ja sich mit dem Individuum so völlig identificirt, daß man zittern muß, die Linie zu sehen, wo die Mißgunst des Geschickes aufhört und das persönliche Verschulden beginnt, und daß es sehr oft ganz unentscheidbar bleibt, ob der Schmerz wirklich

der aufgedrungene Beherrscher, oder nur der halbwillkommene Diener einer Menschenseele war. Mit Wehmuth und Trauer sehen wir dieses uns so theure Dasein in seinem Untergange die alte, jeden menschlichen Stolz so tief demüthigende Lehre erneuern, wie schattenhaft ohnmächtig der Titanentrotz selbst des glänzendsten und tapfersten Menschengeistes im Conflikte mit den geheimnißvollen, ewig unbezwinglichen Naturgewalten! Darum vermesse sich auch der Stärkste nicht, die oft unbeachtet in unentdeckbarer Verborgenheit lauernden Mächte zu wecken und zu reizen: sie brechen nur zu oft ungerufen aus ihren unheimlichen Verstecken.

Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau, als Dichter Nikolaus Lenau genannt, ward am 13. August 1802 zu Csatad (sprich Tschatad), einem Dorfe unweit Temeswar in Ungarn, geboren, wo sein Vater, Franz v. Niembsch, als Beamter der dortigen königlichen Kameralherrschaft damals angestellt war, nachdem er die kriegerische Laufbahn, die er in einem Kavallerieregimente begonnen, bald wieder aufgegeben hatte. Dessen Gattin, die Mutter unseres Dichters, hieß Theresia Maigraber und stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie zu Ofen, welche sich daselbst eines stattlichen Haus- und Landwirthschaftsbesitzes mit bedeutenden Weingärten zu erfreuen hatte. Das Geschlecht der Niembsche, dessen unzweifelhaft slavischer Name dennoch, besonders in der älteren Schreibart Niemtz, zugleich auf germanischen Ursprung hinweist, (niemetz, nemaz: der Deutsche) soll aus der preußisch-schlesischen Stadt Strehlen herstammen, muß jedoch damals schon seit mehreren Generationen in Oesterreich ansäßig geworden sein, zu dessen Heere es bereits von Periode zu Periode wackere Krieger aus seiner Mitte gestellt hatte. Zu letzteren zählt der Großvater Lenau's, Joseph von Niembsch, zuletzt k. k. Oberst und Kommandant der Haupt Montur-Commission zu Stockerau bei Wien. Dieser war es auch, welcher die Anerkennung und Erneuerung des zwar unzweifelhaften, aber bei dem Abgang aller Dokumente, die vielleicht bei der Familienübersiedelung verloren gegangen waren, nicht mehr urkundlich nachweisbaren älteren Adels der Niembsche, bei dem Kaiser Franz nachsuchte und erwirkte, bei welchem Anlasse der greise Krieger, wahrscheinlich mit Beziehung auf den alten Wohnsitz seines Hauses, das Adelsprädikat: „von Strehlenau" erwählte. Die Erörterung: ob, wie behauptet worden, eine ältere Verwandtschaft zwischen der Familie v. Niembsch und jener, gleichfalls schlesischen, der Grafen v. Niemptsch bestehe? wollen wir den Genealogen von Beruf überlassen.

Die Ehe des Lenau'schen Elternpaares, obschon aus Liebe, in blühendster Jugend und nach andauernden Kämpfen gegen Schwierigkeiten und Hindernisse mannigfacher Art geschlossen, kann eine glückliche nicht genannt werden. Franz v. Niembsch

hatte aus dem halbmüßigen Garnisonsleben den ihm anklebenden Hang zu soldatischer Ungebundenheit im außerdienstlichen Verkehre, ungeschmälert an den häuslichen Herd mitgebracht; der strengen Fesseln der Disciplin entledigt, ließ er sich's nicht angelegen seyn, die minder wahrnehmbaren, aber doppelt gehässigen Fesseln einer freiwilligen Disciplin der Seelen, welche all in die Flamme des ehelichen Glückes lauter und ungeschwächt bewahrt, innig verstehen und gründlich beachten zu lernen. Unbezähmte Neigung zu Zerstreuungen und abenteuerlichem Herumstreichen, Hang zu adelmännischem Groß- und Wohlleben, endlich die verderbliche Leidenschaft des Spieles führten ihn von Schritt zu Schritt auf die bedauerlichsten Abwege. So geschah es eines Tages, daß er, von dem Bette seines todkranken ältesten Töchterleins nach Temesvar um ärztliche Hülfe abgesendet, dort des Zweckes seiner Fahrt in sinnbetäubender Spielwuth vergaß, bis die ganze mitgebrachte Geldsumme im Kartenspiel verloren war! Selbst der bald darauf erfolgte Tod dieses, übrigens unrettbaren, Kindes vermochte ihn nicht zur Aenderung seiner ungeregelten Lebensweise. Auch mit dem Gelöbnisse ehelicher Treue nahm der leichtsinnige Mann es nicht mehr genau und Thatsache ist es, daß einer jener allzudienstfertigen Hausfreunde, an deren Sohlen sich so oft der sittliche Zerfall des Familienlebens heftet, dem längst schon Unwürdigen abwendig, tiefleidenschaftlichen Weise, welches zudem eben gesegneten Leibes ging, die augenfällige und sonach zweifellose Gewißheit von der Untreue des Gatten verschaffte. Solche Erlebnisse mußten den sehr gewagten Bau eines ehelichen Glückes, das nur in seiner Persönlichkeit den ganzen Halt hoffen und suchen durfte, allmählig untergraben und ihm das Herz einer Gattin entfremden, deren weiches empfindungsbedürftiges Gemüth sich immer mehr daran gewöhnen sollte, Trost und Ruhe, Befriedigung und Glück einzig und allein bei ihren Kindern zu finden. Wohl ist Kindersegen ein großer Reichthum, aber es mengt sich ein bitterer Tropfen darein, wenn das unschuldige Kind nebst dem was es selbst gilt, auch noch statt eines Andern gelten, für den schuldbeladenen Urheber seiner Tage Ersatz bieten soll. Ein Mutterherz, das solchen Ersatz suchen muß, wird in seinen Anforderungen an das Kind, dem es selbst Alles gewährt, leicht zu ungestüm und vielbegehrend werden und, weil es unersättlich ist, meist auch unbefriedigt bleiben. — Wir mußten jener traurigen Vorgänge im häuslichen Leben etwas ausführlicher erwähnen, weil sie uns erklären, wie Lenau's Mutter in schmerzhafter Erregtheit und tiefnistendem Grame ihre Jugendtage verlebte, und weil sie uns zu der Annahme berechtigen, daß unser Dichter wohl schon im Mutterleibe das erste Gepräge jener tiefen Melancholie empfangen habe, deren Stempel er durch's ganze Leben auf seiner schönen und edeln Stirne tragen sollte.

Franz v. Niembsch hatte, durch andauernde Kränklichkeit veranlaßt, seinen Dienstposten aufgegeben und war mit seiner Familie nach Ofen übersiedelt, wo er im Frühling 1807, erst 29 Jahre alt, an der Auszehrung starb. Seiner Ehe mit Therese Maigraber entsprossen vier Kinder, wovon eines, das oben erwähnte Töchterchen Magdalene, dem Vater im Tode bereits vorangegangen war, die übrigen, Therese, unser Nikolaus und eine zweite Magdalene beide Eltern überlebten. Gleich nach dem Tode ihres einzigen Sohnes hatten die sich nun doppelt vereinsamt fühlenden, in Wohlhabenheit lebenden Großeltern, der Oberst Joseph von Niembsch und dessen Gemahlin, eine geborne Freiin von Kellersberg, an die Wittwe das beherzigenswerthe Anerbieten gerichtet, die Enkel in den eigenen Haushalt zu übernehmen und für deren Unterhalt und Erziehung fortan Sorge zu tragen. Mag dieser Antrag seitens der Großmutter, welche hiebei das vermittelnde Organ war und welche uns als ein aristokratisch entschiedener Charakter geschildert wird, vielleicht in zu herrisch überlegenem Tone gestellt worden seyn oder mag er einfach an der übergroßen Zärtlichkeit der Mutter, welche sich von ihren Kindern, insbesondere von ihrem Lieb inge Nikl (Nikolaus) nicht zu trennen vermochte, gescheitert seyn, kurz, derselbe blieb für dießmal unerfüllt. Dieses Scheitern hatte aber auch das Ausbleiben der großelterlichen Unterstützungen, deren Gewicht gerade in der jetzigen Lage der Familie nicht verkannt werden konnte, zur unmittelbaren Folge. Auf ihr eigenes, nicht übergroßes Vermögen und die zeitweiligen Beihülfen ihrer nächsten Verwandten beschränkt, widmete sich Lenau's Mutter mit aller Sorgfalt und Liebe in fast dürftiger Zurückgezogenheit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder: erst später (1811) brachte das durch den Tod ihrer eigenen Mutter ihr zugefallene Erbtheil einige Erleichterung in die finanzielle Lage der jungen Wittwe. Hiebei muß hervorgehoben werden, daß Nikolaus in jeder Beziehung, ja selbst in allen Einzelnheiten der Kost und Wartung, immer der bevorzugte, ja fast verhätschelte Liebling blieb, welchem nicht leicht ein Wunsch abgeschlagen und jeder Fehltritt nur mit der zartesten, beileidvollsten Schonung verwiesen werden durfte. Dieser erhielt zu Ofen den ersten Unterricht in den deutschen und lateinischen Schulen und zwar mit dem besten Erfolge. Auch die musikalischen Anlagen des Knaben empfingen hier die erste Unterweisung durch den Pfarrschullehrer Joseph Czerny, welcher ihm als Lehrer für die Violine bestellt wurde. Leider gebrach es diesem Lehrer an der richtigen Methode und der Erfolg blieb daher ein kaum nennenswerther. Erst viel später in Wien (1820) erlangte Niembsch seine Ausbildung auf diesem Instrumente durch den Virtuosen Joseph v. Blumenthal. Dagegen machte der etwa zwölfjährige Knabe überraschende Fortschritte im Guitarrespiele, das er

(1814) unter Anleitung eines gewissen Gobenberg begann. Noch als Grammaticalschüler unternahm er mit einem Studiengenossen, Nikolaus Klauzál, Spaziergänge, ja sogar eine heimliche Donaufahrt unter Guitarrespiel. Später in Tokai lockten seine Guitarrenklänge ganze Mädchenschaaren hinter ihm her. Doch genügte ihm dieses angenehme Instrument nicht auf die Dauer; er fand es in späteren Jahren zu beschränkt und nicht zureichend für den vollen Ausdruck seiner musikalischen Empfindungen und beseitigte es gegen die viel tonreichere und ausdrucksfähigere Violine. Auch Gobenberg scheint eine durchaus poesievolle Natur gewesen zu seyn und auf den Knaben Nikolaus grossen Einfluß geübt zu haben. Von ihm erlernte dieser am Vogelherde, wohin er ihn oft begleitete, seinen eigenthümlichen kunstvollen Lippenpfiff, dessen reiche Modulationen und reinen Klänge selbst musikalische Hörerkreise oft in Bewunderung und Entzücken hinrissen.

Wie schon der Keim der Pflanze den künftigen Baum vorgebildet in sich birgt, so liegt meist schon im Kindesleben eines bedeutenden Menschen dessen künftige Entwickelung und Gestaltung wahrnehmbar vorgezeichnet. Die Wittwe v. Niembsch hatte, zunächst wohl aus ökonomischen Rücksichten, auf der sogenannten Generalswiese nächst Ofen mit den Kindern ein Haus bezogen, welches, ursprünglich eine Kapelle und erst neuerlich zum Wohnhause umgestaltet, mitten in einem ehemaligen Kirchhofe lag. Diese Umgebung konnte eines mächtigen Eindrucks melancholisch-religiöser Färbung auf das empfängliche Gemüth eines Knaben nicht verfehlen, in welchem durch eine weibliche Erziehung, die überdies von einer in Unglück und Entsagung schwergeprüften Mutter ausging, der religiöse Sinn vorwiegend geweckt und genährt wurde. So kam es, daß Nikolaus, wie uns ein naher Verwandter des Dichters[1] erzählt, „als Kind ungemein fromm und gottesfürchtig war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altare hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester ministriren mußte. Noch als Mann sprach Niembsch mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal rein wie ein Engel von der Beichte ging.“ Es kann uns nicht mehr überraschen, daß dieser Knabe, welcher zum Spiel Messe liest, nachdem er Mann und Dichter geworden, von Unglück, wirklichem sowohl, als vermeintlichem, gebeugt, seinen forschenden Blick noch immer auf das Ueberirdische, Göttliche, festgerichtet behält, mit Vorliebe dogmatische Stoffe zu seinen größeren Dichtungen erwählt und die Erhebung und Befreiung der Menschheit

[1] A. F. Schurz, in dem kurzen lebensgeschichtlichen Abrisse: „Nikolaus Lenau“ im „Album österreichischer Dichter.“ Wien 1849.

auf religiösen Bahnen suchen muß. Für die nachhaltende Macht jener Jugenderinnerungen kann die Scene „der nächtliche Zug“ in Lenau's Faustdichtung als dichterische Urkunde gelten; die melancholische Atmosphäre des einstigen Kirchhofs, auf welchem der Knabe spielte und aufwuchs, blieb in zauberischer Verklärung, blumenduftig und mondbeglänzt über der ganzen Poesie unseres Dichters gebreitet. — Dieser Knabe war auch ein leidenschaftlicher Vogelsteller geworden und die Einsamkeit des Vogelherdes, der abgeschiedene Verkehr mit der Natur und den sie bevölkernden Geschöpfen hatte schon früh in das Kindesherz die ersten Keime zu jener liebevollen Beobachtungsgabe, jenem innigen Verständniß und jener scharfen Kennzeichnung gepflanzt, welche später, zur vollen Blüthe entwickelt, als unübertroffene Naturmymbolik eines der hervorragendsten Elemente Lenau'scher Poesie bildeten. Das Aufwachsen in einem durchaus weiblichen Familienkreise, in welchem der Knabe Nikolaus sich bald als das einzige männliche Wesen fühlen lernte, mochte schon damals, wie er sich an physischer Kraft überlegen sah, das Bewußtsein einer auch geistigen Ueberlegenheit in ihm geweckt haben, das ihn auch später und allerdings mit gutem Rechte durch's Leben begleitete. Die zärtliche Zuvorkommenheit einer jeden Wink ihres Lieblings erlauschenden und verwirklichenden Mutter dürfte es unabsichtlich wohl mitverschuldet haben, daß jener gewohnte, die kleinen Ereignisse eines Jugendlebens stets seinem Willen dienstbar zu sehen, bald und fortan den Widerspruch gegen diesen nicht gut zu ertragen vermochte; ja, diese Gewohnheit, ohne eigenes Zuthun die Dinge gemächlich an sich heran kommen zu lassen, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, mag die tiefere Wurzel zu einem Charakterzuge unseres Dichters gelegt haben, den wir als den Urquell der meisten Leiden, die ihn im Leben betroffen, ansehen müssen — soweit nämlich diese durch menschliche Willenskraft abwendbar waren; — wir meinen: die Unschlüssigkeit, den Mangel an fester Selbstbestimmung den äußern Lebensverhältnissen gegenüber, an eingreifender Thatkraft, gepaart mit der richtigen Erkenntniß und Benützung des rechten Augenblickes. „Ich habe es verpaßt!“ sprach Lenau selbst in einer späteren Stunde der Selbstschau; ein Wort voll erschütternder Wahrheit und furchtbarer Bedeutung in seinem Leben. Daß eine überaus strenge und darum äußerst ängstliche Gewissenhaftigkeit an seiner Unentschlossenheit und Zweifelsucht einen gar wesentlichen Antheil hatte, wird unser ethisches Gefühl zwar befriedigen, unsere Zuneigung und Theilnahme steigern müssen, vermochte aber leider nicht die folgenschweren Wirkungen von seinen späteren Geschicken abzuwenden. — Von dieser liebevollen Mutter, an der auch er mit der innigsten und aufopferndsten Liebe bis zum Tode hing, hat er dagegen auch alles, was ihn geistig reich und groß gemacht hat und dem lebenden

und künftigen Geschlechte werth und theuer erhalten muß, den reinen Sinn für das Hohe und Schöne, die Weichheit und Tiefe der Empfindung, die sittliche Strenge und tiefsinnige Schwermuth, und, wie er selbst anerkannte, die fruchtbare und leicht erregbare Phantasie. Vom Vater scheint er nur den unstäten Hang des Ortswechsels in der edleren Form drängender Wanderlust geerbt zu haben. Religion und Kunst sind in ihren Quellen sich nahe verwandt; bei beiden bildet der ordnende Verstand nur das Gefäße, die Auszweigung; Mark und Wurzeln aber stammen und nähren sich aus dem Gemüthe. Da die Frauen, die Mütter zunächst, es sind, welche das kindliche Herz bilden und pflegen, die zarten Hände sich zum Gebete falten lehren, Auge und innern Sinn auf das Anmuthige und Erhabene in Natur und Leben lenken, so wird es uns erklärbar, daß so viele Heroen der Kirchen- und Kunstgeschichte die Richtung auf das Höhere, Edlere, Heilige von ihren Müttern empfingen. Der geistvolle Frankl[1] macht auf die physiologisch noch nicht genug gewürdigte Erscheinung aufmerksam, „daß künstlerisch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meist das schöpferische Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken." Wir möchten darin eher eine Analogie, denn einen Antagonismus erblicken, wenn wir in Betracht ziehen, daß gerade der künstlerische Zeugungsproceß auf eine nähere Verwandtschaft mit dem „empfangenden Theile der Eltern" hinweist, indem der zündende Funke, die befruchtende Idee meist unwillkürlich und plötzlich von außen empfangen wird, das Kunstwerk selbst aber, bevor es an's Tageslicht tritt, wie die Leibesfrucht erst im Innern, man möchte fast sagen: unter dem Herzen, ausgetragen, ausgebildet und gezeitigt werden muß. Zugleich scheint uns der psychologische Weg der geeignetere, um der Lösung jenes Problems näher zu rücken, ohne die Rührung abzustreifen, welche uns ergreift, wenn wir die Künstlerseele von ihren Triumphen in liebevoller Erinnerung dankbar an das Mutterherz zurückeilen sehen.

Die noch junge anmuthvolle Mutter unseres Dichters hatte, mehrfache Bewerbungen zurückweisend, sich endlich mit einem Arzte, Dr. Vogel, wieder vermählt und war mit diesem und den Kindern nach Tokai übersiedelt. Niembsch verlebte dort sein fünfzehntes und sechzehntes Lebensjahr und schilderte diese Jahre immer als die glücklichsten seines Lebens. In seinem Munde, wie in seinem Liede, lebte unversiegbar die Erinnerung an jene Stunden und jene Gegenden

„In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen

[1] L. A. Frankl. Zu Lenau's Biographie. Wien. 1854. S. 11.

Mit der Tiſſa grünen, klaren,
Freudig rauſchend ſich geſellen,
Wo auf ſonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht."

(Lenau's Gedichte II. 391.)

Dort vollendete Niembſch die beiden Studienjahrgänge der Rhetorik und Poeſie unter der Leitung eines wenig älteren Privatlehrers, Joſeph v. Kövesdy, welcher ihm allmählig inniger Freund wurde, wie er bereits der erklärte Verehrer ſeiner älteren Schweſter Thereſe war. Die Prüfungen wurden am nächſtgelegenen Gymnaſium zu Ujhely mit dem glänzendſten Erfolge abgelegt. Um dieſe Zeit ſoll Kövesdy aus Anlaß eines Briefes, welchen Niembſch dem auf kurze Zeit Abweſenden geſchrieben hatte, dem talentvollen Briefſteller in einem an deſſen Mutter gerichteten Schreiben eine ruhmreiche Zukunft geweiſſagt haben.

Die wiederholten Bemühungen der Großeltern, ſowohl an die leidenſchaftliche Mutter, als an den ruhiger erwägenden Stiefvater gerichtet, hatten, nachdem auch die Anforderungen ihres durch Kinder aus der zweiten Ehe vermehrten Haushaltes fühlbar geſteigert waren, endlich den Erfolg, daß jene ſich, wiewohl widerſtrebenden und blutenden Herzens zu dem Opfer einer Trennung von ihren Kindern erſter Ehe, insbeſondere von ihrem Nikolaus, entſchloß und dieſelben der Obhut der Großeltern übergab. Doch nicht lange ertrug die gefühlvolle Frau dieſe Trennung; bald vermochte ſie ihren Gemahl zur Ueberſiedelung nach Preßburg, um dadurch ihren Kindern in Wien näher zu rücken. — So kam Nikolaus v. Niembſch im Herbſt 1819 nach Wien, um daſelbſt den philoſophiſchen Studien obzuliegen. Er wohnte in einem Privat-Koſthauſe, machte jedoch häufig Beſuche bei den Großeltern in Stockerau, wo er regelmäßig auch die Ferienzeiten zuzubringen pflegte. Bei einem dieſer Ausflüge (zu Weihnachten 1820) lernte Niembſch im Hauſe der Großeltern ſeinen nachmaligen Schwager Anton Schurz kennen und achten. Die Bewerbung des Letzteren um Herz und Hand Thereſens v. Niembſch fand, nachdem deren erſter Verehrer Kövesdy eines frühen Todes verblichen war, kein Hinderniß und die Vermählung hatte am 21. Auguſt 1821 ſtatt. Unter Niembſchens Studiengenoſſen, mit denen ihn derſelbe Hörſaal vereinte und ſchon damals in, wiewohl nur flüchtige, Berührung brachte, nennen wir zunächſt Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm) und J. G. Seidl. Letzterer hat ſeine Erinnerungen aus dieſer Zeit in einem leſenswerthen Aufſatze zuſammengeſtellt,[1] dem wir hier

[1] „Nikolaus Lenau. Erinnerung aus meinem Leben" in Frankl's Sonntagsblättern 1848 Nr 5

nur die Bemerkung entnehmen, daß der „blasse, dunkelhaarige, schon damals düster schauende Niembsch“ nicht Student war, „wie wir Uebrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt.“ Dieser Mangel einer entschiedenen Richtung auf das streng Praktische bezeichnet Niembschens ganze Studien-, ja, seine ganze Lebenszeit. Aus der Zahl seiner damaligen Professoren müssen wir die beiden Namen Weintridt (Religionswissenschaft) und Rembold (Philosophie) hervorheben, weil sie, ohne gerade nachweisbaren Einfluß auf Lenau's spätere Richtungen geübt zu haben, Lehrfächer vertraten, denen dieser mit der Zeit eine große Vorliebe und gründliche Studien widmete. Beide genannte Männer wurden bald darauf „allzufreisinniger Tendenzen“ wegen, von ihren Lehrstühlen entboben. Auch der wunderliche, aber ehrenfeste Biedermann Anton Stein (Philologie), der gründliche Kenner des classischen Alterthums und vielleicht noch gründlichere Hasser und Verfolger aller Tabakraucher, bleibe nicht unerwähnt; Niembsch, der aus seiner Ungarheimath nebst einem geläufigen Latein, das er in seltener Reinheit sprach, auch die leidenschaftliche Vorliebe für das narkotische Duftkraut mitgebracht hatte, mußte darüber mit dem ihm sonst wohlgewogenen Professor manchen ergötzlichen Strauß bestehen.

Nach zurückgelegten philosophischen Studien (im Herbste 1821) sollte Niembsch nach dem Wunsche der Großeltern sich den Rechtswissenschaften in Wien widmen und zum Staatsdienste ausbilden, während er selbst, angezogen durch die größere Kürze der in Ungarn eingeführten Lehrkurse, sich zum ungarischen Rechte hinneigte, das er in dem nahen Preßburg, wo zudem seine geliebte Mutter wohnte, am bequemsten zu absolviren hoffte. Stockerau, wo Niembsch eben seine Ferienzeit zubrachte, gab die Entscheidung. Ein vielleicht nicht in der schonendsten mütterlichen Art ausgesprochener Verweis der Großmutter, als Niembsch von einem glücklichen Vogelfange in etwas verwildertem Anzuge mit allzulautem Jubel in das Empfangzimmer eingestürmt war, verletzte diesen so empfindlich, daß er nach einer kurzen Expectoration über „unerträgliche Tyrannei“ augenblicklich das Haus verließ und nach Preßburg eilte, zu nicht geringer Ueberraschung seiner dortigen Anverwandten. Dieses an sich unerhebliche Begebniß, dessen Folgen durch die von dem freundlich vermittelnden Schurz'schen Ehepaare angebahnte Versöhnung mit den Großeltern bald wieder glücklich beseitigt wurden, schien darum erwähnenswerth, weil es den jungen Niembsch uns zum erstenmal im Conflikte mit der Außenwelt zeigt, welchen

er weder zu versöhnen noch zu besiegen weiß, und weil es von seiner großen Reizbarkeit und zugleich Widerstandslosigkeit Zeugniß gibt. Statt die hier obwaltende Kluft der Charaktergegensätzlichkeiten durch standhafte Geltendmachung und Entwickelung dessen, was in seinem eigenen Charakter Gewinnendes, Edles und Würdiges lag, versöhnend auszufüllen, entzieht er sich der ersten Dissharmonie trotzig durch die Flucht.

Das selbstgewählte, in Preßburg kaum begonnene ungarische Rechtsstudium wurde bald wieder verlassen und mit jenem der Landwirthschaft vertauscht. Schon im Herbste 1822 finden wir Niembsch auf dem Wege nach der vom Erzherzog Karl auf seinen Gütern errichteten Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg, in dessen Nähe, nach dem Städtchen Wieselburg, die treue Mutter ihm bald nachfolgte. Um diese Zeit scheint der dichterische Funke in Lenau's Brust zuerst gezündet zu haben; damals entstanden die ersten, uns leider nicht aufbewahrt gebliebenen Versuche seiner Muse. In Altenburg lernte Niembsch einen seiner theuersten Jugendfreunde, Fr. Kleyle, kennen, welchem er später das schöne Gedicht Bd. I. S. 52 dieser Sammlung widmete. Kleyle's früher Tod trennte jedoch schon nach wenigen Jahren den schönen Freundesbund.

Auch die Landwirthschaft besaß nicht jenen Zauber, welcher den unstäten Wissensdrang des jugendlichen Dichters dauernd zu fesseln vermocht hätte. Schon nach Jahresfrist (im Herbste 1823) wandte er sich von ihr ab und den deutschen Rechtsstudien zu; er ging zu diesem Zwecke, abermals in Begleitung seiner Mutter, nach Wien zurück. Hier oblag er durch drei Jahrgänge (1824—1826) den juridischen Wissenschaften nach dem für die Erblande vorgeschriebenen Studienplane, bis er plötzlich zur Medicin überstrang, von welcher er, gleichfalls an der Wiener Hochschule vier Jahrgänge (1827—1830) zurücklegte. An dem so oftmaligen Wechsel der von Niembsch gewählten Berufsstudien hatte der feurige Drang, sich in möglichst vielen Fächern des Wissens umzusehen, gewiß einen löblichen und kaum geringeren Antheil, als die ihm innewohnende schwankende Unentschiedenheit in praktischen Lebensfragen. Die Studienzeugnisse waren, dem Talente des jungen Dichters angemessen, immer befriedigende, oft sogar glänzend; der Gewinn an Kenntnissen aus so mannichfaltigen Wissensfächern ein überaus reicher; dennoch bleibt es gewiß, daß Niembsch sich keinem dieser Studien mit jenem andauernden Eifer hingab, welcher dem Studirenden eigen wird, der in der gewählten Fachwissenschaft den vielverheißenden Baum des Lebens sieht, von dessen Zweigen er einst die nährende Frucht des täglichen Brodes oder den seltenen Kranz des Ruhmes zu pflücken denkt. Um so emsiger pflegte Niembsch seine dichterischen Anlagen, welche sich um diese Zeit und im Umgange mit gleichstrebenden jungen Männern immer mächtiger zu entwickeln begannen.

Dennoch blieb Niemsch, ganz gegen den Brauch junger Poeten, vorwiegend in sich verschlossen und wenig mittheilsam mit seinen dichterischen Erzeugnissen; nur wenigen näher Befreundeten gelang es, ihm einzelne Mittheilungen abzuschmeicheln, oder gar in äußerst seltenen Fällen deren Druck zu vermitteln. So fand das erste, unter seinem wahren Namen erschienene Lied „Die Jugendträume“ (I. 58) in J. G. Seidl's Taschenbuche „Aurora“ für 1828, und das erste, mit dem Pseudonym Nikolaus Lenau bezeichnete Gedicht: „Glauben, Wissen, Handeln“ (I. 116) durch Vermittlung des Verfassers dieser Lebensskizze, in K. Spindlers „Damenzeitung“ 1830, den Weg in die Oeffentlichkeit. Die Form seiner damaligen Poesien mahnte noch theilweise an ältere Vorbilder, insbesondere an Hölty und Klopstock, denn noch war es dem jungen Dichter nicht ganz gelungen, deren bewältigenden und ganz vorzüglich bei Hölty durch tiefinnere Verwandtschaft liebgewordenen Einfluß abzustreifen und seinen Schöpfungen das entschiedene Gepräge selbstständiger Eigenthümlichkeit aufzudrücken. Der Inhalt derselben trug, wie auch die äußere Erscheinung und Haltung des Dichters, schon damals die Färbung sanfter aber tiefer Melancholie, großer sittlicher Strenge und eines tiefen Hasses und Abscheues gegen jede Art von Unterdrückung und Tyrannei. In politischer Beziehung gehörte er mindestens zu den Malcontenten und trug sich schon damals mit Auswanderungsplanen; sein idealer Republikanismus erblickte in den Vereinigten Staaten Nordamerika's das Land der Verheißung; zu den politischen gesellten sich allmählich auch künstlerische Motive, um den innern Zug nach jenen überseeischen Gestaden noch zu steigern. Das später gelungene Abschiedslied eines Auswandernden (Bd. I. S. 308) hörte man schon damals, nur in etwas derberen Kraftausdrücken, durch seine mündlichen Aeußerungen verklingen. Unter den näheren Freunden und Bekannten Lenau's aus jener Studienperiode nennen wir J. Klemm, dem das sinnvolle Gedicht Bd. I. S. 323 gewidmet ist, Adolf v. Hertz, den wie- und theilnahmsvollen Poetenfreund, J. G. Seidl, Halirsch, Bauernfeld, Träxler-Maxfeld, v. Braunthal, Fr. Witthauer, G. v. Frank, Kaltenbäck, v. Herrmannsthal, Bakenfeld (Eduard Stieglitz), Auersperg (A. Grün) u. m. A., dann den Polen Nikolaus Bolez v. Antoniewicz, dessen „Abschied aus Galizien“ Niembsch ins Deutsche übertrug und von dem er manche Anregungen zu den feurigen „Polenliedern“ (I. 151 u. ff.) empfing, welche in der nachfolgenden Erhebung Polens noch reichere Nahrung finden sollten. Ihr gewöhnlicher Sammelplatz war das damals neueröffnete sogenannte „silberne“ Kaffeehaus in der Plankengasse (nach dem Eigenthümer kurzweg auch „der Neuner“ genannt), dessen Lage fast im Mittelpunkte der inneren Stadt es zu dem geeignetsten Vereinigungsorte der in dem großen Wien und dessen Vorstädten zerstreut und entfernt wohnenden Freunde gemacht hatte. Einerseits die

entschiedene Abneigung des damaligen Regierungssystems gegen die lebendigere Regsamkeit aufstrebender Geister und gegen jede Art von Vereinswesen, insbesondere wo es literarischen oder politischen Tendenzen gelten konnte; andererseits das unabweisbare Bedürfniß des Ideen- und Meinungsaustausches unter strebsamen jugendlichen Gemüthern, welche die gleiche Geistesrichtung vereinigte, hatten zu dem unverfänglichen Auskunftsmittel geführt, den freien Besuch und die geselligen Freuden eines öffentlichen Vergnügungsortes zum Anknüpfungs- und Vermittlungspunkte für einen lebendigen geistigen Verkehr zu wählen, welcher Allen, ursprünglich wünschenswerth, allmählich überaus lieb, ja ganz unentbehrlich wurde. An die kleine Freundesschaar schloß sich durch die einem solchen Kreise innewohnende Anziehungskraft allgemach, theils bleibend, theils vorübergehend, fast Alles an, was die Kaiserstadt an einheimischen Berühmtheiten und jüngeren Kräften in Literatur und Kunst aufzuweisen oder die Fremde an ausgezeichneten Söhnen eben nach Wien gesendet hatte. Es zählten im Laufe der Jahre nebst den bereits Genannten Fr. Grillparzer, v. Zedlitz, Beiza, Raimund, L. Löwe, J. N. Vogl, C. W. Huber, v. Feuchtersleben, Dr. Heck, H. v. Levitschnigg, M. v. Löwenthal, Ferd. Wolf, L. A. Frankl, Deinhardtstein, Castelli, v. Karajan, F. Stelzhammer, Graf Heussenstamm, v. Schober, v. Littrow, Dr. Görgen, Dr. Seligmann, M. v. Enk, C. G. v. Leitner, Jos. Depauer, J. Füchel, Otto Nikolai, Carl Evers, Fr. v. Schwind, Jos. Danhauser, Dr. Haltaus, v. Helfert, Alex. Graf v. Württemberg, die Tänen Joh. Martensen und Bernemann, die Schweden Böttiger und Hagberg nebst vielen Andern zu den Gästen des „Neuner" und größtentheils zu den Freunden oder doch Bekannten unseres Dichters. Nebst Karten-, Schach- oder Billartpartien, nebst Kaffee und langer Pfeife, für die Niembsch eine große Vorliebe hatte, bot ein Besuch des silbernen Kaffeehauses die Gewißheit des Zusammentreffens mit alten Bekannten oder mit hervorragenden Persönlichkeiten aus der Nähe und Ferne, und die nie getäuschte Aussicht auf heiteres Scherzgespräch oder ernstere interessante Erörterungen. Das silberne Kaffeehaus blieb seit den Studienjahren bis zu seiner unheilschweren Erkrankung Lenau's geselliges Hauptquartier in Wien; dort verbrachte er regelmäßig seine Nachmittagsstunden mit dem Billardspiele, in welchem er durch Eleganz und Kunstfertigkeit als Meister glänzte, oder in geistvoller Conversation, bisweilen auch bei unfreundlicherer Stimmung in trübem Hinbrüten, aus dem langen Pfeifenrohre mächtige Wolken blasend. Dem heiteren Scherze war er keineswegs abhold, und obschon selber in treffenden Spott- und Witzworten kein Fremdling, lauschte er doch lieber schweigend dem muthwilligen Treiben der Andern und ließ sich von den neckischen Göttern des Humors und der Satyre stillächelnd umgaukeln. Als in der spätern Lebensperiode des

Dichters einmal davon die Rede war, daß Wien durch den Censur- und Polizeidruck nachgerade ein unerquicklicher Aufenthalt werde und besser mit irgend einem andern außerhalb Oesterreichs zu vertauschen wäre, nickte Lenau dem Sprecher im Weimlichen zwar beistimmend zu, schloß das Gespräch aber mit der bezeichnenden Bemerkung: einen Neuner gebe es doch nirgend mehr und diesen würde er überall schwer vermissen. Dieses Kaffeehaus ward die Wiege manches Lenau'schen Liedes, mancher Stoff war ihm hier zugeflogen, so u. A. die Erzählungen zu dem „traurigen Mönch" (II, 39), und zu „Anna" (II, 367) aus dem Munde des Schweden Hagberg. Auf leichte Weise knüpfte sich für die Geschichte der Literatur in Oesterreich an den unscheinbaren Rahmen eines Kaffeehauses manche anziehende Erinnerung und schreckt um dessen profane Räume gewissermaßen der Nimbus einer akademischen Gloire.

Zwei betrübende Ereignisse, welche in die letzten Studienjahre des Dichters fallen, zogen den düstern Schleier der Melancholie noch enger über seinem Haupte zusammen. Das erste war die gewaltsame Lösung des Herzensbundes, den Niembsch mit einem armen, aber schönen Mädchen, Namens Bertha ....., geschlossen. Die ihm durch Beweise gewordene Ueberzeugung, daß er seine erste Liebe an eine seiner durchaus unwürdige weggeworfen habe, tödte das in unbefangener Herzensüberwallung und allzurascher Hingebung angeknüpfte, durch Zeit und Gewohnheit zur größten Vertraulichkeit gediehene Verhältniß; aber der Riß, den die bittere Enttäuschung in dem so fein organisirten Gemüthe des Dichters zurückgelassen, war ein bleibender, unheilbarer. Sein Stolz war aufs Empfindlichste verletzt, sein Vertrauen schmählich betrogen, die tiefsten Abgründe seines so überaus reizbaren Naturells aufgewühlt und empört worden. Es war der allerbitterste Kelch, der dieser zartbesaiteten Seele auf ihren ersten Lebenswegen gereicht werden konnte, daß ihr dort, wo sie des Höchsten und Heiligsten sicher schien, als innerster Kern einer blendenden Hülle, das Gewöhnliche und Gemeine entgegentrat.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt,"

sang er noch nach Jahren mit unverkennbarem Bezuge auf seine eigene Lage. Ueberdies lassen viele Stellen in seinen Gedichten (darunter: „Das letzte Glück" I, 45, „Unmuth" I, 49, „Rebel" I, 63, „Der Baum der Erinnerung" I, 91, „Sommerfäden" I, 104, „An die Wolke" I, 131, „Sehnsucht nach Vergessen" I, 170 u. a.) uns einen ahnenden Blick in die ganze Tiefe dieser Seelenwunde werfen, deren Blutung nimmermehr zu stillen war.

Das zweite Ereigniß war der Tod seiner edeln treuen Mutter, die im Oktober

1829 in den Armen ihres Lieblings verschied, nachdem er ihr in langen und schmerzhaften Leiden ein unermüdlicher Wärter und Pfleger gewesen. Des mächtigen Einflusses, den diese eben so geistvolle als unglückliche Frau mit ihrem Reichthum an Liebe und Leidenschaft auf unsern Dichter geübt, geschah bereits früher Erwähnung. Sie erlebte des Sohnes Ruhm nicht mehr, aber der allegorische Traum „Glauben, Wissen, Handeln," den er ihr verlas, machte ihr viel Freude. Von der tiefen Wehmuth und seelenvollen Trauer, welche der edle Sohn dem Andenken dieser Mutter widmete, sind uns in dessen Gedichten (man vgl. u. A. „der Seelenkranke" II. 100, „Zuflucht" II. 122, „der offene Schrank" II. 171, dann im „Faust" die Scenen: „der Abschied" III. 128 und „der Traum" III. 151) eben so zahlreiche als rührende Zeugnisse aufbewahrt geblieben. Das unvergänglich theure Bild dieser sterbenden Mutter, welche in ihrem tief religiösen Sinne Kraft und Geduld für ein furchtbares Leiden fand und deren den Sohn dankbar segnende Hand noch himmelan wies, blieb noch über's Grab hin nicht ohne Einwirkung auf dessen spätere religiös-dichterische Richtung.

Unmittelbar vor der letzten medicinischen Prüfung, welche Niembsch für das Schuljahr 1830 ablegen sollte, geschah es, daß er durch allzuangestrengtes Studiren — „Niembsch studirte, daß ihm der Schädel dampfte" erzählt sein „Schwestermann" Schurz — bedenklich erkrankte und in eine völlige Abspannung der Geistes- und Körperkräfte verfiel. Eine Erholungsreise in die wiederkräftigende Gebirgsluft wurde vom Arzte dem Patienten angerathen und in Gesellschaft seines Schwagers Schurz, durch den unser Dichter schon auf früheren Ausflügen zuerst in die österreichische Alpenwelt eingeführt worden war, baldigst angetreten. Das schöne oberösterreichische Salzkammergut und darin das von dem ehrwürdigen Dichter Schleifer bewohnte Schloß Ort nächst Gmunden am Traunsee war das Ziel der Reise, welche die leidende Gesundheit des Dichters bald wieder herstellte, seinem Gemüthe durch die erfahrene herzliche Gastlichkeit und Geselligkeit ungemein wohlthat und seine poetischen Anschauungen mit neuen Bildern bereicherte.

Im September desselben Jahres verlor Niembsch, kaum nach Wien rückgekehrt, seine 86jährige Großmutter Katharina v. Niembsch, welche seit dem Ableben ihres Gemahls, des k. k. Obersten, in einer Vorstadt Wiens ihren Aufenthalt genommen hatte. Dieser Todesfall führte dem Enkel einiges Vermögen zu, welches dessen äußere Unabhängigkeit wenigstens auf einige Zeit zu sichern versprach. Bald lebten die alten Auswanderungsgedanken wieder auf und eben so bald wurde die Abreise beschlossen. Ob er nach dem Rathe der Freunde vorerst auf einer deutschen Universität das medicinische Doctorat nehmen oder sogleich directe nach Amerika

kommen wollte, darüber scheint er bloß bei der Abreise noch ungewiß gewesen zu sein. Schwer fiel ihm der Abschied (Juni 1831) von den Freunden, am schwersten von seiner geliebten Schwester Therese, deren Thränen er in einem Briefchen zu trocknen versuchte, worin er u. A. versichert: „Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du daheim bist, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst." — Der wanderlustige Dichter lenkte seine Schritte zuerst in das ihm aus früherer Bekanntschaft liebgewordene Gmunden, wo er im Familienkreise des gemüth- und geistreichen Dichterpatriarchen Schleifer, im Anblick und Genusse der großartigen Alpenwelt, deren landschaftliche Schönheiten und Schrecken ihm, dem rüstigen Bergsteiger, nun in unmittelbare Nähe gerückt waren, schöne und genußreiche Stunden voll der nachhaltigsten Eindrücke verlebte. Seine erste Besteigung des Traunsteins schildert uns der Dichter selbst. „Vorgestern," so schreibt er aus Gmunden vom 3. Juli 1831 an Schurz, „hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr eine Viertelstunde nach der Lainaustiege. Meine Begleiter waren Hansjörgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Schnelligkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht! so hab'! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinaufkraxeln." — Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, so lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei heiterem Blute nimmermehr zusammenreimte, und die mir jetzt am Schreibtische unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das ist kurios! Da ist noch keiner von den Stadtherrn aufgestanden!" — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er müßte mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. — Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens; eine solche mußt Du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinunterschauen in

die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heranfgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerbiasl hinterm Traunstein; sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben!" —

Am 9. August 1831 traf Niembsch in Stuttgart ein, welcher Stadt er zunächst seinen Besuch zugedacht hatte, sowohl in der Aussicht auf den geistigen Verkehr mit den hervorragendsten Kräften des schwäbischen Dichterkreises, als in der Hoffnung, für seine eigenen dichterischen Erstlinge, die er mittlerweile geordnet und gesichtet hatte, in der dortigen J. G. Cotta'schen Buchhandlung einen achtbaren Verleger zu gewinnen. Ueber Lenau's damaligen Stuttgarter Aufenthalt schrieb G. Schwab unterm 11. Februar 1832 an den Herausgeber, der sich seit Kurzem der persönlichen Befreundung mit diesem liebenswürdigen Dichter und Gelehrten zu erfreuen hatte: „Ich lebte inzwischen im frischen Andenken an Ihren mir so theuren und nur allzukurzen Umgang durch die innigen Freundschaftsbande, welche ich mit dem edeln Ungarn und herrlichen Dichter Niembsch, der sich durch einen mündlichen Gruß von Ihnen bei mir einführte, geknüpft habe. Niembsch lebte drei volle Monate (August bis Anfang Novembers) hier und deren zwei in meinem Hause; er sah Uhlanden wiederholt in Tübingen und gibt durch meine Vermittlung seine Gedichte (ein sehr mäßiges, aber — wie Sie am besten wissen — sehr gehaltvolles Bändchen) bei Cotta heraus." Die Widmung dieser Gedichtsammlung an G. Schwab war das schönste Gastgeschenk, das der scheidende Dichter im Hause des Gastfreundes zurücklassen konnte. Diese bezaubernden Dichtungen, in welche ihr Verfasser durch höchst eigenthümlichen tiefergreifenden Vortrag seine ganze Seele zu gießen wußte, verbunden mit der überaus anziehenden persönlichen Erscheinung des Dichters, gewannen diesem bald die Herzen Aller, mit denen er in Berührung kam. Nebst Schwab, dem Muster der edelsten Geselligkeit und Gefälligkeit, und Uhland, dem Manne von wahrhaft antiker Einfachheit und Größe, gehörten der warm- und treuherzige Geisterseher Justinus Kerner, der zartfühlende Karl Mayer, den Niembsch selbst „ein wahres Freundesgenie" nennt, die trefflichen Brüder Paul und Gustav Pfizer, der ritterlich feurige Graf Alexander von Württemberg, der

greise Geheimerath Hartmann, „der alte Herr mit seinem schönen Ernst und seinem würdigen Schatten der Augenbrauen," dann Professor Reinbeck und dessen Gattin Emilie, in deren Hause Niembsch während seiner späteren Besuche Stuttgarts jederzeit die gastlichste Aufnahme fand, bald zu den innigsten Freunden und Vertrauten des Dichters. W. Menzel, Hofkaplan Grüneisen, Legationsrath Löhe, Dr. Hauff, der eben in Stuttgart anwesende K. Egen Ebert, der Maler Louis Mayer (Bruder des Dichters), denen sich später v. Sternberg, der religiöse Dichter Albert Knapp, der Prediger Hofacker, Groß-Hefinger, Dr. Nork, Dr. Ehrenbaum, Hermann Kurz, F. Tingelstedt, Levin Schücking u. A. anreihten, erweiterten im Laufe der Zeit den Kreis seiner dortigen Befreundungen oder doch Berührungen. So ward das freundliche Schwaben mit seinen einfach biedern, tüchtigen Männern und seinen sittig sinnigen Frauen unserm Dichter dauernd eine zweite Heimath, ein liebes, geistiges Vaterland, in welches ihn nach kurzer Trennung die bald erwachende Sehnsucht immer wieder zurückführte. Seine Muse fand dort stets den fruchtbaren, freien Boden wieder, welcher ihr bei den bekannten Verhältnissen in der wirklichen Heimath bisweilen unter den Füßen zu schwinden schien. Wenn Niembsch auch nicht immer die Meinungen und Richtungen seiner schwäbischen Freunde theilte, wenn sich seine schroffe Eigenthümlichkeit bisweilen in expositionellem Gegensatze zu ihnen befand, wenn Einige und gerade die Bevorzugtesten unter ihnen bei dem schwankenden Unbestande der Stimmungen und Neigungen unseres Dichters bisweilen mit Recht über Vernachlässigung zu klagen hatten, wenn mitunter ein arglos ausgesprochenes Wort sein so zartbesaitetes Gemüth, dessen Reizbarkeit er in dem Gedichte „Leichte Trübung" (I, 43) selbst belauscht hatte, tagelang verstimmen konnte, so brach doch die alte Neigung mit aller Weichheit und Wärme seines Gefühls bald wieder versöhnend hervor, und Alle blieben ihm unverbrüchlich mit der innigsten Achtung und Anhänglichkeit, theilweise mit wahrhafter Aufopferung, zugethan bis zum Ende. Und in der That haftete an der persönlichen Erscheinung Lenau's, in welcher sich der begeisterte Seher und tiefsinnige Dulder vereinigte, fast noch mehr als an den Werken seines Genius der Zauber einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, welcher Jeden mit sich fortriß, der in seine Kreise getre.. n war, und allmählich jenen, immer zahlreichere Anhänger zählenden Lenau-Cultus herbeiführte, in welchem sich vorzüglich Frauen hervorthaten, gleichsam um das durch den Tod unterbrochene Werk der Mutter, deren Lebensaufgabe sie geerbt zu haben schienen, halb unbewußt aber gleich liebevoll wieder aufzunehmen und fortzusetzen. So edel der Entstehungsgrund, so tiefsichen der Sinn dieses Dichtercultus gewesen seyn mochte, so stehen wir doch an, ihn einen segensreichen zu nennen.

denn wir sehen zuletzt unsern Dichter, durch die allzusorgliche Pflege doppelt empfindlich gegen die rauhere Außenwelt geworden, unmittelbar aus den Händen der Liebe in den Abgrund des grauenvollsten Elends gleiten. —

Aber auch ein edles weibliches Herz war dem Dichter während seines Aufenthaltes in Stuttgart zugefallen; Musik, die göttliche Bezwingerin der Herzen, stand dem einfach schüchternen Mädchen unabsichtlich bei, des Dichters Herz zu gewinnen, wie Poesie ihm das übrige bereits gewonnen hatte. Insbesondere übte der seelenvolle Vortrag der herrlichen „Adelaide" von Beethoven im Munde des holden Mädchens einen mächtigen, sein Lebensmark süß erschütternden Eindruck auf Niembsch, dem der ihm geistig verwandte Meister längst schon als der echte Messias der neueren musikalischen Aera galt;

„Den ich höchst als Meister ehre
Nächst dem schroffen Urgebirge
Und dem gränzenlosen Meere"

sang Lenau einige Jahre nachher mit Bezug auf Beethoven. (Man vergleiche „Beethovens Büste" II, 248, und das gleichfalls spätere Gedicht „An Luise" II, 125.) War ein weibliches Wesen je geschaffen, ein irdisches Dasein zu beglücken, so war es dieses herrliche Mädchen, welches mit einem blühenden, äußerst anmuthigen Aeußern die edelsten Vorzüge des Geistes und Gemüthes, vielseitige und tiefe Bildung in reichster Frische in sich vereinigte. Die Neigung war, obschon keine ausdrückliche Erklärung stattfand, eine innige, gegenseitige. Es ist ein zwar unverfänglicher, weil nunmehr unfruchtbarer, aber doch nicht zu unterdrückender Wunsch, der Dichter möchte doch dieß einemal, als das verklärte Lebensglück ihm sichtbar so nahe stand, die sichere Kraft der Selbstbestimmung gefaßt und mit klarem Zukunftblick einen Entschluß gefaßt haben, geeignet, die trübe Vergangenheit in Vergessenheit zu senken und die Thränen des Unheils auf immer zu bannen! Aber mag er nun sich selbst nicht mehr für fähig solchen Glückes gehalten oder gewissenhafte Bedenken getragen haben, ein ihm theures Wesen an seine eigenen vermeintlichen Unglückspfade zu fesseln, genug, er entschloß sich zu der ihm näher liegenden Passivität des Entsagens. Er selbst läßt sich darüber in Briefen an K. Mayer vernehmen; so unter 1. December 1831: „Auch noch ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, in mein unheilbares:

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt."

und später am 6. Jänner 1832 aus Heidelberg: „Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühl' ich," dann am 12. Jänner 1832: „Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen," und endlich am 21. Jänner: „Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen frei zu geben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit." K. Mayer aber, der sinn- und liebreiche Beobachter und Vertraute fügt bei: „Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Weltenschlag sie auch jetzt in einem so entscheidenden Augenblick hindere, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden: aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und dem Glück trat mir, ohne daß ich um das Warum? gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele." [1] Lenau's scharfer Geist wäre der motivirten Antwort an dieses Warum? gewiß nicht ausgewichen, der Ehrgeiz aber konnte kein anderer sein; der künftige Dichter der Skepsis war bereits deren Adept den selbstsüchtigsten Lebensfragen gegenüber; der Beruf zur Skepsis aber schließt den Beruf zum Glücke unerbittlich aus. — Auf den Schwingen des Liedes trug der Dichter seine Liebe bewahrend in das Reich unvergänglicher Erinnerung (vgl. die Gedichte: „Unmögliches" I. 315, „Mein Stern" I. 317, „Waldgang" I. 349, „Scheideblick" I. 351); in den „Schilfliedern" (I. 35), welche dem holden Gegenstand derselben im befreundeten Kreise die Benennung „Schilfröschen" verschafften, klingt die süße Wehmuth jener Tage in melodisch beruhigten Tonwellen an unsrer feierlich ergriffenen Seele vorüber:

„Weinend muß mein Blick sich senken:
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Dringedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!" —

Im November 1831 begab sich Niembsch, der in dem zerstreuenden Stuttgarter Leben doch endlich an die Wiederaufnahme und Vollendung seiner medicinischen Studien zu denken begann, nach Heidelberg, um an der dortigen Universität das

[1] Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund, herausgegeben von Karl Mayer. Stuttgart 1853. S. 73 u. ff.

zum Frühjahre zum Doctor zu promoviren. Neben den medicinischen Studien ergab er sich dort mit Eifer der philosophischen Lektüre und Forschung, und schloß vertraute Bekanntschaft mit den größten Denkern der älteren und neueren Schulen: vorzüglich vertiefte er sich in Spinoza's Schriften. Sein grübelnder Scharfsinn suchte auf allen Bahnen des Wissens die Lösung seiner folternden Zweifel, denen bereits die treuesten Freunde, wie Schwab, Kerner, Mayer, mit den Waffen der Liebe und des Humors erfolglos zu Leibe gerückt waren. Die Jurisprudenz, nur positive Resultate für's bürgerliche Alltagsleben erstrebend, war, wie früher die allzunüchterne Landwirthschaft, bald beseitigt worden; die Medicin an der tastenden Hand der Empirik versprach nur grobsinnliche Erfolge; spekulative Philosophie dagegen, welcher später die Dogmenwissenschaft zu Hülfe kommen sollte, verhieß lohnendere Aussichten ins Gebiet des Uebersinnlichen und der Dichter versenkte sich immer mehr in deren unabsehbare Tiefen. In dem Gedichte: „Der Unbeständige" (I. 329) ist dieses unstäte Streben nach wissenschaftlichen Zielen dichterisch gezeichnet. Von seinem Leben in Heidelberg wußte Niemtsch den Freunden wenig Erfreuliches zu berichten. Das dortige Klinikum fand er äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß er seinem Zwecke, praktische Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Zudem werde seine Seelenverstimmung von Tag zu Tag ärger und beginne auch ziemlich merklich auf seinen Körper zu reagiren. — Ausflüge zu den Freunden in Waiblingen (K. Mayer) und Weinsberg (J. Kerner) in Tübingen (Uhland) und Stuttgart (Schwab, Reinbeck u. a.) sowie der geselligе Verkehr mit den Heidelberger Burschen unterbrachen die Einförmigkeit des Universitätslebens und besserten vorübergehend die schwermüthige Stimmung. Gleichzeitig beschäftigte sich Lenau mit der Correktur seiner Gedichte, welche zu Ostern (1832) bei Cotta erscheinen sollten und denen während seines Verweilens in Württemberg und Baden manhafte Bereicherungen zugewachsen waren. Wir nennen, nebst den bereits aufgezählten, unter letztern: „Winternacht" (I. 36), „Die Wurmlingerkapelle," als Nachklang eines mit Uhland u. A. dahin unternommenen Spazierganges (I. 101), „In der Schenke," dem „Fäßchen" in Heidelberg am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution (I. 151), „Der Maskenball" (I. 153), „Die Heidelberger Ruine" (I. 189), „Auf ein Faß in Oehringen" (I. 197), „Am Grabe eines Ministers" (I. 310), „In das Stammbuch einer Künstlerin," Emilien Reinbeck, der fruchtvollen Landschaftsmalerin, deren gelungenste Bilder durch Lenau'sche Gedichte z. B. „Die Waldkapelle," „nach Süden" angeregt werden (I. 313), „Theismus und Offenbarung" auf einer Wanderung mit Mayer nach Eßlingen entstanden (I. 337), „Die Marionetten" (II. 345) u. a. Auch mit dem Plane zu einem Trauerspiele

„Barbara Raziwil" scheint sich der Dichter damals getragen zu haben, doch blieb uns davon nicht einmal ein Fragment erhalten. Von einem früheren Versuche in dieser Dichtungsgattung aus dem J. 1830 hat des Dichters „Nachlaß" (IV. S. 283) ein Bruchstück: „Helena" aufbewahrt. In eine noch viel frühere Zeitepoche mußte das für ein Liebhabertheater bestimmte Lustspiel: „Die Mariage in Ungarn" fallen, dessen Lenau gegen Emma Niendorf[1] erwähnte, wenn diese Angabe nicht vielleicht ein Scherz der bisweilen recht muthwilligen Dichterlaune gewesen. Daß der Dichter seine dramatischen Arbeiten nicht weiter auf Kosten der lyrischen, in denen er so Unübertreffliches brachte, fortgesetzt hat, dürfen wir kaum zu bedauern haben, denn ein Dichter, der dem Theater eine so traurige Zukunft prophezeit, wie Lenau gethan,[2] konnte selber wohl nimmer zum dramatischen Schriftsteller geboren seyn.

Während des Heidelberger Aufenthaltes hatte Lenau's Europamüdigkeit ihren Gipfelpunkt erreicht, die Sehnsucht nach dem freien Amerika mit seiner großartigen Naturscenerie erfaßte ihn aufs Neue mächtig und dießmal unwiderstehlich. Zum Leidwesen und gegen alles Abmahnen der Freunde, die seinen Inspirationen in dieser Richtung nicht zu folgen vermochten, schrieb sich Niembsch mit 5000 Gulden in eine Auswanderergesellschaft ein, welche, aus 200 Köpfen bestehend, am Missourifluß eine Niederlassung gründen sollte. Ihm wurden dafür 1000 Morgen anbaufähigen Landes in Aussicht gestellt. Er wollte, so es ihm wohlgefiele, fünf Jahre dort bleiben; aber schon unterwegs von Bord aus versprach er seine baldige Rückkehr nach etwa vierwöchigem Aufenthalte. „Niembsch ist von Amerika ganz besessen," schrieb J. Kerner damals an Mayer. „Er ist wieder viel wilder als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen (?), die ihm so sehr fehlen, allein in Heidelberg wieder vierzehn Tage sich selbst überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert." — „Amerika ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen." Niembsch selbst aber motivirte seinen Entschluß in einem Briefe aus Weinsberg vom 13. März 1832 in folgenden Worten: „Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, mein

[1] Emma Niendorf „Lenau in Schwaben." Stuttg. 1853. S. 193.
[2] „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr" u. s. w. bei Frankl a. a. O. S. 86.

Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst du dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenns nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles Andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr" u. s. w. und J. Kerner setzt am Schlusse in seiner scherzhaft ernsten Weise bei: „das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämen, es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz ꝛc.; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe!" Ein in dieselbe Zeit fallendes Brieffragment Lenau's an K. Mayer, in welchem nebst einer merkwürdigen Selbstschau, eine Berahnung seines spätern dunkeln Geschickes niedergelegt ist, gestattet tiefere Einblicke in die damaligen Seelenzustände des Dichters. „Ich habe die Klage vernommen," schreibt er, „die Klage deines lieben freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, über's Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit, sieh, ich würde sagen: „Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht, wie du und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten, denn ich muß mir sagen: du gehst in die See, du vertraust dich den trügerischen Wellen, du überantwortest dein Herz, sammt aller Liebe, die du für deine Freunde darin hast, den unsichern Winden! Die Erinnerung sogar an deine Freunde kann ein Windstoß verwehen auf ewig! Das sag' ich mir Alles, aber ich reise doch! Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Er habe nämlich einen Wahnsinnigen heilen wollen und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand, und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren." Dieß sind die trefflichen Worte unseres Freundes. Ein Analogon von solchem Dämen glaube ich auch in mir zu beherbergen. Merkt dieser Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen. — Wie oft hab' ich meiner guten

Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens du es, mein lieber Mayer! Du wirst mich darum nicht weniger lieben." — — „Ich schreibe dir das Alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenster der geliebten L. Ich schlafe nämlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gern er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner L. stehen und hinaufblicken wo sie schläft, und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hinein schütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein anderer Geist als der Tämen des Unglücks in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen." — Die Reise wurde gegen Ende Mai 1832 angetreten, die Fahrt nach Holland auf einem Rheinschiffe zurückgelegt. Differenzen unter den Auswanderern und Reisegenossen, wobei Niembsch zu schlichten und zu richten hatte, das leidige Paßwesen und Anderes gaben mancherlei Anstände. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Gränzorte, wollte den Reisenden zurückschicken, weil dessen abgelaufener Paß kaum für eine halbe Legitimation gelten könne. Die Musik trat auch diesmal als Vermittlerin ein. Lenau's Geigenspiel gewann ihm die Gunst eines Zollbeamten, einer von allem Verkehr abgeschnittenen musikalischen Seele. Des Dichters „Passagen auf der Geige" entzückten endlich auch den Bürgermeister dermaßen, daß er ihm die „Passage über die Gränze" durch die Finger sah. Holland mit seinen „sehr schönen Mädchen und sehr schönen Kühen," seinen Kanälen, Windmühlen und so überaus reizlosen Landschaften konnte ihm wenig gefallen, doch entlockte es ihm eine poetische Erinnerung in dem lieblichen, naturwahren Bilde „Auf eine holländische Landschaft" (I. 370). Selbst Amsterdam mit seinem seestädtisch kaufherrlichen Treiben, mit seinen schmalen Giebelhäusern „so daß eine Amsterdamer Straße aussieht wie grobe, geschmacklose Mosaik" machte keinen vortheilhafteren Eindruck; er war sehr froh, sich endlich auf dem holländischen Ostindienfahrer „Baron van der Kapellen" einschiffen und am 1. August in See gehen zu sollen. So schied Lenau von Europa, der deutschen Heimath seine mittlerweile erschienenen „Gedichte" als Abschiedsgabe zurücklassend.

Man möchte fast versucht seyn, diese Amerikafahrt unseres Dichters — unternommen zu einer Zeit, wo die Ueberschiffung des atlantischen Oceans noch nicht so häufig, so leicht und bequem wie in unsern Tagen stattfand, — für eine Aeußerung entschiedener Willenskraft und Entschlossenheit zu halten. Das Muthvolle des Beginnens anerkennend, glauben wir darin, in so fern der Entschluß auf ein festes,

bestimmtes Ziel gerichtet seyn soll, eher das Gegentheil zu sehen: die Aeußerung des Schwankens, des Unbestandes, freilich nicht einer gewöhnlichen, sondern einer tiefer angelegten, faustischen Natur. Lenau selbst erklärt Amerika als ein nothwendiges Element seiner Ausbildung, gewissermaßen als eine Fortsetzung seiner Studien. Wie er bisher, die verschiedenen Disciplinen des Wissens durchmusternd, Lehranstalten und Fakultäten gar oft gewechselt hatte, so schwankte der Unstäte von der ihm nimmer genügenden Schule Europa's jetzt hinüber zur transatlantischen Lebenshochschule Amerika's, um dort, noch Student in größerem Style, seine Selbsterziehung, sowohl als Dichter, wie als Staats- und Weltbürger, fortzusetzen.

Nach einer ziemlich langen, mitunter stürmischen und durch den schlechten Zustand des Schiffes gefährlichen Ueberfahrt kam Niembsch gegen Mitte Octobers in Baltimore an. „Es machte ihn," schrieb er von dort am 16. Oktober 1832 an Schurz in Wien, „um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hätte. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise auf sein Gemüth wäre ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in ihm befestigt hätte. Das Meer sey ihm zu Herzen gegangen. Die zwei Hauptmomente, die ihn gebildet, nannte er das atlantische Meer und die österreichischen Alpen;[1] vorzugsweise aber erklärte er sich für einen Zögling der letztern. Unbeschreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte, in tiefer gränzenloser Einsamkeit. Dann erwachte die Sehnsucht nach den lieben Bergen, den lieben Menschen in der Ferne. Das stille Meer, möchte er fast behaupten, sey größer, als das bewegte, wie es denn scheu dem Auge ausgedehnter erscheine.[2] Wenn aber starke Winde und ungeheure Wellen das Schiff in ihre Mitte nähmen, und sich's verächtlich in die Hände schleuderten, und man plötzlich an die Wand geworfen würde, wie eine willenlose Kleinigkeit, so empöre das den Stolz aufs bitterste, und je weniger der äußere Mensch aufrecht stehen könne, um so mehr thue es der innere. — Zu Nordamerika gefiel es ihm ganz und gar nicht. Anstatt des Weines hätten sie dort Cider (spr. Seider) worauf sich „leider" reime. Und, ach, keine Nachtigall! — Es scheine von ernster tiefer Bedeutung zu seyn, daß die Amerikaner gar keine Nachtigall hätten. Das wäre, wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehöre dazu, ihnen zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden."[3] Wir fügen, der Zeitfolge zwar etwas vorgreifend, zur

[1] S. das Gedicht „Berthens Bäder" II. 249. Vgl. auch „An die Alpen" II. 215.
[2] Vgl. „Meeresstille" I. 231. „Sturmesnacht" I. 232.
[3] „Album einer Dichter" S. 11 u. ff.

Ergänzung dieser Schilderung im Auszuge bei, was der Dichter in einem spätern (im April 1833 angekommenen) Briefe aus Lisben am Ohio an Emilie Reinbeck berichtete: „Amerika ist das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben." — „Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod. Anfangs dünkt ihnen das fremde Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem mächtigen Heimweh. Aber wie bald ist dieß Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verliere ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebelbade Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste und hier ist in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht daß ich davon genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen." [1] Auch die Natur fand er in Amerika weit unter seiner Erwartung, „entsetzlich matt", die Landschaftsformen monoton und unphantastisch. Kein wahrer Sangvogel! der Natur werde es da nicht so wohl um's Herz oder so weh, daß sie singen müßte! Nur drei Dinge hob er als solche hervor, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht: einen fast ersterbenen Urwald im Westen, das Hudsonthal von New-York hinauf und den Niagarafall. Habe die Natur selbst kein Gemüth, keine Phantasie, so könne sie auch ihren Geschöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebe ein poesieloses, gewinnsüchtiges Geschlecht, „ausgebrannte Menschen in ausgebrannten Wäldern," Menschen deren Rauhheit eine zahme und darum doppelt widerlich sey, von einer „sonderbar kalten Heiterkeit" die aus Unheimliche streife. Der Mensch sey hier weder edler noch gebildeter, weder sittlicher noch glücklicher als anderwärts. Leiste die freie Staatsform in dieser Hinsicht so wenig, so habe sie ihm auch keinen besondern Werth, denn es sey gleichgültig, wie er mit einem derben Kraftworte schloß, „ob der Quarkfladen in eine runde oder viereckige Form getreten werde." Der Union prognosticirte er, aus Anlaß der damals am heftigsten verhandelten Sklavenfrage, baldiges Auseinanderfallen. Mündlich parodirte er die „vereinten Staaten" wohl in „verschworne Staaten" und unbeschreiblich war die Mischung von Mitleid und gutmüthiger Ironie auf seinem Gesichte, wenn er, der durch und durch

[1] Bei Mayer a. a. O. S. 102 u. ff.

Musikalische, bei guter Laune den unmelodischen Tonfall des steifen, bärentanzartigen Doodle-Yankee-Nationalmarsches mittelst seines klangvollen Lippenpfiffes den Freunden zum Besten gab. Seine Lora aber sang:

„Es ist ein Land voll träumerischen Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest,
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben:
Die Heimath hätte weicher sie begraben."

(„Der Urwald" S. 217.)

Das poesielose Land konnte den Porten nicht lange festhalten, und dennoch läßt sich nicht läugnen, wenn gleich der Mißmuth des mannigfach Enttäuschten es nicht unbedingt zugestehen mochte, daß gerade dieses Land ihn, auch dichterisch, ausgebildet und männlich gereift, daß es seinen Unabhängigkeitssinn gestärkt, sein Selbstgefühl gehoben, seinen Weltblick erweitert hat. Jene trüben Anschauungen aber, aus augenblicklichen Verstimmungen hervorgegangen und in ihrem prophetisirenden Theile durch die Folgezeit nicht bestätigt, erklären uns die Eilfertigkeit, mit welcher er seinen Ausflug abzukürzen und die Heimkehr zu beschleunigen bestrebt war. Niembsch hatte sich in Baltimore einen Schimmel gekauft, den er, in Erinnerung an seinen polnischen Freund, Bolez benannte und auf welchem er die Weiterreise durch die Urwälder antrat, nachdem er die abenteuerliche Einladung eines deutschen Studenten und Geigers zu einer gemeinschaftlichen musikalischen Kunstreise abgelehnt hatte. In Folge der Auflösung jener schwäbischen Auswanderergesellschaft, mit welcher er aus Deutschland gekommen, erkaufte Niembsch auf eigene Rechnung am 26. October 1832 in Crawford-County 400 Morgen Urwald an Staatsländereien. Er überließ diesen Grundbesitz, von welchem er sich mit der Zeit eine ergiebige Rente versprach, einem mit ihm herübergekommenen, scheinbar rechtschaffenen und arbeitsamen Zimmermeister aus Württemberg in mehrjährigen Pacht, fand sich aber in der Folge in jeder Hinsicht bitter enttäuscht. Am

7. Februar 1833 besuchte Lenau von Pittsburg aus in Gesellschaft des Schriftstellers W. R. Nicklen und des Pittsburger Kaufmanns C. L. Bolz, dessen er unter seinen amerikanischen Bekanntschaften immer mit dankbarster Anhänglichkeit gedachte, die interessante Niederlassung des alten Rapp in Economy. (Nicklens 1834 in Aarau erschienene Bearbeitung von J. P. Dawis „Guter Rath an Einwanderer in die Vereinigten Staaten" ist in freundlicher Erinnerung an diesen Ausflug seinen beiden Reisegefährten Lenau und Bolz gewidmet.) Die längeren Ritte durch die dumpfen Nebel der Urwälder, welche unserem Reisenden nicht unerhebliche rheumatische Leiden zugezogen hatten, die Nachwehen des Scorbuts, als Folge des fast ausschließlichen Rauchfleischgenusses auf der Seereise, endlich ein Loch im Kopfe, das er sich auf einer Schlittenfahrt beim Umsturze seines Gefährtes gefallen hatte, machten diesen Winter in der kalten Fremde für ihn zu einem höchst leidenvollen; längere Zeit konnte er in Lieben das Bett nicht verlassen. Dennoch blieb Lenau's amerikanischer Aufenthalt nicht unfruchtbar für die Poesie; wir verdanken ihm den Cyclus „Atlantica" I. 247, die Gedichte: „der Indianerzug" I. 206, „die drei Indianer" I. 211, „der Urwald" I. 217, „An einen Baum" I. 221, (wohl als Erinnerung an den edlen Greis Geheimrath Hartmann in Stuttgart), „Niagara" I. 225, „das Blockhaus" I. 227 u. a., dann auch die auf See und Seemannsleben bezüglichen Stellen und Scenen im „Faust". Als der Frühling und mit ihm die Körperkraft wiederkehrte, raffte Niembsch sich auf, besuchte rasch die Niagarafälle, eilte dann nach New-York und von dort nach Europa und Deutschland zurück, dessen Boden er im Juni 1833 bei Bremen zuerst wieder begrüßte. Deutschland aber hielt dem Wiederkehrenden den vollen Kranz des Ruhmes entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeistertem Gruße zu.

Während der Abwesenheit des Dichters hatten seine Gedichte sich mächtig Bahn gebrochen. Ein neuer und großer Genius hatte sich darin dem deutschen Volke aufgeschlossen; diese Dichterweise war noch nicht dagewesen. Dieser Rhythmus und Wohlklang der Sprache, diese edle Reinheit der tadellosen Form, diese Tiefe und Gedankenfülle, dieser Reichthum an überraschend neuen und zugleich so naturwahren Bildern, deren plastische Anschaulichkeit dem Dichter den Beinamen eines „Bildhauers der Gedanken" eintrug, diese feine Betrachtung und treffende Symbolisirung der Natur, diese Männlichkeit der Gesinnung bei so sinnlicher Weichheit und sensitiver Zartheit des Gefühls, diese Macht und Unergründlichkeit eines Schmerzes, von dem alle Welt mit Chamisso sehr richtig fühlte, daß dieß kein gemachter knabenhafter Schmerz sey, waren bisher noch in keiner dichterischen Persönlichkeit in so

harmonischem Schmelze vereinigt. Zudem hatte der Dichter durch seine Haidebilder und Magyarenlieder auf noch unbebautem Felde neue Bahnen eröffnet. Der Blick des Genius entdeckt der Poesie neue Welten; leider kann sein Ansehen es nicht verhindern, daß die ausbeutende Mittelmäßigkeit seine Pfade nachtrete und verunstalte. Jene Gedichtsammlung, an welche der Dichter allmählig Verwandtes anreihte, enthält in dem jetzigen Umfange von zwei Bänden das Zarteste, Schönste, Tiefste der Lenau'schen Muse; sie bildet in der That die Blume der Lenau'schen Poesie und ist eine wahre Bereicherung nicht nur der deutschen, sondern der lyrischen Dichtung aller gebildeten Völker. Diese süße träumerische Poesie der Melancholie gewann dem Dichter fast ausnahmslos die Bewunderung der Geister, die Liebe der Herzen. Hier ist er der tiefsinnige liebenswürdige Dulder, dessen Leiden, aus eigenen schmerzlichen Erlebnissen stammend, nur in Wohllaut austönen und eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den Hörer üben. Hier ist seine Poesie einer jener glänzenden aber schwarzen Spiegelgloben, wie man sie in Gärten aufzustellen pflegt, welcher uns durch einen wohlthuenden Contrast die sonnigheitere Welt zwar in seiner eigenen dunkleren Färbung, aber doch klar und scharf abspiegelt. Größeres, poetisch Gewaltigeres, im Einzelnen Erschütternderes mag Lenau in seinen spätern größeren Dichtungen gesungen haben; poetisch Schöneres, menschlich Edleres, künstlerisch Vollendeteres gewiß nicht. Wo seine Poesie ein ihrer Ursprünglichkeit Fremdes als Resultat der Forschung sich aneignet, wo sie die Trostlosigkeit der Menschen- und Weltgeschicke nur durch das reflektirende Mitgefühl auf sich einwirken läßt, wo sie Satzungen aufstellt, Postulate formulirt, kurz, wo der Dichter nicht mehr als Dulder, sondern als Angreifer und Kämpfer auftritt, verliert seine Poesie jenen Zauber der Allgewalt; indem sie sich geharnischte Gegner aus dem Boden empor stampft, verschüchtert sie zugleich die minder kampflustigen Freunde. Damit sollen die großen anderseitigen Verdienste dieser Dichtungen nicht verkleinert, sondern nur die Bedeutung jener lyrischen Sammlung hervorgehoben werden.

Niembsch begab sich zuerst zu den Freunden in Schwaben, dann (im Herbst 1833) in sein heimathliches Oesterreich zurück, überall begrüßt von Glückwünschen und Huldigungen; die alten Freunde schlossen sich noch fester an ihn, neue Bekanntschaften drängten sich um den so schnell berühmt gewordenen Dichter. Obschon diese neue Poesie des Schmerzes und der Entsagung nicht angethan war, um in Oesterreich schnell populär zu werden, da es dem lebensfreudigen genußliebenden Volkscharakter des Oesterreichers zunächst an dem entgegenkommenden Verständniß dafür fehlte und dieses erst von außen herein vermittelt werden mußte, so fand sie doch unter den Schriftstellern und gebildeten Männern der Nation bald verständige

Bewunderer und begeisterte Verehrer, an welche sich ohne eigentliches tieferes Verständniß ein zahlreicher Kreis von Leuten anschloß, denen es bei ihren Ansprüchen auf Bildung als Ehrensache galt, dem „vaterländischen Dichter," den das „Ausland" anerkannt und bekränzt hatte, auch ihrerseits Huldigungen und Beifallsbezeugungen nicht zu versagen. Lenau selbst äußert dießfalls in einem Briefe an K. Mayer vom 17. Oktober 1833: „Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten." — Aber auch auf das äußere Befinden und Gebaren des Dichters wirkte diese Anerkennung merklich wohlthuend; er fühlte sich momentan gehoben und erfreicht und konnte mit Bezug darauf in demselben Briefe fortfahren: „Ich bin ganz gesund. Die Leute wundern sich über mein gutes Aussehen. Einige sagten, ich sey gewachsen!! meine Schwester sogar war so närrisch es zu glauben. Mag seyn, daß ich mich aufrechter halte, wenigstens in moralischer Bedeutung möchte dieß wahr seyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das scheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren."

Wir stehen nun an einem Lebensabschnitte unseres Dichters, welcher, obschon durch kein hervorragendes Ereigniß bemerkbar, gerade durch diesen Mangel von bedenklicher Bedeutung für seine Zukunft wird. Männer gleichen Alters bezeichnen sonst diese ihre Lebensperiode mit einer der wichtigsten Handlungen, mit der entscheidenden Wahl eines bestimmten Lebensberufes. Ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen, von einnehmendem Aeußern, gesund, kräftig und jugendlich rüstig, im Besitze anständiger Subsistenzmittel und eines weithin gefeierten Namens, konnte Niemlich, wenn er mit Ernst und klarem Blicke seine Wahl getroffen hatte, an dem Gelingen nicht zweifeln. Gerade der echte Dichter bedarf, wenn seine Poesie eine gesunde bleiben, wenn sein eigenstes Element, die Phantasie, in deren schwindelerregende Schrankenlosigkeit sich sein Geist stürzt, ihm nicht Gefahr und Verderben bringen soll, des moderirenden Gegengewichtes einer verständig nüchternen Wirklichkeit. Um das Haupt träumerisch im Aether wiegen zu können, muß die Kunst fest im Boden wurzeln. Die größten Dichter aller Zeiten, Goethe an der Spitze, dienen als bestätigende Beispiele. Sie haben das praktische Berufswirken nicht für unwürdig ihrer Mithülfe gehalten, die Dichtkunst selbst aber nie als ausschließlichen Lebensberuf gelten lassen, eben weil sie ihnen dafür zu hoch stand und zu heilig

war. Lenau's keuscher, klarer und strenger Genius gehörte nicht zu jenen unglücklichen Naturen, deren angebliche Hypergenialität, bald dem Titanen-, bald dem Vagabundenthum angehörig, auf dem realen Boden des Lebens, — wozu wir nahrungslose Sandsteppen und sumpfige Niederungen freilich nicht zählen können, — keinen Standpunkt und Halt zu finden weiß. Sein durchdringender Verstand, sein ernster Sinn für bürgerliche Tugenden, seine warme Empfänglichkeit für Familienglück und geordnetes Staats- und Gemeinwesen, sein strenges Rechts- und Pflichtgefühl, die schmiegsame Gewandtheit seines Geistes für alle Formen menschlicher Erkenntniß befähigten ihn, wie Wenige, zu einer hervorragenden Stellung auch im praktischen Berufsleben; es fehlte nichts als der Entschluß. Wir können nur beklagen, daß er nicht gefaßt wurde. Nur einmal scheint ein ernsterer Versuch beabsichtigt gewesen zu seyn; der Wunsch der Freunde: Niembsch möchte sich um die eben erledigte Professur der Aesthetik am k. k. Theresianum bewerben, anfangs vom Dichter als seinem Geschmacke zusagend beifällig aufgenommen, scheiterte bald wieder daran, daß Niembsch sich nicht selbst bewerben, sondern gerufen seyn wollte; das System solcher Berufungen war im damaligen Oesterreich noch nicht in Uebung. So ward unser Lenau ein poetischer Aeronaute, der, nachdem er die Bande, die ihn an den festen Boden knüpften, gelöst und den Ballast, der seinen Aufflug hemmte, über Bord geworfen hat, zur alten Erde und den seinem Fluge mit Bewunderung und Angst nachblickenden Lebenden nimmer wieder zurückkehren kann, ausgenommen wenn er die Kraft, die ihn erhob, wieder ausströmen läßt oder in jähem schwindelndem Sturze. Aehnliche Gedanken mögen den Dichter selbst manchmal beschlichen haben; so, als er gegen Frankl äußerte: „Du kennst die Geschichte vom Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können." Und in viel späteren Jahren, in einem der lichten Momente seiner ersten Krankheitsperiode (die er als eine heilsame Einkehr in sich selbst anzusehen geneigt war), machte er Pläne die Medicin wieder aufzunehmen: „ein guter Gedanke zum Wohle der Menschheit" sey mehr als alle seine Werke; er müsse einen Beruf haben u. s. w. [1]

Unabhängig von Berufspflichten, — was man sonst so nennt, denn Lenau trieb die Dichtkunst als eigentlichsten Lebensberuf, — unumschränkter Herr seines Willens und seiner Zeit, lebte unser Dichter durch die folgende Reihe von Jahren in einer Art unstäter Stätigkeit, abwechselnd geselig in selbstgewählten Kreisen und wieder zurückgezogen in einsamer Abgeschlossenheit, seinen Studien, vorzüglich

[1] Emma Niendorf am e. a. O. S. 260.

literarischer und philosophischer Richtung, seinen dichterischen Arbeiten und dem Umgange mit den Freunden. Das gesang- und musikerfüllte Wien mit seinen reichlichen Gelegenheiten, sowohl die Einzelleistungen der Matadore des modernen Virtuosentums, als auch das künstlerische Zusammenwirken in großartigen musikalischen Aufführungen einem weiten Hörerkreise zugänglich zu machen, übte auch als solches auf unsern musikkursigen Freund seine dauernde und nie geschwächte Anziehungskraft. Der Wiener Aufenthalt wurde von Zeit zu Zeit durch kleinere Ausflüge und größere Reisen unterbrochen; erstere galten der Umgebung Wiens, dann den österreichischen und steirischen Alpen, — wo er die Staatsherrschaft Neuberg wiederholt besuchte, die Schneealpe und den Hochschwab bestieg und auf Gemsen jagte, — ferner dem Salzkammergute, wo besonders Gmunden und Ischl ihn anzogen; letztere führten ihn vornehmlich immer wieder nach Schwaben. So finden wir ihn schon im Jänner 1834 wieder in Stuttgart. Im August desselben Jahres begleitete ihn das Reinbeck'sche Ehepaar ins Salzkammergut, nach Gmunden zu Schleifer und bis zum Gosauer Wasserfalle. Der November 1834 brachte den Dichter abermals nach Schwaben, das er erst im Frühjahr 1835, wo ihn der Tod des Kaisers Franz zur Heimkehr nach Oesterreich bestimmte, wieder verließ. Aber der Spätsommer 1836 führte ihn neuerdings nach Schwaben zurück, wo wir ihn gleichfalls im Juni und November 1837, dann im Sommer 1838 und so fort alljährlich wiederfinden. In der That bewegte sich sein Dasein zwischen Wien, das ihm als heimathliches Lebenselement doch immer unentbehrlich blieb, und Stuttgart, wo sein Geist reichere Förderung suchte und zu dessen Besuche ihm die öfteren neuen Auflagen seiner Werke, deren Correktur er sorgfältigst selbst besorgte, willkommene Anlässe boten, fast mit der Regelmäßigkeit einer perpendikelartigen Schwingung mit seltenen Abweichungen hin und her. Aus der freundlichen Wohnung in Stuttgart, welche das gastfreie Ehepaar Reinbeck zu seiner Aufnahme immer offen hielt, wurden gelegenheitlich die früheren Ausflüge wiederholt: nach Waiblingen zu K. Mayer „dem Kerne" seiner Freundschaften, nach Gomaringen, als Schwab daselbst als Pfarrer lebte, in die schwäbische Alb, nach Tübingen zu Uhland, nach Weinsberg, wo Kerners Gartenhäuschen die Geburtsstätte manches Lenauliedes war, nach Serach bei Eßlingen, wo Graf Alexander von Württemberg, welcher den Busenfreund auch mit den höhern Gesellschaftskreisen in Berührung gebracht hatte, eine elegante Villa bewohnte. Letzterem war er am 18. September 1836 bei einem sehr ernsten Gange als Zeuge zur Seite gestanden. Er selbst aber fand in einer längeren Krankheit (dem Scharlachfieber, das ihn am 20. April 1841 zu Stuttgart ergriffen hatte), im Hause seiner Gastfreunde die ausdauerndste und liebevollste Pflege. Nebst

seinen Gedichten brachte Lenau noch ein zweites schönes Gastgeschenk, dessen er sich gerne rühmte, seinen württembergischen Freunden, nämlich die ihnen bis dahin fast unbekannten Liedercompositionen Franz Schuberts. Nur harmonische Nachklänge bezeichnen Lenau's frühreste Pfade durch das ihm so liebe Schwaben.

Hier ist noch der wichtige Umstand nachzutragen, daß Niembsch bald nach seiner Heimkehr aus Amerika, beiläufig im Herbst 1833, in Wien eine junge Frau, Sophie v. . . . . , kennen lernte, deren Persönlichkeit fortan auf sein Leben und Dichten den mächtigsten Einfluß üben, deren Umgang ihm bis an's Ende die reichste Quelle der geistigen Erfrischung, Anregung und Erhebung, aber vielleicht, — freilich willen- und absichtslos —, auch des Unterganges seyn sollte. Die von A. L. Schurz (a. a. O. S. 13) geäußerte Bemerkung, daß diese Frau „wäre sie noch Mädchen gewesen, ihm vielleicht sein Himmel auf Erden geworden sein würde," können wir nur mit nachdrücklicher Betonung des Wörtchens „vielleicht" wiederholen; die Hinweisung auf Lenau's Begegnung mit Lotten wird unsere schmerzlichen Zweifel rechtfertigen.

Wir geben nach diesen flüchtigen Umrissen der äußeren Erlebnisse zu den gleichzeitigen Manifestationen des inneren Lebens, den geistigen Schöpfungen unseres Dichters über. Neben einzelnen Gedichten der epischen und lyrischen Gattung, unter denen wir die lebensgeschichtlich bedeutungsvolleren noch bei späteren Anlässen berühren, beschäftigte unsern Dichter eine größere episch-dramatische Arbeit, nämlich seine Behandlung der zugleich national-deutschen und doch ächt und allgemein menschlichen Faustsage. Goethe's glänzender Vorgang vermochte nicht den Muth und das Kraftbewußtseyn Lenau's einzuschüchtern. Er beabsichtigte ursprünglich wohl nicht einen Wettkampf mit dem großen Meister; er wollte nur die Möglichkeit darthun, auch noch nach Homer eine Iliade zu dichten, auf dem schon so erfolgreich bearbeiteten Felde Anderes, Neues und doch Bedeutendes zu bringen. Lenau's ästhetisches Urtheil war zu gebildet, zu klar und zu sicher, als daß er verkennen konnte, wie in Goethe's Faust eines der größten und schönsten Gedichte aller Zeiten und Völker, eine wahre Menschheit- und Weltragödie gegeben sey und wie dieser nimmer wieder erreichbare Erfolg gerade durch die großartige, auf's Reinmenschliche gerichtete Objektivität der Behandlung errungen war. Es konnte ihm jenach nicht beifallen, das Unübertreffliche übertreffen zu wollen. Aber er wollte die Faustsage nicht als „Monopol Goethe's" gelten lassen und erklärte sie als Gemeingut der Menschheit. Zugleich erkannte er gar wohl, daß dieser Stoff für eine bedeutende Subjektivität noch unbefruchtete fruchtbare Regionen in sich fasse, wie denn jeder Dichter seinen Faust, wenn auch nicht unter diesem Namen, gedichtet hat oder doch dichten könnte; denn ein wesentlicher Reiz dieses Stoffes liegt in seiner

unzerstörbaren Elasticität, welche für die Einnahmung jeder individuellen Größe genügend freien Raum und doch festen Anschluß bietet. Die eigene Gemüthsstimmung führte ihn unwiderstehlich zur subjektivsten Auffassung und Behandlung: es war ihm Bedürfniß, die reiche Ernte seines grübelnden Scharfsinns in passendem Raume („in den höllischen Katematten meines Faust") einzuspeichern und seine Seele von dem Alpdrucke all der sie beschäftigenden Zweifel und Ideen über Gott und Welt, Natur und Menschenseele, Vergänglichkeit und Fortdauer, Wissen und Glauben u. s. w. zu befreien und zu erleichtern. Er selbst schreibt in diesem Sinne am 21. October 1834 an Emilie Reinbeck: „das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichten entlade." In Mephistopheles will er „einen Kerl" gefunden haben, auf den er seinen „ganzen Höllenstoff" ablagern könne. So ist Goethe's Faust der Mensch, das ganze sterbliche und doch ewige Geschlecht, Lenau's Faust nur eine Individualität, allerdings eine große und bedeutende: Niembsch-Lenau selbst. Dieses Resultat scheint mit des Dichters eigenen Absichten zusammenzutreffen, welcher darin einzelne Züge seines Spiegelbildes mit solcher Porträtähnlichkeit und Wahrheit gezeichnet hat, daß ein Verkennen gar nicht möglich ist. (Man vergleiche z. B. Einzelnes in Faust's letztem Monologe.) Die stolze Selbstgewißheit dieser Individualität, welche die Bestimmung und Herrschaft über sich selbst und ihr Schicksal nicht aus den eigenen Händen geben will, verschmäht es, den Helden in herkömmlicher Art vom Teufel holen zu lassen, sondern läßt ihn durchs eigene Messer fallen. Beachtenswerth bleibt es, daß Lenau's Faust kein Gretchen hat. Sollte diese, wohl nicht ganz zufällige Lücke nicht den später aufgegriffenen Anhaltspunkt bilden, der folgerichtig seiner Zeit zur Don-Juan-Dichtung führte? Jenes Versäumniß und diese Nachholung laufen parallel mit entsprechenden Stimmungen im Leben des Dichters, mit dem verzweifelnden Entsagen in der früheren, und mit dem wiedererwachten Drange des Anschlusses an ein weibliches Herz in der späteren Lebensperiode. Das Gedicht entbehrt zwar des eigentlichen dramatischen Interesses, der Einheit, des Fortschreitens und der kunstgerechten Entwickelung der Handlung und Charaktere; dafür aber bietet es eine Reihe farbenvoller Schilderungen, ergreifende Momente aus dem Seelenleben, lebendige Scenerien und kühne Geistesblitze in die Nachtseiten des Daseyns. Grillparzer nannte den Dichter nach einer Vorlesung dieses Faust den deutschen Dante und in Wahrheit gemahnt das Gedicht wie eine göttliche Komödie der modernen pantheistisch-skeptischen Weltanschauung. Dr. Martensen hat in einer geistreichen Broschüre [1] versucht, diesem Faust auch ächte Christlichkeit

[1] „Ueber Lenau's Faust. Von Johannes M. . . . n." Stuttgart. 1836.

zu pointiren, doch konnte dieser Versuch als ein anachronistisches Vorgreifen in spätere Tendenzen des Dichters nicht überzeugend wirken. Die Kritik, welche das Werk mit Achtung besprach, tadelte nebst der dramatisch-epischen Zwitterform, übereinstimmend den Mangel an einheitlicher Abrundung der Compositionen. Mag dieser Fehler immerhin ein durch die vorwaltende Subjectivität bedingter, somit ein absichtlicher gewesen sein, so fühlte der Dichter doch selbst das Treffende des Tadels und suchte nachzubessern, so weit es anging. So ward während des Sommeraufenthaltes in Auffee und Zell (1840) manche Scene umgearbeitet und erweitert und eine neue hinzugedichtet, (ohne Zweifel das in den spätern Auflagen enthaltene „Waldgespräch" III, S. 132) damit, wie der Dichter darüber an eine Freundin schreibt, das Gedicht dadurch an „Motivhaftigkeit und Zusammenhang" gewinne „zur Vermittlung und zum bessern Verständniß der Katastrophe." Die neue Scene enthält wesentlich nur eine poetische Rekapitulation der damaligen philosophisch-religiösen Denk- und Studienergebnisse des Dichters und in so fern dieser im Faust sein eigenstes Selbst darzustellen beabsichtigte, hätte das Gedicht dadurch an Motivhaftigkeit allerdings gewonnen. — Der Erfolg des Faust war ein überraschend großer und nachhaltiger; vier starke Auflagen sind der redende Beweis dafür.

Um diese Zeit (1833—1834) beschäftigte sich unser Dichter auch mit Kritik; er beabsichtigte einige Recensionen zu schreiben und das Feld, das er als ausübender Künstler so erfolgreich bebaute, auch von den Höhen der Theorie zu beschauen. Er hielt dieß für eine gute Uebung zur Klarmachung und Erstarkung seiner Kunstansichten. An K. Mayer schreibt er diesfalls aus Wien am 17. October 1833: „Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus deinen Gedichten eine Art Theorie zu entwickeln versuche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten." Aehnliches hatte er auch rücksichtlich anderer Dichter in Absicht. Daß die Ausführung dieser Arbeiten unterblieben, muß jeder bedauern, der die Geistreichheit und Klarheit, die Präcision und den feinen Schönheitssinn seiner ästhetischen Urtheile aus gelegenheitlichen mündlichen Kritiken kennen zu lernen Anlaß hatte. Ohne die erläuternde Ausführung in dem festgeschlossenen Gedankengange und wohlrollenden Förderungsstrome Lenau's mußten derlei mündliche Urtheilssprüche (von denen Frankl einige Proben aufbewahrt hat), wie sie als abgerissene Gesprächspointen oder gelegenheitliche Ideen in epigrammatischer Gedrängtheit oder in rasch skizzirten Bildern hingeworfen wurden, nur isolirte aphoristische Fragmente bleiben, gleichsam kritische Streckverse, welche durch briefliche oder mündliche Traditionen fortgepflanzt und commentirt, in einzelnen Fällen leicht verstimmen und verletzen konnten. So ließ sich selbst eine dichterische

Natur wie K. Mayer, bescheiden und partfühlend wie er ist, durch eine aus dritter Hand ihm zugemittelte wohlmeinende Warnung des Freundes vor übermäßiger Liederfleißjagd und Hang zum Splitterbasten heimlich einschüchtern, derselbe Mayer, zu dem doch Lenau einst das schöne Wort gesprochen: „Es gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen wie ein singendes Blatt. So erscheint mir Deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben." — Nur eine einzige nicht sehr umfangreiche Arbeit Lenau's im Gebiete der Kritik, eine Recension voll sinnreicher Bemerkungen über ein wenig gekanntes Buch („Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil") ist durch die Halle'sche Literaturzeitung (Jahrg. 1834, Bd. II., S. 294) der Oeffentlichkeit übergeben worden. Mit der Periode dieser kritischen Bestrebungen stand auch das bereits erwähnte Project einer Bewerbung um die Lehrkanzel an der theresianischen Ritterakademie im Zusammenhange.

Seit 1834 bereitete der Dichter die Herausgabe eines poetischen Albums vor, welches, nach mancherlei, zum Theil dem Zeichner der Vignetten zur Last fallenden Verzögerungen, unter dem Titel „Frühlingsalmanach" mit Beiträgen von J. Kerner, K. Mayer, Gust. Pfizer, Rückert, A. Grün, Schurz u. A. und dem Herausgeber (darunter die ersten Proben aus „Faust") bei Brodhag in Stuttgart in zwei Jahrgängen (1836 und 1837) erschien. Jene Verspätung verursachte den Uebelstand, daß die „Proben" fast gleichzeitig mit dem mittlerweile bei Cotta (1836) in seiner Ganzheit erschienenen Werke vor die Leselwelt traten. Nicht als Gegensatz zu dem Wendt'schen Musenalmanach, wie ihn damalige Herausgeber A. v. Chamisso und G. Schwab allzuängstlich belegten, sondern gewissermaßen als dessen Ergänzung zur Aufnahme umfangreicherer Dichtungen, sollte der Frühlingsalmanach gelten. Ungenügender Absatz veranlaßte die Verlagshandlung, das Unternehmen nach zwei Jahren wieder aufzugeben.

Lenau's steigende Berühmtheit hatte neben zahlreichen Verehrern allmählich auch das Auge der Wiener Polizei auf ihn gelenkt. Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hofkanzleiverordnung war den österreichischen Schriftstellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne österreichische Censurbewilligung strenge untersagt. Niemdsch hatte diese Vorschrift umgangen. Nicht um sich zu verbergen, (geht ja doch jedes Antere Streben auf die ohne Oeffentlichkeit unmögliche Anerkennung!) sondern um die heimathlichen Behörden nicht herauszufordern und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, die veraltete Vorschrift und deren neueste Uebertreter schonend zu ignoriren, hatten jüngere Poeten die Maske der Pseudonymität vorgenommen, unter welcher sie ihrem Talente eine innerhalb der damaligen Censurschranken ganz undenkbare, geistig freiere Entfaltung und Thätigkeit zu ermöglichen hofften. So

hatte Niembsch schon im Beginne seiner schriftstellerischen Bahn das letzte Sylbenpaar seines Adelsprädikates Strehlenau als Dichterfirma erwählt. Ueber die Identität seiner Personen mit dem Dichter Lenau amtlich befragt, bekannte sich Niembsch offen und freiwerg zu seinem Dichternamen, indem er sich gleichzeitig dagegen verwahrte, als geborner Ungar, in dessen Heimatland gesetzlich Preßfreiheit herrsche, den erbländischen Censurgesetzen zu unterstehen. Dieser Vorgang, der übrigens ohne weitere lästige Folgen verlief, bewährte neuerdings die unerschütterliche, furcht- und rücksichtslose Wahrheitsliebe unseres Dichters als einen wesentlichen Zug seines mannhaft ehrlichen Charakters.

Der Jahrgang 1837 des Chamisso'schen Musenalmanachs, welchen Lenau bisher regelmäßig durch seine schönen Beiträge bereichert hatte, zählte ihn nicht mehr unter seine Mitarbeiter. Er hatte sich aus Anhänglichkeit an seine schwäbischen Freunde, unter denen G. Schwab auch von der Mitredaction abgetreten war, von dem Unternehmen zurückgezogen. Das Bild H. Heine's an der Spitze des Almanachs hatte die Freunde, welche durch einen Ausfall des witzigen, aber bisweilen allzu muthwilligen Spötters auf den würdigen Uhland sich korporativ mit verletzt fühlten, zu jener Fernhaltung veranlaßt. Andererseits hatten Chamisso, von dem die Aufnahme des Bildes ausging, und die dem Unternehmen treu gebliebenen Dichter gemeint und gehofft, die schwäbischen Freunde würden darin nur ein, ihrer Mitwirkung keinesfalls ausschließendes Zeichen von Unparteilichkeit erkennen, da denn doch die Bedeutung und Stellung Heine's in der deutschen Lyrik nun und nimmer wegzuläugnen werden könne. Dieser Massenrückzug hatte von Seite des dadurch verletzten Heine eine Reihe neuer Ausfälle zur Folge, welche auch Lenau nicht verschonten. Doch ist es bemerkenswerth, daß dieser ätzende, rücksichtslose Spott doch mit einer gewissen Scheu vor dem erhabenen Ernste und der tragischen Dichtergröße Lenau's stehen blieb, und selbst, indem er seinen Pfeil abschnellte, trotz den Gruß der Anerkennung nicht zurückhalten konnte. Lenau's Urtheil über Heine blieb immer ein durchaus würdiges und leidenschaftloses; er erkannte in ihm ein unentbehrliches Element in unserer Literatur; in ihm stecke „ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker;" nur müßte man, „um das Schöne rein zu genießen," die cynischen Stellen mit „Warnungszeichen" versehen.

Das Jahr 1836 fand unseren Dichter bereits mit seinem „Savonarola" beschäftigt, für welchen er sich nach ernsten und umfassenden Studien über die größten Reformatoren der christlichen Aera entschied, nachdem aus sittlichen und künstlerischen Bedenken Huß und Hutten, auf welche er gleichfalls sein Auge gerichtet hatte, zurückstehen mußten. Die Studien über Huß kamen ihm später bei der Dichtung

seiner Fiska-Romanzen zu statten. Es mag im ersten Augenblicke überraschend sein, den pantheistisch-skeptischen Dichter des „Faust“ in seinem nächsten Werke als christlichen Dichter auftreten zu sehen; bei reiferer Betrachtung jedoch verliert dieser contrastirende Uebergang, wobei der Schluß-reneleg im Faust wohl die Brücke bildet, das anfänglich Befremdende. Die in alle Richtungen ausgehenden und oft wieder auf ihre Ausgangspunkte zurückkehrenden Bahnen des grübelnden Verstandes führten unvermeidlich hie und da an den stillen Siedeleien der frommen Gläubigkeit, des innigen Gottvertrauens vorüber, welche, wenn man von ihnen auch achtelnd wegeilt, doch unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern. Das Ergebniß konnte immer nur ein der Ehrfurcht ungünstiges sein, denn dort blieb die Ruhe und Sicherheit, die befriedigende Abgeschlossenheit und das beseligende Glück, hier die Unruhe, die Ungewißheit, der Irrthum, das erfolglose Suchen, das unselige Entbehren. Lenau, von den brandenden Wogen des Zweifels emporgehoben, sah in der Ferne vor sich die Inseln der Seligen in sicherer Ruhe liegen. Manche Scene im „Faust“ (darunter vorzüglich „der nächtliche Zug“ III, 91, „Maria“ III, 98 und „der Maler“ III, 110, „der Abschied“ III, 128, dann selbst die Schlußworte in Mephisto's Munde III, 193) beurkunden schon derlei Sehnsuchtsblicke in das Land der Glaubensseligen. Was lag näher, als zu versuchen, ob das Schiff nicht auf seinem eigenen regelmäßigen Kurse zu jenem Porte zu steuern sei? Das Bestreben, die Resultate christlicher Offenbarung als Vernunftpostulate darzustellen, den Glaubensdom so zu sagen mittelst des Verstandesgerüstes aufzubauen, ist begreiflich ein nicht mehr ganz neues. Wenn Lenau sich ihm auf poetischem Wege anschloß, so stand er schon damals ähnlichen Bestrebungen, welche selbst im rechtgläubigen Schooße der katholischen Kirche auftauchten und in neuester Zeit vor dem päpstlichen Stuhle um Anerkennung werben, vielleicht näher, als man gelten lassen möchte. Freilich konnte dieses Näherstehen gegenseitig nicht zur Befriedigung und Aussöhnung führen, denn eine Annäherung, welche nicht zur gänzlichen Vereinigung und Verschmelzung wird, rückt nur die noch unausgeglichenen Berührungspunkte und somit Stoff und Anlaß zu Reibungen näher an einander. Darum ist der Kampf der Religionen im Großen niemals so leidenschaftlich und erbittert, wie der Hader der sich bekehdenden Sekten im Kleinen. So erlitt der in christlicher Gesinnung gedichtete „Savonarola“ von jener Seite damals viel heftigere Angriffe, als später die in weit schroffer entgegenstehenden Anschauungen sich bewegenden „Albigenser.“ Daß Lenau's, des Katholiken, Auffassung in vorwiegend protestantischem Sinne gehalten war, wird uns durch seinen angeborenen Freiheitssinn, welcher sich immer auf die Seite des Unterdrückten stellt, sowie durch den noch

immer mächtigen Zug zum Glauben erklärte, welchen er in seine damalige Glaubenslosigkeit mitgebracht hatte. Frankl erzählt: Lenau habe ihm auf die Frage: wie er „von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der geoffenbarten hinüber gedrängt worden sey?“ nach einer bedeutungsvollen Pause erzählt, wie folgt: „Ich ritt einmal über die Haide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Haide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen lebenswarmen Trotz diesem zu wollen dem Alles starr machenden Winterernste. Endlich mußte er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der Welt und viel traurig — und so war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseits desselben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es lustig heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Thun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schlich leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb selig, halb erschrocken, sahen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben hinabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, daß die Kinder und Eltern warm und selig bewegt sind, und ich fühlte mit ihnen, und die Thränen hingen als Perlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber stehenden Natur eine unausfüllbare sey, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Zeichen der Erlösung für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam, eine heitere, selige Stimmung goß sich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und — so bin ich Christ geworden!“ — Die so präcis und direkt gestellte Frage ist hier nicht ebenso präcis und direkt, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüthe beantwortet; doch mag es nicht unabsichtlich geschehen sein, daß Lenau, eine mehrjährige Rechenschaft über zurückgelegte, aber noch nicht abgeschlossene Phasen seines Seelenlebens vermeidend, es vorzog die Antwort auf einem Umwege, mittelst eines Bildes, zu geben. Wir werden nicht irren, wenn wir die erzählten äußeren Erlebnisse nur als eine Symbolisirung innerer Durchgangsperioden gelten lassen und ihnen nur als solcher geschichtliche

Wahrheit und Ordnung zugeführt. Jene Erzählung enthält allerdings ein beiläufiges Glaubensbekenntniß, aber zugleich auch das Geständniß, daß dieses mehr auf dem überwallenden Gefühle, als auf fester Ueberzeugung beruhe; erst jenes habe gesiegt, diese war von dem darnach ringenden Verstande noch nicht gewonnen. Er war nur angezogen, gefesselt, nicht befriedigt vom Christenthum, denn er war noch nicht Christ im ganzen Sinne geworden und wollte nicht bekennen, daß er noch in einem höheren [illegible] begriffen sei. Es konnte jenes Glaubensbekenntniß keine lange Dauer versprechen, und wirklich sehen wir den Dichter bald darauf in den „Albigensern," abseits noch immer auf dem Felde glaubensgeschichtlicher Kämpfe, eine entschieden divergirende Richtung einschlagen. Ein Brief Lenau's vom 23. Januar 1837 an Justinus Kerner enthält folgende, in obigem Sinne bezeichnende Stelle: „Ich habe dir gar viel zu sagen. Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus hinausgejagt, und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die du auch liebst und hegst und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt du schon daß ich einen Savonarola dichte? daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, dir in deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Oft erinnere ich mich an deinen Thurm und an dich, den lieben Thürmer. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter mit seinem tiefen Geiste mehr als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verklärte Farbe und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers?"

Das Gedicht „Savonarola" erschien im Jahre 1837 (in Stuttgart bei Cotta), gewidmet dem Dr. Johannes Martensen in Kopenhagen, mit welchem, während dessen Aufenthalt in Wien, der Dichter in vertrautem, gegenseitig befruchtendem Verkehr gestanden war und dessen Umgang er „ein wahres Seelenbad" nannte. Lenau rühmte auch oft anerkennend die vielfache Anregung und Förderung, die er während der Arbeit des Savonarola diesem tiefen Denker und gründlichen theologischen Gelehrten zu danken hatte. Nicht ohne Einfluß auf das Gedicht waren die von Dr. David Strauß in seinem „Leben Jesu" niedergelegten Forschungen geblieben, obschon in einem dem Geiste dieses Werkes entgegengesetzten Sinne. Der Erfolg des „Savonarola" blieb hinter jenem des Faust zurück und war überhaupt ein ziemlich ungleichartiger, nur langsam durchgreifender. Der anklingenden

Würdigung der großen poetischen Schönheiten des Gedichtes stand bei sehr Vielen die darin niedergelegte Tendenz hemmend im Wege. Die in ihren Tiefen sehr auseinandergehenden Richtungen der damaligen Zeit brachten doch auf ihrer Oberfläche einen allzeitfertigen allgemeinen Maßstab mit, nach welchem alle Erscheinungen, selbst Kunstwerke, gerichtet werden sollten. Herrschte auch unter den Männern des Fortschrittes Zusammenhalt und Einmüthigkeit im Widerstande nach einer bestimmten Seite hin, so lagen doch schon damals durch die Ungleichartigkeit der Motive und der Ansichten über das zu erstrebende Ziel und die dahin führenden Mittel zahlreiche Keime der Spaltung in den scheinbar enggeschlossenen Schaaren. Jene imposante einheitliche Haltung nach außen hatte späterhin den so leichten allgemeinen Sieg der liberalen Opposition, jener Mangel inneren Zusammenhanges nebst dem Versäumnisse, sich darüber vor der Katastrophe klar und gerecht geworden zu seyn und sich verständlicht zu haben, hatte die Erfolgarmuth und den Zerfall nach derselben zur Folge. Lenau's neues Werk war zu selbstständig und eigenthümlich, um sich dem allgemein beliebten Maßstabe, dem übrigens als Höhemesser der Zeitströmung eine bedingte Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, zu fügen. Die nachbetende Menge, nur die eine Schablone kennend, beehrte auch ihn bald mit den bekannten Verdächtigungen, zieh ihn des Abfalls von der guten Sache, der Hinneigung zu Mysticismus und Pietismus; ein jugendlicher Verehrer Lenau's, der Dichter Ulfo Horn, fand sich dadurch veranlaßt, in einem eigenen Schriftchen die Vertheidigung des Angegriffenen zu führen.[1] Der Dichter selbst spricht sich zu einer spätern Zeit (am 1. November 1839), wo der Standpunkt des „Savonarola" für ihn ein bereits überwundener war und „die Albigenser" ihn beschäftigten, darüber gegen Hermann Marggraf[2] aus: „Mystik halte ich für eine Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Spekulation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophie Achameth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels." Bei so verschiedenartig nüancirten Parteistellungen konnte sich nur eine verhältnißmäßig kleine Schaar einsichtsvoller Meinungsgenossen finden, um völlig mit Wahl und Auffassung des Stoffes einverstanden, aus Ueberzeugung in den enthusiastischen Ausruf J. Kerners einzustimmen: „der Savonarola ist ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke." Im Allgemeinen anerkannte man die größere Einheit und

[1] Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk Savonarola." Hamburg, 1838.

[2] G. Blätter für literarische Unterhaltung. 1854. Nr. 7.

Abrundung der Compositien, man ließ sich aber an dem Stoffe, dem Helden, für dessen überwiegend kirchliche Bestrebungen sich unser Zeitalter auch dichterisch nicht mehr zu erwärmen und zu begeistern vermöge. Manchen ermüdete das oft wiederkehrende Predigen und Dogmatisiren in Romanzenform; und doch bleibt es ein ächtes Merkmal hoher dichterischer Begabung und ein großes Verdienst Lenau's, die Abstractionen eines religiös-philosophischen Ideenganges, deren faßliche Entwicklung selbst in freier Prosa schwierig, in metrischer Form, in Bildern und Gleichnissen so verständlich, klar und zugleich dichterisch schön dargestellt zu haben. Hiebei scheint ein pantheistischer Dämon dem Dichter den rächenden Streich gespielt zu haben, daß die künstlich angeeignete Absicht der ursprünglichen Strömung seiner poetischen Natur unterliegen mußte, denn Savonarola's christliche Eiferrede gegen Mariano's poetische Verherrlichung des klassischen Heidenthums steht dieser an überzeugender Kraft nach, und für den Leser geht nicht Savonarola, sondern Mariano als Sieger aus dem Kampfe hervor. Nicht besser besteht Savonarola am Krankenlager Lorenzo's v. Medicis, wo er mit seiner Eifer- und Strafrede gegen die von Ueberzeugungstreue und der Ueberlegenheit ruhiger Geistesklarheit eingegebene Gegenrede des Sterbenden offenbar im Nachtheile bleibt. Kritische Tonangeber waren durch den Ausfall des prophetischen Savonarola auf die „Hegelschule" verletzt oder doch verstimmt worden. Lenau erklärt in jenem Briefe an H. Marggraf diesen Ausfall als einen „prurirus ingenii", dessen muthwillige Strophen ihm zwar vielen Verdruß zugezogen, die er aber demungeachtet nicht bereue. Künstlerische Naturen verargten ihm die Vorliebe für mittelalterliches Kunstleben, das er auf Kosten der Antike erhebe. Auf einer Seite waren dem Dichter früher Befreundete entfremdet worden, auf der gegenüberstehenden Seite hatte neben den Gewalthabern der weltlichen Macht, welche die Philippika gegen das Königthum und das feurige Lob der Republik verstörte, nun auch die klerikale Partei, welche ihm die Angriffe auf das entartete Papst- und Kirchenthum nimmer verzeihen konnte, die Zahl seiner Gegner verstärkt. Die Stellungen der Meinungsgenossen waren so eigenthümlich verschoben, daß selbst Lobeserhebungen, wie jene W. Menzels, dem Werke nicht nützen, den Dichter nicht erfreuen, ja sogar veranlassen konnten, sich gegen die abgeschmackte Anschuldigung: er sey ein „verfficirender Schildknappe" Menzels, brieflich zu vertheidigen. Die damalige Zeit hatte ihr Licht in so viele und bunte Farbenbrechungen zersplittert, daß ihr kein voller ungetrübter Strahl übrig blieb, um das eigenthümliche Dichterwerk und dessen wahre Schönheiten mit ruhiger Klarheit zu beleuchten.

Sind Lenau's künstlerische Intentionen hier zum Theil gescheitert, so lag es

wohl großentheils an seinem Gegenstande. Der Dichter legte immer großes Gewicht auf die Wahl seiner Stoffe. „Das künstlerische Geschick allein genügt nicht," sagte er einst zu einem ihm sehr nahe stehenden poetischen Freunde, „hätten Canova und Thorwaldsen ihre Werke in Töpferthon ausgeführt, diese wären längst schon zerfallen. Es giebt Poeten, welche ein schönes Gestaltungstalent an gebrechlichen Gyps oder bröckeligen Sandstein verschwenden, von jenen Vielen, die in Koth modelliren, gar nicht zu reden; — wir müssen aus edleren Stoffen formen, einen tüchtigen Block Marmor für unsern Meißel wählen, das dauert und ist der Arbeit werth." Es läßt sich aber nicht läugnen, der historische Savonarola enthält zu viele Erdentheile, um als Marmor oder reines Erz gelten zu können; ihm fehlte die uneigennützige Glaubensweihe der großen Reformatoren, er war ein sehr weltlicher Factionsmann und wühlender Demagog, nicht ohne selbstische Pläne und innerlich vielleicht eben so hohlsch, wie äußerlich. In der Schilderung Frankis von den widrigen Zügen Savonarola's auf dem Porträt, das jener in Italien gesehen, lachte Lenau hellauf: ebenso beleuigte er die geäußerten sittlichen Bedenken jenes ersteren Freundes und dessen Aeußerung: „für diesen Kerl hätt' ich keine Feder eingetunkt!" mit herzlichem Lachen. Der Dichter mente wohl durch seine Auffassung und Zuthat den Savonarolastoff zu Marmor härten zu können; er hatte sich damit eine zweifache Arbeit auferlegt, die des Stoffschmelzens und die des Formbildens. Was Wunder, wenn ihn bisweilen die Kraft oder der Ausdauer verließ? Die Welt aber beachtete den Künstler weniger in der Größe seiner Aufgabe und Kraftäußerung, als in den Momenten seiner Ermüdung.

Solche Mißkennung und Vernachlässigung ging dem gegen Huldigungen der öffentlichen Meinung keineswegs gleichgültigen Dichter tiefer zu Herzen, als er merken lassen mochte. Die fortgesetzte Vertiefung in philosophische und kirchengeschichtliche Studien, in die mystischen Schriften der Kirchenväter und Gnostiker, in Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur, in die physico-theosophischen Speculationen Franz von Baaders, dessen persönliche Bekanntschaft auf Niembsch große Anziehungskraft geübt hatte, führten ihn immer tiefer in Gebiete, die für ihn um so gefährlicher wurden, je anlockender sie waren. Hiezu trat wohl als Folge der unwilligen Abgewandtheit von Welt und Leben, die träumerische Versenkung in sich selbst, die Anstrengung nach dem mysteriös-unerreichbaren Ziele: „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu schauen", die äußerste Anspannung seines Geistes zu dem höchsten seiner dichterischen Kraft möglichen Aufschwunge, das aufreibende Sich-hingeben an seine Stoffe und Sich-hineinleben in seine Helden, wie in ein anderes Selbst: es kann ohne Uebertreibung behauptet werden, daß Lenau

die Seelenqualen seines Faust, das Martyrium seines Savonarola, die Leiden und Kämpfe seiner Albigenser moralisch mitgelebt habe. — Die Beziehungen zu jener anmuth- und geistvollen Frau, deren wir bereits erwähnten, waren durch die Macht der Gewohnheit und den Zauber des gegenseitigen Aufschließens und Verständnisses der Seelen immer fester und inniger geworden, traten aber eben darum mit der tragischen Gewalt gänzlicher Aussicht- und Trostlosigkeit um so erschütternder an sein Herz heran, dem sie schon den verzweifelnden Aufschrei entpreßt hatten:

„Undank thut weh! und jedes Leid der Erde,
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie beglücken werde!"
(II, 71.)

So hatte des Dichters Weltanschauung in den Jahren nach dem Erscheinen des „Savonarola" bis zur Vollendung der „Albigenser" (1837—1842) die entschieden düsterste Färbung angenommen. Auch seine äußere Erscheinung war damals oft von einer für die Freunde beunruhigenden, für Fremde fast unheimlichen Finsterheit. Seinem Unmuth über Urtheile der damaligen Kritik, zu selbst über wohlgemeinte Einwendungen befreundeter Männer, machte er in einer Reihe polemischer Gedichte Luft, welche er unter dem Titel „Literarisches" seinen im Jahr 1838 bei Hallberger in Stuttgart erschienenen „Neueren Gedichten" einfügte. Die Rückkehr seiner durchaus edeln und gutmüthigen Natur zu einer ruhigeren Auffassung der Dinge veranlaßte ihn jedoch, die derberen und schrofferen jener Gedichte, namentlich solche, welche auf ihm sonst liebe Freunde gedeutet werden konnten, in den späteren Auflagen wegzulassen. Sie wurden jedoch aus den im Vorwort angegebenen Gründen unter der Rubrik „Lyrische Nachlese" der gegenwärtigen Sammlung angereiht. Ein Scherflein der Wohlthätigkeit für arme Landsleute war der „Prolog" (II, 129), welcher in einem Concerte zu Wien (1838) zur Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten gesprochen wurde und dessen unantastbare Ganzheit der Dichter mit männlichem Trotze sieghaft gegen die immer freichlustige Censur vertheidigt hatte. Sonst fallen in diese Periode noch manche der schönsten, aber auch die schwermüthigsten und finstersten Erzeugnisse der Lenau'schen Poesie; wir brauchen nur an die Gedichte: „Auf meinen ausgetäfelten Ofen" (II, 21), „Ein Herbstabend" (I, 242), „Die drei Zigeuner" (II, 54), „Frage" (II, 95), „Einsamkeit" (II, 106), „Traumgesichte" II, 113), „Schlaflose Nacht" (II, 137), „An den Frühling 1838" (II, 158), „Der schwarze See" (II, 184), „Der [illegible]

Schrank" (II. 171), „Der einsame Trinker" (II, 207), „Beethovens Büste" (II. 248), „Am Sarge eines Schwermüthigen" (II. 252) u. A. zu erinnern. Jener Band „Neuere Gedichte" ist zudem von spezieller Wichtigkeit für die Geschichte der geistigen Kämpfe des Dichters, weil wir darin zwar zerstreut, aber an den inneren Fäden leicht auffindbar, die Verbindungsglieder und Uebergänge treffen zwischen der christlichen Weltanschauung, welche den „Savonarola" schuf, und der freieren, vom Dogma unabhängigeren Geistesrichtung, welcher die „Albigenser" angehören. Das traurige Endergebniß seiner damaligen Stimmung aber faßte er in das furchtbare Wort zusammen:

„Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig."

(II. 107.)

Unter diesen Umständen wird der nachfolgende Brief, welchen Niembsch aus Ischl am 28. September 1839 an seinen Schwager A. Schurz richtete, den Leser wohl nicht minder überraschen als seiner Zeit den Empfänger: „Geliebtester Bruder! Späten aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel zuruft:

„Nimm Dir ein Weib
Für Deinen Leib!" — —

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus Inde! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopulirt werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber in's Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's, und sage mir im Oktober, wo ich dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist ...." Es war die berühmte Sängerin Karoline U ...., geboren im Jahr 1800, somit älter als Lenau. Dieser hatte sie an dem gastlichen Tische eines befreundeten Hauses kennen gelernt und beim ersten Zusammentreffen die überwältigende Macht ihrer Kunst, den Zauber ihres anziehenden Umgangs erfahren. Demungeachtet gab er sein leicht überwallendes Herz, uneingedenk seiner Beziehungen zu Sophien und vielleicht die Art und Festigkeit der Bande, welche ihn an diese fesselten, arglos unterschätzend, unbedachtsam den Gefahren preis, welche der fortgesetzte Umgang mit

jener weniger durch jugendliche Anmuth bezaubernden, als durch die Kunst verschönten und durchgeistigten Persönlichkeit über ihn verhängen mußte. Eine einsame Fußwanderung mit ihr durch das Salzkammergut war nicht geeignet, diese Gefahren zu vermindern und so kam es, daß bald sogar an eine ernstliche Verbindung gedacht und jene frühere Freundin in's Vertrauen und zu Rathe gezogen wurde. Schon das Wagniß einer solchen Mittheilung spricht bezeichnend für die eigenthümliche Besonderheit jener Beziehungen. Hatte die siegreiche Macht der Kunst, und zwar der für Lenau unwiderstehlichsten, der Tonkunst, sowie der Glanz eines reichen kunstgeweihten Geistes das wandelbare Dichterherz durch Ueberraschung bewältigt, so daß er sein verschlossenes Selbst ganz entäußernd, sich zu den feurigsten leidenschaftlichsten Briefen hinreißen ließ, so scheinen doch bei längerem Zusammenseyn die Umgangsformen und Bildungselemente der Theatererziehung allmählich störend und ernüchternd hervorgetreten zu seyn, die selbstgewissen Prätensionen auf die modernen, dem Dichter wenig zusagenden Ritterdienste des Schawlnachtragens, Hutaufhebens, Eisbestellens u. s. w. die feurigen Gefühle bald abgekühlt zu haben. Ihr Bildniß, das die Künstlerin für Niembsch malen ließ, versah sie mit der sinnigen Ueberschrift: „Weil' auf mir, o dunkles Auge," dann aber auch, obschon in dunkler Ecke, mit der anspruchsvolleren Unterschrift: „Karoline v. Strehlenau, geborne U . . . ." Diese vorzeitige Besitzergreifung seines Namens konnte den so leicht verletzbaren Dichter nur unangenehm berühren. Nebst haushälterischen Bedenklichkeiten trat hiezu noch vorwiegend die Vorstellung Lenau's: „daß er bei einer so gewandten Bühnenkünstlerin am Ende, selbst bei ihren Gunstbezeigungen, nicht wissen könne, was daran nur Kunst, was Wirklichkeit sey." So trug dieses Bündniß in sich selbst die Keime der Auflösung, welche auch, beiden Theilen wünschenswerth, bald erfolgte, nachdem es dem Dichter früher noch gelungen war, die Urkunden seiner Leidenschaft, ein Päckchen Briefe, wovon einer bei Tieck in Berlin vorgelesen worden seyn soll, durch kecke Ueberraschung wieder in seinen Besitz zu bringen. Diese rasch aufgelöderte Neigung aber hatte schon damals den Samen jenes Zwiespalts in sein Herz gestreut, der später für dieses so verhängnißvoll werden sollte; die Warnung welche in dem peinvollen Seelenkampfe lag, den er selbst zu bestehen und an der Freundin wahrzunehmen hatte, blieb leider unfruchtbar für die Zukunft.

Studien und Pläne zu einer epischen Trilogie, deren Helden Huß, Ziska und Hutten seyn sollten, beschäftigten unseren Dichter seit dem Erscheinen des „Savonarola." Dieser Gedanke wurde bald wieder aufgegeben, nur ein Theil der dadurch angeregten Keime schoß in dichterische Garben; es entstand (1837) der Romanzencyclus: „Johannes Ziska. Bilder aus dem Hussitenkriege" (II. 419). Die fast

gleichzeitig aufgetauchte Idee, die französische Revolution in einer epischen Bilderreihe zu behandeln, kam gleichfalls nicht zur Ausführung. Mit großem Ernst und Eifer dagegen versenkte sich der Dichter nun in die Geschichte der Kreuzzüge gegen die ketzerischen Albigenser im südlichen Frankreich; aufs Gewissenhafteste studirte er jedesmal die Quellen zu seinen Arbeiten. Der Stoff war dießmal reich an lebendiger Mannigfaltigkeit, voll hinreißenden Interesses und beziehungsreicher Bedeutung für die Strebnisse und Kämpfe der Gegenwart, nur fast zu umfang- und gestaltenreich für den Rahmen eines ebenmäßig gegliederten Kunstwerkes. „Freie Dichtungen" nannte Lenau sein Werk wohl ebenso mit Bezug auf den Inhalt, als auf die äußere Form. Hier ist es nicht der vereinzelte Märtyrer des rechtgläubigen Gedankens, dessen Kampf für ein abgeschlossenes Glaubensbekenntniß ihn zum Helden stempelt, sondern der freie menschliche Geist in allen jenen Richtungen, welche von der Kirche als Ketzerthum bezeichnet werden. Nicht der Sturm im Wasserglase soll verherrlicht werden, sondern der unwiderstehliche Anprall, womit die brandenden Wogen des geistigen Fortschrittes an die versinkenden Dämme des starren Dogma anstürmen; es sind die ewigen Kämpfe der Menschheit in wenigen, aber treffenden Bildern veranschaulicht. Der Dichter selbst nennt als Helden des Gedichtes „den Zweifel, den von Innocenz klutig gejagten und in Ketten geschlagenen, den aber das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen." Dazu das reizende Landschaftsbild der oliven- und weinlaubbekränzten Provence, mit der Staffage der buntesten Kriegerschaaren, denen allen das Kreuz als Banner gilt und die sich nur durch das Feldgeschrei unterscheiden; der ergreifende Contrast des Friedens und der Lieblichkeit in der Natur mit den Blut- und Zerstörungswerken der Menschen, den Schrecken und Gräueln des Krieges, an denen sich des Dichters Muse mit fast dämonischer Verliebe weidet; im Hintergrunde, Alles überragend, der bannblitzsprühende Vatikan; welche Stoffe, welche Charaktere! Hatte der Dichter abermals religiöse Kämpfe zum Gegenstande genommen, so war doch sein Standpunkt hier ein ganz anderer, objectiverer geworden; die grübelnde Skepsis aber stand ihm wieder zur Seite, mit durchdringendem, unbarmherzigerem Scharfblicke, als je. Sein christliches Bekenntniß hat er abgelegt; die im „Savonarola" versuchte Vermittlung ist aufgegeben, der gescheiterte Versuch führt von der Glaubenssehnsucht zur Verzweiflung; und doch waltet in dem Gedichte ein schöner Glaube an die Menschheit und ihre Geschicke, an die Unüberwindlichkeit und Allmacht des Geistes. Das Christenthum ist ihm nur mehr eine geschichtliche Erscheinung, sein Glaubensbekenntniß formulirt sich in die Worte: „Der Geist ist Gott." — Das Gedicht erschien im Jahr 1842 (in Stuttgart, bei

Cotta) unter dem Titel „Die Albigenser. Freie Dichtungen.“ Es erregte großes Aufsehen, erlitt mannigfachen Widerspruch, erhob aber auch reichlichen warmen Beifall. Aus Lenau's geistiger Heimath Schwaben schrieb G. Schwab am 29. August 1843 an den Herausgeber: „Wegen seiner Albigenser, die sich für den Glauben an die Sterblichkeit wegen lassen, sind wir hiesigen Freunde in stillschweigendem Widerspruch mit Freund Niembsch;“ dagegen konnte Reinbeck dem Dichter zu dessen Freude von dort die Mittheilung machen, daß protestantische Damen sich des Werkes sogar als Gebet- und Erbauungsbuch bedienen. Als solches wäre der „Savonarola“ wohl geeigneter gewesen: die religiöse Anschauung in den „Albigensern“ hat den protestantischen Standpunkt längst überholt. (Man vergleiche hierüber die kleine Schrift von Th. Opitz [1] als eingehenden Wegweiser durch Lenau's Schriften mit vorzüglichem Bezug auf deren religiös-philosophische Gesichtspunkte.) Darüber war die Kritik, die auch hier künstlerische Einheit der Composition vermißte, aber deren Mangel durch die Massenhaftigkeit des Stoffes zu entschuldigen geneigter war, im wesentlichen einig, daß des Dichters Genius in diesem Werke stellenweise seine höchste Höhe erklommen habe, daß das Buch großartige Schönheiten, der ersten Dichter würdig, enthalte, daß es an Tiefe und Schlagfertigkeit der Gedanken, an Reichthum und Pracht der Bilder, an lebensvoller Plastik der Gestalten, an erschütternden, aber auch an anmuthigen Schilderungen, an keuscher und doch glühender Freiheitsliebe kaum von irgend einem poetischen Werke der Neuzeit erreicht werde. Man tadelte die Beziehungen auf die Gegenwart, die Modernisirung der damaligen geistigen Bewegung; ein neuerer Kritiker reklamirt dagegen mit Recht dem Dichter die Befugniß „einen geschichtlichen Gehalt zu *vertiefen*.“ [2] Wir möchten beifügen, es werde dadurch wohl nur ein ursprünglich vorhandener, verloren gegangener, von der Massenströmung überfluthet tieferer Gehalt wieder hergestellt und gerettet. Jede größere weltgeschichtliche Bewegung trug unerläßlich ihre sittliche Nothwendigkeit, ihre geistigen Motive, ihre Berechtigung in sich; doch war es immer das Loos aller großen Bewegungen, daß dieser edlere reinere Gehalt im Wogen der Volksfluthe in die Tiefe gelenkt oder verschüttet wurde, verflachte oder verwilderte. Unsere Tage haben Aehnliches erlebt und von dem tiefern Gehalte und der sittlichen Berechtigung der letzten Erhebung scheint sogar die Erinnerung verschwunden. Einst vielleicht wird ein späterer Denker und Seher jenen wahren Gehalt wieder zu Tage heben. — Lenau's „Albigenser“ bleiben in der That die

[1] Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Herausgegeben von Theodor Opitz. Leipzig 1850.

[2] S. den Aufsatz „Die neue deutsche Lyrik“ im 3ten Bande der „Gegenwart“ Leipzig 1850. S. 41.

gewaltigte Schöpfung seines Dichtergeistes, und durch den prachtvollen Schluß jenes deutungsvollen „Und so weiter," hat er nicht nur sein Lied in die Unendlichkeit fortgeleitet und ewig neu erhalten, sondern auch für sich selbst von der Zukunft gleichsam Besitz ergriffen.

Auch Lenau gehört durch seine größeren Dichtungen dem Gebiete der politischen Poesie an, deren Loos es scheint, in den Zeiten ihrer Berufsblüthe ebenso überschätzt, als nach erfüllter Sendung gering geachtet zu werden. Aber die Muse spannt auf ihre Lyra nur dann die ehernen Saiten, wenn die Zeit ihr das Erz dazu schmiedete. Wie sich in der reinen Lyrik die Subjectivität des Dichters, so prägt sich in der ächten politischen Poesie die Subjectivität der Zeitrichtung aus. Nach zwei Richtungen wirkend, wird der bedeutendere politische Dichter sowohl der Welt- als der Literaturgeschichte angehören und von beiden gerichtet werden. Als politischer Dichter mußte Lenau nach seiner ganzen Anlage und Bildungsgeschichte ein religiöser Dichter werden. Sein tiefer dringender Geist begnügte sich nicht auf der Oberfläche, in Aeußerlichkeiten zu leben, der Zeit die Schlagworte von den Lippen zu singen, sondern er horchte auf die rauschenden Quellen der Tiefe und belauschte ihren Herzschlag. Er suchte die Freiheit im „Savonarola" durch den Glauben, in den „Albigensern" durch den Nichtglauben, dort im Widerspruch mit seiner Zeit, hier auf deren damaligen Standpunkten, eines Reflex religiöser Anschauung sich niemals ganz entäußernd. Es mag ein Irrthum gewesen seyn, die Geistesfreiheit innerhalb einer Schranke, sey es auch die geheiligte des Dogma's, zu suchen, welcher folgerichtig damit endigen mußte, diese zu durchbrechen oder zu beseitigen.

Obschon Lenau sich aus Grundsatz dem Leben der Höfe und höheren Gesellschaftskreise ferne hielt und selbst unauffälligen Begegnungen, wie jener mit dem populären Erzherzog Johann, scheu auswich, — er wies selbst die als Auszeichnung geltende Aufnahme in jene Schichten mit dem stolzen Worte zurück: „ich will nicht exceptionell seyn, ich mag viele Narren- und Pertenfreiheit nicht haben," — obschon er dem in dem Gedichte „Protest" (Nachlaß, IV. S. 255) niedergelegten Gelöbnisse: daß ihm eher die Hand am Saitenspiel herunterfaulen möge, ehe er ein Fürstenlied singe, mit Festigkeit treublieb, so konnte und wollte er sich doch nicht der an ihn ergangenen Aufforderung entziehen, das Jubelfest des greisen Erzherzogs Karl, dessen Kriegerlaufbahn nun das 50ste Jahr abgeschlossen hatte, poetisch zu verherrlichen. Da er selbst sich längst zu der ehrwürdigen Heldengestalt, in welcher die hohe Stellung der Geburt sich mit dem größten Verdienste und der einfachsten Schlichtheit und Bürgertugend vereinigte, in Achtung und Neigung hingezogen fühlte, ließ er sich gerne dazu durch die freundlich geselligen Beziehungen bestimmen,

in welchen er seit Jahren zu dem Familienkreise des erzherzoglichen Hofrathes v. Kleyle stand und denen noch andere seiner Gedichte, z. B. „An Luise“ (II. 125), „An eine Wittwe“ (II. 139), „Auf eine goldene Hochzeit“ (II. 141), „Im Vorfrühling“ (II. 205), „Die Blumenmalerin“ II. 188) ihre Entstehung verdanken. So entstand der „Prolog, gesprochen in Wien am 17. April 1843 zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl“ (Nachlaß, IV. S. 344), gewiß kein Huldigungsgarmen gewöhnlicher Art, sondern ein ächtes begeisterungsvolles Dichterwort, kein Fürsten-, sondern ein Heldenlied. Ein Exemplar jener schönen goldenen Denkmünze, die als Festandenken nur für gekrönte Häupter und Glieder souverainer Häuser bestimmt war, fand sich als Zeichen der dankbaren Erkenntlichkeit des greisen Alpenhelden in dem Nachlasse des Dichters, wohl auch eines Souverains und Helden auf anderen Gebieten.

Von seinen Ausflügen nach Schwaben, welche er in unregelmäßiger Periodicität immer wieder ausführte (wir finden ihn dort im März und Juni 1840, im Frühling 1841, in den Sommern 1842 und 1843 und zuletzt in dem verhängnißvollen Jahre 1844), brachte Niembsch kaum mehr wie sonst die gewohnte Anregung, Geisteserfrischung und Befriedigung zurück. Die finstere Spekulation und Ungläubigkeit des Dichters konnte sich auf dem festumfriedeten Boden der christlichen Gläubigkeit nicht mehr ganz heimisch fühlen, das dämonische Element seiner Leidenschaftlichkeit stimmte wenig zu den ruhigeren Weltanschauungen seiner dortigen Freunde, mit denen er doch sonst so viel Verwandtes und Gemeinsames hatte. War auch der alte warme Zug des Herzens von Zeit zu Zeit wiedererwacht, hatte er auch den Freunden einzelne schöne Stunden der liebevollsten Hingebung zugeführt, so waren doch auch Augenblicke, nicht zwar der Entfremdung, aber doch des kälteren Entferntstehens und Widerspruches eingetreten. Selbst Kerner ward zeitweise vernachlässigt und doch hatte Niembsch ihm am 23. Januar 1837 aus warmer Seele geschrieben: „O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am liebsten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist Einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe.“ Zog es den Dichter auch öfters noch an die schlichtbürgerlichen Herde der älteren Freunde zu einem ländlich schmackhaften Mahle oder einem idyllisch-contemplativen Spaziergange zurück, so war es damals doch vorwiegend die eleganter und geräuschvollere Haushaltung des ritterlichen Poeten Alexander Grafen von Württemberg in Serach bei Eßlingen, welche, wohl des Contrastes wegen, dem still in sich gekehrten Lenau am meisten zuzusagen schien. Nebst der unläugbaren Neigung des Dichters zu edelmännischem, der kleinbürgerlichen Sorgen

enthobenen Glanz und Wohlleben, mag vielleicht auch eine dunkle Ahnung ihres beiderseitigen nur mehr kurzen Weilens hienieden die beiden Freunde enger an einander geschlossen haben: hatte doch Graf Alexander in einer Antwort „Auf Lenau's einsamen Trinker" prophetisch gesungen:

„Laß in ein Grab uns sinken,
Daß wir vereint
Zugleich beweint
Dereinst als Schatten schweben!"

Nur der gemüthliche Frieden, das warme Wohlwollen des Hartmann-Reinbeck'schen Hauses war so tiefbegründet und unzerstörbar, daß es, ungeachtet der Wankelmuth des Freundes auch hier kleine Störungen veranlaßte, doch immer das gastlich einladende Patmos blieb, wo er am liebsten und längsten weilte und für seine Inspirationen am ehesten Beruhigung oder künstlerische Gestaltung gewann. Aber selbst Emilie Reinbeck, die edle mütterliche Freundin Lenau's, dem sie „all die Liebe und Sorge widmen" wollte, welche sie einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel ihr nicht dieß Glück versagt hätte, mußte die wahrnehmbare Wandlung beklagen und sich gestehen, daß sie oft „eine wunderbare Scheu vor allen Verübtheiten anwandle, die so groß dastehen vor der Welt und in ihrer Eitelkeit so klein sind, daß ein beschränkter Geist [illegible] einem frommen demüthigen Herzen und aufopfernder Nächstenliebe gewiß [illegible] weit höher steht." Sie kann es nicht verläugnen, daß ihr Herz „mehr an dem alten Niembsch als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren gebirgshellen mehr, als an dem nambaften Strome, in den sich so viel fremde Bäche eingemündet haben." Sie bezieht aber dieß Gleichniß „weniger auf seine Dichtungen als auf den Dichter selbst, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet." Die innerlich durch mächtige Gedanken- und Gefühlsströmen motivirten, äußerlich aber den Anschein launenhafter Wankelmüthigkeit tragenden öfteren Verstimmungen, raschen Abbrüche und Uebergänge, mitunter die ersten Anzeichen eines kleinmüthigen Verzagens an seiner Lebensaufgabe konnten einem nur einigermaßen aufmerksamen, geschweige einem liebevoll auf ihm haftenden Auge nicht entgehen. Sie waren auch in Wien weder den Freunden, noch dem Scharfblicke jener mehrerwähnten geistreichen Freundin entgangen. Die aus Gesundheitsrücksichten geborene Anwesenheit der letzteren mit ihren Angehörigen in dem Seelenbade Ischl führte in jenen Jahren auch unsern Dichter regelmäßig auf einige Wochen des Spätsommers in den reizenden Badeort. Mag die süße Gewohnheit des

Nebeneinanderlebens, die Ungestörtheit des innigen Verkehres, für Augenblicke eine gewisse Milde und Ruhe, vielleicht auch momentan das Gefühl des Glückes in Lenau's Beziehungen zu jener Dame geflößt haben, so daß er in fast heiterer Stimmung seine vorwurfsvolle Apostrophe an den regenreichen „Ischler Himmel 1838" mit den Versen schließen konnte:

„Hätte Ischl nur dich und seine Soolen
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen,
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!"

so blieb doch dieses Verhältniß, durch seine Aussichtslosigkeit und Unlösbarkeit zugleich, die ihm in den Stunden der Einsamkeit und Selbstschau immer wieder tief und zermalmend zu Herzen ging, der fortnagende Wurm an seinem Daseyn. Einzelne Sonnenblicke glücklicherer Selbstvergessenheit konnten den Quell der Leiden, der mit immer neuer Kraft wieder hervorbrach, nicht versiegen machen und steigerten nur die Intensivität des Schmerzes, die Bitterkeit des fortdauernden Seelenkampfes, welche ihn schon einst an einem „schweren Abend" in die Verzweiflungsworte ausbrechen ließ:

„Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod." (II. 72.)

Hatte die zu dem letzten dichterischen Werke eingeschlagene Studien- und Gedankenrichtung die Welt zwar mit einer großartigen dichterischen Schöpfung bereichert, so brachte sie doch für den Dichter selbst weder die Lösung seiner an das Buch des Lebens gestellten Fragen, noch gewährte sie ihm sonst innere Befriedigung; sie hatte ihn nur dicht an die schwindelnden Abgründe der Wissen und Glauben spaltenden Kluft hingestellt. Ein Schritt weiter in dieser Richtung war unmöglich; eine Umkehr, oder vielmehr eine Rückkehr auf früher eingeschlagene Pfade blieb unvermeidlich. Wo die übersinnliche Welt die Antwort schuldig geblieben, wird die Sinnenwelt vielleicht verständlicher reden; auf dem Wege des Sensualismus ist dem „Weltgeheimniß" vielleicht näher zu kommen. Von allen größern Dichtungen Lenau's hatte der „Faust" äußerlich den bedeutendsten Erfolg gehabt; wohl bestimmte auch diese Rücksicht den Dichter zur Umkehr auf die dort verlassenen Bahnen. So erfolgte nicht inconsequent die Wahl des „Don Juan" als neuesten Gedichtstoffes; dieser sollte dem spiritualistischen Faust, der noch seiner

sensualistischen Hälfte entbehrte, als gegensätzliche Ergänzung zum dichterischen Abschlusse dienen. Die schon von Grabbe versuchte Nebeneinanderstellung der Gestalten des Faust und des Don Juan erscheint als ein bedeutsamer Fortschritt in dem Verständnisse und der Durchbildung der Faustsage. Lenau griff den verbindenden Gedanken wieder auf und zwar um so eifriger, als er dadurch eine nicht unbemerkt gebliebene Lücke seiner Faustrichtung auszufüllen hoffte. Die grobsinnlichen Scenen im Faust, künstlich berechnet, kalt ausgeführt und kurz abgefertigt, wie sie sind, waren eher geeignet, jene Lücke hervorzuheben, als zu verdecken. Lenau's Don Juan sollte ein denkender, feinerer Sinnenmensch, „kein Weibern ewig nachjagendes Heißblut" seyn; ihn bewege die glühende Sehnsucht „ein Weib zu finden, welches das inkarnirte Weiblthum ist und ihn alle Weiber der Erde in der Einen genießen macht." — Hiebei mag es als eine naturwidrige Inversion in der Ordnung der Dinge erscheinen, daß der jugendliche Lenau einen „Faust," der ältere reifere Mann jedoch einen „Don Juan" dichtet; das Umgekehrte wäre jedenfalls das Naturgemäßere gewesen. Lenau aber hatte unläugbar einige Aehnlichkeiten mit einem asketischen Mönche: die erste Innigkeit und Stärke des heiligen Berufes überwiegt bei jungen Novizen alles Andere; erst älteren reiferen Mönchen wird die naturwidrige Entsagung fühlbarer und geben die sinnlichen Anfechtungen zu schaffen. — Der Dichter arbeitete anfänglich mit großer Liebe und Lust an seinem neuen Werke; er las den Freunden gerne Einzelnes daraus vor, z. B. die Klosterscene mit den weiblichen Pagen, die Waldscene mit Catalinen u. a. Die Bedenken der Freunde, daß er wieder einen so oft und in allen Formen besungenen Helden gewählt habe, beseitigte er mit den Worten: „Mir hat beim Faust die große Dichtung Goethe's nicht geschadet, es wird mir die Byrons beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter ist wie jeder Mensch ein eigenthümliches Ich." Dieses tapfere Lenau'sche Ich scheute nicht die von Andern bereits ausgebeuteten Erzgruben; im Gegentheile reizte ihn gerade dieser Umstand zu dem Versuche, welche Schätze die poetische Wünschelruthe in seiner Hand noch heraufzuzaubern vermöge. Der große Eifer für diesen, ihm eigentlich doch fremdartigen Stoff, den er sich mehr aus künstlerischer Laune, denn aus wirklicher Begeisterung, als poetische Aufgabe selbst aufgezwungen zu haben scheint, erkaltete jedoch allmählig wieder. In einem Briefe an Schurz aus Stuttgart am 4. Juli 1844 taucht nachträglich das stoffliche Bedenken auf, „Don Juan sey für das weibische Publikum ohnedieß weniger geeignet." An Sophie schrieb er aus Baden-Baden am 27. Juni 1844: „fürs Erste muß ich mir jetzt den „Don Juan" vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu

geben." Solcher Mangel an Enthusiasmus und Respekt für seinen Helden scheint nicht ohne Einfluß auf die späteren Scenen des Gedichts, die man, im Vergleiche mit den Eingangsscenen, von flüchtigerer Ausführung und geringerer poetischer Kraft finden wird, geblieben zu seyn. Einige wollten darin schon eine Abnahme der geistigen Zeugungskraft, die Vorboten auch des physischen Verfalls, erkennen. Der Dichter fühlte die obwaltenden Uebelstände selbst, als er aus Stuttgart am 5. Mai 1841 an die Freundin den Wunsch richtete: „Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentarischen Scenen." Diese Stimmung scheint er nicht mehr gefunden, die heranrückende Katastrophe ihm dazu nicht die Zeit gelassen zu haben. Das Gedicht, welches erst nach dem Tode des Dichters vor die Oeffentlichkeit trat,[1] war unter seinen Händen weder bis zum letzten künstlerischen Pinselstriche, noch bis zur äußerlichen Druckbereitschaft gediehen. Die angeführten Aeußerungen des Dichters selbst und die in dem Werke wahrnehmbaren Lücken, der Mangel der nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnder Uebergänge nebst andern Kennzeichen sprechen für diese Annahme. B. Auerbach[2] hält den vorhandenen Gedichtschluß, den er als „einen wesentlich pathologischen Schluß" bezeichnet, für ein nur „provisorisches Nothdach." Andern wird dieser Schluß in so ferne ein nothwendiger scheinen, als er durch die ganze vom Dichter gewählte Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bedingt wird und nur durch eine Ueberarbeitung des Ganzen beseitigt werden konnte. Die Frage: ob der Dichter durch den Einfluß der ihm befreundeten, seinem Heros abholden Frauenkreise, sich nicht später vielleicht doch zu einem Umgusse oder dem gänzlichen Aufgeben des anstößigen Helden bewogen gefunden hätte, ist durch die eingetretene Schicksalswendung eine unfruchtbare geworden. Soviel ist gewiß, daß er in den letzten Momenten seiner Verstandesklarheit das Gedicht, selbst in der jetzigen fragmentarischen Form, seines Dichternamens nicht unwerth hielt, indem er den Herausgeber ausdrücklich mit dessen Veröffentlichung betraute.

Wie ein unwiderstehlicher innerer Zug ihn immer wieder, wenn gleich nur flüchtig, in die seligen Jugenderinnerungen, an den Herd des genügsamen Glückes der bisweilen scheinbar vergessenen Vertrauten seiner Seele führte, so flüchtete auch seine Muse aus dem Waffengepräsel und den Kampfesmühen ihrer großen Geisterschlachtgelänge, die Rüstung ablegend, wenigstens auf Augenblicke, in die tiefsten ewiggrünen Waldesschatten ihrer eigentlichen Heimath, wohin kein Laut der Tageskämpfe

[1] In „Nikolaus Lenau's nachgelassene Dichtungen", herausgegeben von A. Grün. Stuttgart und Tübingen, 1851.

[2] B. dessen „Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung" im „deutschen Museum" 1851, erstes Heft.

drang, wo dem lauschenden Ohre nur die Stimmen der Natur in melodisch-wehmüthigen Tönen vernehmbar waren, wo der Silberquell reinmenschlicher Begeisterung im dunkelsten, nur dem Geweihten auffindbaren Heiligthum des Haines rieselte. Dort schöpfte sie in durchsichtiger Schale die Welle der Versöhnung sich und der Welt zur Labung. So entstanden neben und fast gleichzeitig mit den Orgien des Don Juan die unvergänglichen und unvergleichlichen „Waldlieder" (II, 273), der Zeit nach wohl die allerspätesten Hervorbringungen seiner lyrischen Muse; an melodischem Wohl- und Vollklang, an Neuheit und Frische der Bilder, an träumerischer Weichheit und tiefer Innerlichkeit der Empfindung den besten Gaben seiner lyrischen Blüthezeit ebenbürtig. Er dichtete sie auf seinen einsamen, oft vom richtigen Wege abirrenden Waldgängen nach Weidling, wo seine Schwester damals wohnte: die einfache Naturgewalt in ihrer Lieblichkeit hatte die Macht über ihn noch nicht verloren. Diese Waldlieder sind ein schönes Ausklingen seiner Lyra, feierlich und beruhigend wie sommerabendlicher Glockenklang.

Wir treten nun an das verhängnißvollste Lebensjahr unseres Dichters. In den Scenen, die dem Leser vorzuführen sind, haben noch Lebende mitgewirkt: schonende Umsicht und Rücksichten der zartesten Art bleiben dem Biographen daher in mannigfacher Richtung auferlegt. Andrerseits sind ohne unser Zuthun bereits so vielfache Mittheilungen und partielle Enthüllungen vor die Oeffentlichkeit getreten, Persönlichkeiten sind erkennbar gezeichnet, sogar Namen sind genannt, fragmentarische Winke und Andeutungen sind gegeben und von dem zum Eindringen in dunklere oder räthselhafte Lebenswindungen ohnedieß sehr aufgelegten Theile des Publikums weiter ausgebeutet und bis an die Abwege irrthümlicher oder absichtlicher Entstellung verfolgt worden, daß es sofort ein unentschuldbares Versäumniß wäre, über jene Scenen mit verschleierndem Stillschweigen oder halbenthüllenden Worten hinwegzugleiten zu wollen; im Gegentheile ist es jetzt unsere Pflicht, die irrende Mißdeutung nach bestem Wissen und Vermögen durch Klarheit und Verständlichkeit auf die rechten Bahnen zu weisen.

Niembsch war Ende März 1844 wieder nach Stuttgart gereist, wo er im wirthlichen Hause seiner gewöhnlichen Gastfreunde, wie immer, freundliche Aufnahme und Herberge fand. Nebst der Besorgung der siebenten Auflage seiner „Gedichte," dann der zweiten des „Savonarola" und der „Albigenser" beschäftigte ihn dort die weitere Durch- und Ausführung seiner Don-Juan-Dichtung. In Gesellschaft seiner edeln, der Stärkung ihrer Gesundheit bedürftigen Wirthe ging er Anfangs Juli nach Lichtenthal nächst Baden-Baden, zunächst in der dankbaren Absicht, jenen dort ein hülfreicher Pfleger und anregender Gesellschafter zu bleiben.

Schneller jedoch als man es ſelbſt von dem ſo Wandelbaren erwarten konnte, vertauſchte er das ſtille Lichtenthal mit dem geräuſchvolleren Baden. Anlaß zu dieſer raſchen Ueberſiedelung gab ihm wohl einerſeits die Beſorgniß, jener ſchönen Aufgabe durch öftere eigene Verſtimmungen nicht immer gewachſen zu ſeyn, andrerſeits auch das Bedürfniß, dem lebhafteren Verkehre und den mannigfaltigen, beſonders muſikaliſchen, Genüſſen des eleganten buntwogigen Badelebens, im Umgange mit dort wiedergefundenen Freunden, darunter vornehmlich Berthold Auerbach, zu eigener körperlicher und geiſtiger Erfriſchung, allenfalls auch zu weiteren Don-Juan-Studien in unmittelbare Nähe zu rücken. Hier wurde er durch die Nachricht von dem im Wildbade erfolgten plötzlichen Tode ſeines geliebten Freundes des Grafen Alexander v. Württemberg überraſcht und aufs Tiefſte erſchüttert. Aber faſt nicht minder überraſchend und erſchütternd wirkte auf die entfernten Freunde in Oeſterreich die ihnen kurz darauf und zwar zuerſt durch die Augsburger Allgemeine Zeitung zugekommene Nachricht von der mittlerweile ſtattgefundenen Verlobung des Dichters. Was ſonſt eine Freudenbotſchaft zu ſeyn pflegt, hatte damals für mehrere der dem Dichter am nächſten ſtehenden Freunde etwas wehmüthig Beſtemmendes, wie eine unerwartete Unglückskunde. Die Stärke der Bande, welche ihn anderweitig feſſelten, war nicht unbekannt, ebenſo ſein oft wiederholter Ausſpruch: „die Ehe iſt ein unnatürliches und ſomit unmoraliſches Inſtitut;“ zudem hatte ſein in ſich phantaſtiſch abgeſchloſſenes Studien- und Junggeſellenleben voll abnormer Gewohnheiten und Bedürfniſſe durch die langjährige Uebung ſich in ſolch ſchroffe Härte und eckige Eigenthümlichkeit kryſtalliſirt, daß es unmöglich ſchien, es jetzt im dreiundvierzigſten Lebensjahre des Dichters plötzlich in die nüchternen Formen eines regelrechten Haushaltes, wenn dieſer auch das höchſte Glück zu umſchließen verſprach, einzufügen.

Lenau hatte zuerſt am Gaſthofstiſche zu Baden ein Mädchen geſehen, deſſen jungfräuliche Anmuth gleich bei der erſten Begegnung ſein Auge und Herz wohlgefällig beſtach, deſſen nähere ſofort angeknüpfte Bekanntſchaft aber eine mächtige Wendung ſeiner Lebensgeſchicke zur Folge hatte. Es war ein Fräulein aus Frankfurt a. M., Namens Marie B..... Die Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit dieſer, wie Lenau ſelbſt ſie nannte, „ächtdeutſchen Jungfrau,“ die madonnenhafte Lieblichkeit und Demuth, welche das ungeahnte Glück eines ſolchen Bewerbers weder ſuchte noch andeutete, aber in beſeligtem Gemüthe tief und treu nachempfand, der Liebreiz ihrer von wahrer Weiblichkeit und Bildung zeugenden Umgangsformen übten auf des Dichters Herz einen immer ſtärkeren nachhaltigen Zauber. Sie war „ſchön bis in's Herz,“ wie Lenau in den ihr überreichten Band ſeiner Gedichte

eingeschrieben hat. Ihre Jugend war der Pflege eines kranken Vaters gewidmet gewesen. Das Bedürfniß glücklich Liebender nach Mittheilung ergriff auch unsern Dichter; Berthold Auerbach, welcher der Vertraute seiner Liebe wurde, hat uns dieß sein letztes Zusammensein mit Lenau in geistreich und herzlich eingehender Weise geschildert. Der Mann, dessen Geist und Wort sonst so gestaltungsreich war, fand, wie der einfachste Bauernbursche, für all seine Seligkeit nur den immer wiederholten Ausdruck: „Bruder, das ist ein Mädel!“ Dagegen ergänzte Musik in ihrer bildsamen Fülle das karge Wort der Lippen; ganze Nächte hindurch hörten die Lauscher das meisterhafte Spiel seiner Geige, deren Modulationen oft in weicher Schwermuth, oft in schaurigem Aufjauchzen sein mächtiges Gefühl ausgesprochen haben mochten. Die ängstliche Besorgniß, daß seine Liebe unerwiedert geblieben, erwies sich bald als eine ungegründete. Eine Reise nach Rippoldsau und dann nach Frankfurt brachte ihm auch die Zustimmung der Verwandten zu seiner Bewerbung. Die sein künftiges Lebensglück besiegelnde Verbindung sollte möglichst bald stattfinden. Haushälterische Einrichtungen wurden mit den Freunden besprochen, Projekte über die Wahl des künftigen Aufenthaltsortes — zunächst Baden oder Heidelberg, später Wien — wurden erörtert, Vorsätze einer werdenden „Musterehe“ wurden gefaßt. Der glückliche Bräutigam lebte ganz in seinem Liebesglücke; nur einzelne Briefe, die hastig nach Wien geschrieben wurden, zogen als flüchtige Wolken rasch und scheinbar wirkungslos an diesem Liebeshimmel vorüber. Es waren selige, aber schnell enteilende Augenblicke einer tragischen Selbstvergessenheit! — Rasche, plötzlich überstürzende Entschlüsse sind gar oft nur Aeußerung und Wirkung jener thatlos hindämmernden Lethargie, welche, mit Grauen gewahr werdend, daß eine wichtige Lebensstunde spurlos verträumt sey, sich plötzlich in verzweifeltem Entschlusse aufrafft, das Verlorene und Versäumte noch einzuholen und festzuhalten. Aehnliches begab sich mit unserem Dichter. Obschon er längst gerne hätte

„Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen“

(„Der Pechvogel“ II, 245)

so glaubte er doch schon seit Jahren solches Lebensglück „verpaßt,“ er fühlte seine Geistes- und Körperkraft „mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab“ gehen: im eigenen Familienkreise waren ihm die lebendigen „Zeiger“ (II, 123) eine wehmüthige Mahnung seiner Tagesneige geworden. Beim Anblick der holdseligen Jungfrau scheint ihn die Sehnsucht nach jenem Lebensglücke, das Grauen vor der Verlassenheit einsamer Lebensabende so mächtig und bewältigend erfaßt zu

haben, daß er aus seiner trümmerischen Unentschlossenheit plötzlich in verzweifelter Anstrengung auffuhr, ein bereits aufgegebenes Glückloses vielleicht doch noch festzuhalten. Es war zu spät für ihn! Er hatte vergessen, daß er über ein Leben, das er bereits an ein fremdes Daseyn ganz hingegeben, nicht mehr zu verfügen habe; er konnte nur ein arglos vertrauendes, schuldloses Wesen mit sich in die Wirbel und Tiefen einer dunkeln Lebensströmung hinabziehen.

Bald trat der Ernst des Lebens mit seinen praktischen Fragen, Anforderungen und Bedingungen vor den Blick des Dichters. Lenau's Braut war, wie sich bald zeigte, in unverschuldetem Widerspruch mit der Voraussetzung des Bräutigams, obschon keineswegs unbemittelt, so doch nicht im Besitz eines Vermögens, welches eine ausreichende Beisteuer für den Unterhalt einer Familie zu sichern vermochte. In überstürzender Hast war Lenau Anfangs August zu Baron Cotta nach Dotternhausen geeilt und hatte diesen fast gegen dessen Willen zum Abschlusse eines Vertrages gedrängt, laut welchem der J. G. Cotta'schen Buchhandlung gegen eine in mehreren Jahresraten fällige Pauschalsumme (20,000 fl. R. W.) der Gesammtverlag aller bisher erschienenen Lenau'schen Schriften überlassen wurde. Der Dichter fühlte sich als Kapitalist und richtete nachträglich noch einen Brief voll Dankes an den Freiherrn v. Cotta; erst später in Wien wurde er auf den Umstand, daß, da keine Verzinsung des Kapitals bedungen sey, er zunächst einer regelmäßigen Rente entbehre, von bessern Rechnern aufmerksam gemacht. „Berauscht von Liebesglück," sehr freundlich und mittheilsam weilte er hierauf kurze Zeit in Stuttgart im Hause seiner alten Gastfreunde; doch entging seine damalige Exaltation dem aufmerksamen Blicke Emiliens Reinbeck nicht; sie fand ihn „nicht ganz zurechnungsfähig in diesem aufgeregten Zustande." Der abermals vernachlässigte und darum etwas verstimmte Kerner freute sich aufrichtig über die Verlobung des Freundes, von der er hoffte, sie werde diesem „wieder Wärme in's Herz geben" (Brief an K. Mayer vom 20. Aug. 1844); aber in prophetischem Vorgefühl hatte er in ähnlicher Verstimmung vor einem Decennium (Brief an denselben v. 12. Dec. 1834) ausgerufen: „Gott sey mit ihm und dem Ende seines Lebens, vor welchem keiner glücklich zu nennen ist." — Am 5. August ging Lenau von Stuttgart nach Wien ab. Seine Freunde fanden ihn in überreizter ungleicher Stimmung, bald mild, bald heftig; bald fast ausgelassen heiter, bald von erschreckender Niedergeschlagenheit. Die ungewohnte Heiterkeit verursachte seiner Schwester Therese schon damals heimliches Bangen. Sein körperliches Aussehen war nicht beruhigender; die erhöhte Gesichtsfarbe schien das Symptom eines schon fieberuden Blutes. Er klagte über Beängstigung durch die wahnsinnigsten Träume, über Ermattung durch nächtliche Schweiße.

Es sey etwas im Organismus, das herauswolle, äußerte er gegen Frankl, die Poren seyen aber zu klein für die Krankheit. Niembsch wohnte damals in dem Dorfe Lainz bei Wien, dem Sommeraufenthalte der Familie seiner vieljährigen Herzensfreundin. Hier, Aug' in Auge gegenübergestellt einem geistigen Daseyn, welches er seit Jahren ganz erfüllte, weil es auch das seinige ganz von sich erfüllt glauben mußte, rächten sich auf's Furchtbarste jene Augenblicke blinder Selbstvergessenheit. Niembsch, dem Wahrheit, die ganze volle Wahrheit immer höchste sittliche Lebensaufgabe war, konnte die bereits brieflich angebahnte Enthüllung seiner ferneren Lebenspläne nicht mehr zurückhalten. Das entscheidende Wort in seiner ganzen herben Nacktheit ward ausgesprochen. Es kam zu Erklärungen, Erörterungen, in denen die liebevollste bestergiesste Theilnahme für das künftige Loos der Freundes mit den vorwurfsvollen Ausrufen eines gekränkten blutenden Herzens wechselte. Das gesprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Vertheidigung und Widerstand reizte; die innern Kämpfe der einsamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folterndsten grausamsten seyn. Der Dichter hatte seine eigene und die Kraft seiner Freundin nicht erwogen oder überschätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolglose Anstrengung zu der gefederten unmöglichen Entsagung, dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!"

Nicht durch die unwiderstehliche Macht eines einzigen bewältigenden Augenblickes, sondern allmählig und langsam, durch die süße Macht der Angewöhnung, durch die befriedigte Sehnsucht nach dem Verkehre mit einer als verwandt erkannten Seele, durch das sich immer inniger aufschließende gegenseitige Verständniß ist des Dichters Herz der anmuthigen, durch Bildung und Kunstsinn, dichterische Anlage und überaus klaren Verstand ausgezeichneten Frau unmerkbar zugefallen. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher, hoffnungsreicher Kinder; Gründe genug für beide, wie man sagen, der Annäherung und erwachenden Neigung mit klarem Einblick und festem Entschlusse Einhalt zu thun. Es steht uns nicht zu, entscheiden zu wollen, welcher Antheil von Verschuldung jedem der beiden Theile zur Last falle; wir dürfen eben so wenig anklagen, als wir zu entschuldigen vermögen. Die Erklärung davon, daß die Kraft Lenau's in dem von seinem starken sittlichen Gefühle gebotenen Kampfe unterlegen, wird wohl nur darin zu suchen seyn, daß er, ein Kind träumerischen Gewohnheitslebens, den Kampf erst begonnen hat, als es schon zu spät und der Erfolg bereits ein hoffnungsleer war. Es darf hiebei nicht übersehen werden, daß, wie

Gutzkow[1] über ein ähnliches Verhältniß so treffend bemerkt, gerade Jene, „welche mit der Welt in Hader leben, das Bedürfniß, einen festen festen Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden.“ So wuchs diese Neigung unmerklich zu jener intensiven Macht, deren die Gefühlsstärke des Dichters nur immer fähig war. Dieses Band war, weil es mit und trotz dem Bewußtseyn der Aussichtslosigkeit nur noch enger geknüpft wurde, um so unauflösbarer geworden, wie ein zwingendes Verhängniß, dem nimmer zu entgehen ist. Er selbst erklärte diese Frau nicht nur für ihm ebenbürtig, sondern sogar für geistig überlegen, „für die geistig höchste in Deutschland.“ Viele der schönsten seiner Gedichte sind den Beziehungen zu ihr gewidmet; wir nennen als solche: „An **“ (II, 71), „Der schwere Abend“ (II, 72), „Traurige Wege“ (II, 73), „Einsamkeit“ (II, 75), „Wunsch“ (II, 76), „Meine Furcht“ (II, 80), „Wunsch“ (II, 82), „An den Wind“ (II, 85), „An **“ (II, 96), „Frage nicht“ (II, 92), „Zueignung“ (II, 111), „Tod der Trennung“ (II, 132), „An eine Freundin“ (II, 178), „Thränenpflege“ (II, 181), „Die Blumenmalerin“ (II, 188), „Erinnerung“ (II, 202). Mag ihn die Hoffnungslosigkeit einst auch zu dem düstern Todeswunsche für beide vermocht haben, so konnte er doch erhoben, gestärkt und befestigt durch solchen Seelenaustausch in milderer Stimmung dankbar singen:

„Von allen, die den Sänger lieben,
. . . . . .
Hat Niemand mich wie Du verstanden.“

„Das Liebste, was ich mag erbeuten,
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.“

(„Zueignung.“ II, 111.)

Fast wollendet fügt sich bei somit so hohe Geist den Anordnungen und Entscheidungen ihrer siegenden Verstandesklarheit und wenn er Widerspruch leistet, so geschieht es in der Art eines rebellischen Kindes, das sich zwar sträubt, aber endlich

[1] S. „Börne's Leben“ in K. Gutzkow's gesammelten Werken. Frankfurt a. M. 1845. Bd. IV, S. 142.

doch gebricht. Wenn eine solche Verbindung getrennt werden soll, so kann es nicht ohne Kampf und Widerstand, nicht ohne krampfhafte Anklammerung an diesen theuersten Besitz, es kann nur mit einem Risse durch die Herzen geschehen; sie brachen und verbluteten beide, nur jedes in seiner eigenen Weise.

Am 15. September 1844 verließ Niembsch mittelst des Dampfschiffes die Residenzstadt, um sich über Regensburg nach Frankfurt zu seiner Hochzeit zu begeben. Die Freunde sahen ihn mit Kummer scheiden. Im Beginne der Fahrt war in Vergegenwärtigung seiner letzten Erlebnisse und Stimmungen das wehmüthig beruhigende Lied: „Blick in den Strom" (Nachlaß, IV. S. 355), das vorletzte, das Lenau gedichtet, entstanden. Bei der schmalen, gewöhnlich nur für ein Schiff fahrbaren Passage des sogenannten Strudels begab es sich, daß durch Versäumniß des Steuermächters, welcher die Warnungsfahne nicht aufgesteckt hatte, ein schwerfälliges, mit Granitsteinen beladenes Fahrzeug durch das von Felsen eingeengte Flußbett in demselben Augenblicke stromabwärts fuhr, in welchem der Dampfer sich mühsam durch die Stromschnellen hinaufarbeitete. Mit Todesangst erwarteten die Reisenden den furchtbaren Moment des Zusammenstoßes, kaum eine Handbreit Raumes trennte die glücklich an einander vorbeischießenden Schiffe. In der Nähe von Linz endlich saß das Dampfboot auf einer Sandbank fest und konnte nur durch die vereinten Anstrengungen der Schiffsmannschaft und Passagiere, unter denen Niembsch wacker und saß bis zur Erschöpfung mitarbeitete, wieder flott gemacht werden. „Wenn die Sandbank nur nicht auf mein eigenes Glück deutet," schrieb er mit Bezug darauf an seine Braut. Eine empfindliche Durchnässung und Erkältung war die nächste Folge dieses Unfalls. In Linz änderte er plötzlich seinen Kurs, indem er, die Donaureise aufgebend, über München nach Stuttgart eilte, um dort die Verpfändung des erwähnten Abfindungskapitals zu erwirken. Die Abwesenheit eines der Miteigenthümer der Buchhandlung vereitelte jedoch vorläufig seine Absicht. Einem älteren Bekannten, dem Cooperator Jockl in Salzburg, der den Dichter dort auf der Durchreise sah, war dessen bedenklich gesteigerte Exaltation ganz besonders auffällig gewesen.

Leidend, nervös und geistig aufgeregt, in quälender Unruhe weilte Niembsch seit 20. September in Stuttgart. Nagende Sorgen für seine und der erwählten Braut künftige Existenz schienen ihn ununterbrochen verfolgt zu haben; es fanden sich später unter seinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern bedeckt, auf denen er seine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung standen Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September Morgens mit seinen gastlichen Wirthen beim Kaffeetische saß und die Schwierigkeiten seiner Lage

besprach, ergriff ihn die Vorstellung davon so heftig, daß er plötzlich mit einem Aufschrei, die Tasse von sich stoßend, in der leidenschaftlichsten Gemüthsaufregung emporsprang; in demselben Augenblicke fühlte er einen Riß durch sein Gesicht; er stürzte zum Spiegel: eine Gesichtslähmung hatte ihn betroffen; der linke Mundwinkel war verzerrt in die Höhe gezogen, die ganze Wange starr und fühllos, das Auge zwar beweglich, aber verglast und stier. Die moralische Wirkung dieses Unfalls mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Vermählung war eine noch traurigere, schier zermalmende. Er fühlte sein Glück und alle Möglichkeit dazu für immer zerstört; Selbstanklagen und Vorwürfe folgten: „sein ganzes Unglück sey ein verfehltes Rechenexempel;“ — „er hätte nie wieder daran denken sollen, sich ein Glück zu gründen, das ihm hienieden versagt sey!“ u. s. w. Sein medicinisches Wissen ließ ihn nicht verkennen, daß ein Nervenschlaganfall stattgefunden habe. Obschon die Gesichtslähmung sich nach 14 Tagen allmählig verlor, hielt er sich selbst doch für einen vom Tode Bezeichneten: der Tod habe die Axt an ihn gelegt, wie der Förster die zum Fällen bestimmten Bäume bezeichnet. Verzweifelnder Zwiespalt tobte in seinem Gemüthe; er dachte mit Kummer und Schrecken an jene Frau, die er in Wien verlassen, und in welcher Gemüthsstimmung! — er bemitleidete seine arme Braut, „deren schönen Augen er keine Thränen, deren liebem Munde er nur Lächeln bringen wollte.“ Zuweilen brach er in das bitterste Weinen aus. In den seltenen ruhigern Augenblicken war er mittheilend, gesprächig, mitunter in kindischer, dann aber wieder in völlig geistesklarer Weise, las Gedichte, eigene und fremde, erzählte von Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut mit Freuden im Kreise seiner edlen Wirthe, die in diesen und den späteren Tagen ein wahres Freundschafts-Martyrium durchzuleben, das höchste Opfer der Liebe zu bringen hatten. Plötzlich machte sich dann wieder die Reiselust geltend: er wollte fort nach Ischl, nach Wien, nach Mödling, wo er ein dem Herrn v. Bayer (Ruperius) gehöriges Landhaus anzukaufen beabsichtigt hatte. Aber auch Briefe aus Wien von jener dem Dichter so theuren Frauenhand waren eingetroffen und hatten neuen Gährungsstoff in die Abgründe seiner stürmenden Brust geworfen; die Briefe selbst hat der Dichter in einer der furchtbarsten, angstvollsten Nächte mit vielen andern seiner Papiere im Waschbecken verbrannt. Mag ihr Inhalt voll grenzen- vielleicht nicht ganz selbstsüchtiger Liebe wirklich so unvorsichtig und schonungslos aufregend, oder, wie es wahrscheinlicher ist, nur geeignet gewesen seyn, einer schon krankhaften Phantasie die grellste Deutung zu entlocken, Thatsache bleibt es, daß sie die allertiefste Wirkung auf den Kranken hervorbrachten. In jener Nacht: (es war die vom 10. auf den 11. Oktober) scheint

der erste Anfall wirklicher Tobsucht eingetreten zu seyn. Verzweiflung und Selbstmordsgedanken bemächtigten sich seiner; er schlug mit den Fäusten gegen sich und Andere und blieb schlaflos in stürmischer Unruhe. Am Morgen brachte er die Erlebnisse und Enthüllungen dieser Nacht zu Papier, vertilgte aber auf Anrathen des Arztes den Aufsatz wieder, da dessen Vorlesen ihn und Andere zu sehr ergriff. In der Nacht vor dem 16. Oktober um 2 Uhr trat er plötzlich in Reinbecks Stube und stürmte die ganze Nacht hin und wieder. Am Morgen griff er zur Violine, spielte wundervoll schön, vorzüglich steirische Ländler, tanzte dazu, erhitzte sich aber dabei so, daß er wüthend in den Boden stampfte und das Haus erschütterte. „Mein Guarnerius hat ein Wunder gewirkt!" rief er aus, indem er sich vollkommen genesen glaubte. Er verfaßte darüber einen Bericht an die Allgemeine Zeitung, den er selbst zur Post trug; mit namenloser Mühe brachte Gustav Pfizer ihn wieder nach Hause. Am 18. Oktober ergriff den Kranken Todessehnsucht; weißangezogen legte er sich hin, mit gefalteten Händen, den Tod zu erwarten. Auch sein Testament verfaßte er an diesem Tage, änderte und zerriß es aber wieder. Als der Tod ihm zu lange ausblieb, begehrte er Gift, Blausäure; endlich machte er sogar den Versuch, sich mit einem Taschentuche zu erdrosseln. „Mein Leben ist ein Unsinn" hatte er gesagt, „was hab' ich gethan? nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Am 19. verordneten die Aerzte — Dr. Ludwig und Dr. Schelling leisteten dem Kranken ihre Hülfe — einen Aderlaß. Niemlich hatte Freude an seinem Blute, das so kräftig hervorquelle; „wie ein Alpenquell!" sagte er, „nicht wahr es ist ganz gesundes Blut?" Und als der Barbier dieß bejahte mit dem Beifügen, es sehe aus wie „von einem gehetzten Hirsche" gefiel dieß dem Kranken sehr und er wiederholte: „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch." Am 20. entsprang er, während der Wärter das geforderte Glas Wasser holte, unangekleidet durch's Fenster seiner Parterrewohnung mit dem Rufe: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!" Er ward, nachdem er etwa hundert Schritte weit in der Straße gelaufen, wieder ergriffen und zurückgebracht. Abends und Nachts schrie er so laut und schauerlich, daß die Leute auf der Gasse vor dem Fenster stehen blieben: „Auf! Auf! Lenau! Lenau!" Seine duldende Pflegerin nannte er — Giftmischerin. Als ihn die Wärter zu beruhigen und zu bewältigen bemüht waren, drohte er den Schwaben, die ihn so mißhandelten, mit Oesterreichs Rache; ruhiger geworden, las er ihnen, weil eben kein Buch da war, wohl zehnmal seinen österreichischen Paß vor. Einem Wärter zeigte er seine beiden Füße und sagte: „der eine gehöre nach Wien, der andere nach Frankfurt." Auch gebetet soll er haben in rührender Weise. Einmal hatte er in erschütterndem Tone ausgerufen: „Jesus Maria, wahnsinnig,

wahnsinnig!" Aber auch noch in diesem Zustande übte er selbst auf rohere Naturen jenen ehemaligen Zauber der Liebenswürdigkeit: einer der Wärter, ein gemeiner Soldat, erzählte, er habe dem Kranken, um ihn zu halten, immer erst ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, man thue doch keinem solchen Menschen zu weh. Mittlerweile war auch Lenau's Braut mit ihrer Mutter in Stuttgart angekommen. Gramgebrochen weilte sie in seiner Nähe, ohne ihn sehen zu dürfen; die Sorge steigerten seine Erregung. Nur 14 Tage hatte er sie gekannt. Alle, welche die Braut sahen, fanden sie voll Anmuth und Sanftheit, eine ganz weibliche Erscheinung.

In Folge einer ärztlichen Berathung, zu welcher auch der Director der k. Heilanstalt für Geisteskranke zu Winnenthal, Hofrath Dr. Zeller beigezogen worden war, fand am 22. Oktober die Uebersiedelung des Kranken nach der genannten Heilanstalt statt. Gustav Pfizer, der edle aufopfernde Freund, gab ihm dahin das traurige Geleite. Nach Dr. Zellers Anordnung durfte es dem Kranken durchaus nicht verheimlicht werden, wohin er geführt werde; nur durch Wahrheit könne man hoffen die Täuschungen des Wahnes zu besiegen und zu heilen. — Die Kunde, daß Deutschlands großer lyrischer Dichter den finsteren Mächten des Wahnsinns verfallen, flog nach allen Richtungen grauenerregend, schmerzergreifend, erschütternd! Von allen Seiten kamen Zeichen der innigsten und wärmsten Theilnahme, der liebevollsten Beileidsgrüße, der edelsten und zartesten Anerbietungen.

In Leben und Schriften unseres Dichters finden sich Spuren, daß der dunkle Fittig des unheimlichen Wahndämons, der ihn jetzt nun bewältigte, schon längst und oft darüber hingestrichen. Begegnungen, Hindeutungen, Versicherungen mancher Art weisen darauf hin:

— — — „die Zukunft [illegible] [illegible]
In der Ferne der Prophet."

In fast verhängnißvoller Erscheinung hatten in Tübingen der Dichter Hölderlin, in Weinsberg als Patient Kerners der ehemalige Oberjustizrath Hermann Gmelin, beides Irre von einstiger hoher Geistesbegabung, seine Lebenskreise berührt. Merkwürdig bleibt die geheimnißvolle Magie, welche das Reich des Wahnes bald in anziehender, bald in abschreckender Kraft auf unseren Dichter geübt hat. Auf der einen Seite die Ausmalung der Wahnsinnsscenen in der „Waldkapelle", um so bedeutsamer als sie nicht ohne Beziehung auf seine eigene erste Liebe sein mag, dann in den „Marionetten" und Anderes in seinen Gedichten (z. B. „Frage", „Einsamkeit", „Traumgewalten"); die bereits angezogenen Stellen in seinen Briefen; selbst seine Träume, in denen einmal ihm Emilie Reinbeck als Wahnsinnige

grauenerregend erschien, dann ein anderer bedeutungsbanger, den er Kernern und dieser (im Magikon, IV. Jahrg.) der Lesewelt mittheilte. Hierher gehört auch das frevelhaft unheimliche Spiel, das er selber mit dem Irrsinn trieb, indem er z. B. einmal die Magd einer Verwandten durch gräuliche Grimassen zu der Besorgniß: der Herr v. Nicolai sey närrisch geworden, ein andermal ein paar ihm widerwärtig geschwätzige Damen im Eilwagen durch simulirten Wahnsinn zu entsetzenvollem Schweigen erschreckte. — Auf der andern Seite die auffallende constante Scheu, womit er sich sträubte, das Haus seines guten Freundes Dr. Görgen, Vorstehers der bekannten Irrenheilanstalt zu Döbling, zu betreten, indem er wiederholte Einladungen mit den Worten ablehnte: „Ihr bekommt mich ja ohnedieß einmal noch hinein!“ Dieß alles sind nicht zu übergehende Momente der Vorgeschichte seiner geistigen Erkrankung. An Kerner hatte er einst geschrieben: „Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine curiose Geschichte!“ — Die grundursächlichen Bedingungen dieser Krankheit müssen aus der ganzen Lebensgeschichte des Dichters zusammengereiht werden, sie haben sich in den letzten Erlebnissen nur zur höchsten Potenz gesteigert; ihre Keime aufzusuchen muß man bis in die ersten Kindesjahre, ja bis auf die Eltern zurückgehen. Da es im Laufe dieser Lebensskizze unser Bemühen war, bei jeder auf die Katastrophe Einfluß nehmenden Vorkommenheit diesen Zusammenhang hervorzuheben, wird uns die Aufmerksamkeit des Lesers füglich deren Recapitulation ersparen. Wir tragen nur nach, daß, nebst dem bereits erwähnten Skorbut der Seereise, eine in früherer Zeit vorausgegangene acute Herzentzündung nicht ganz ohne Nachwehen geblieben war, und daß die unnatürlich verkehrte Tagesordnung des Dichters, welcher die Nacht seinen Studien und geistigen Schöpfungen, einen Theil des Tages aber dem Schlafe widmete, seine Vorliebe für den stärksten Kaffee, gewürzhafte Speisen und feurigen Wein, der fast unausgesetzte Genuß narkotischer Rauchtabak- und Cigarrensorten, allmählig auch in physischer Beziehung jene Herabstimmung in einem ursprünglich nicht schwächlichen, aber äußerst reizbaren Organismus herbeiführen mußten, zu dessen Erschöpfung die unter stürmischer Gemüthsaufregung hergelegten Reisebeschwerlichkeiten nicht unwesentlich mitwirkten. Es ist eine bekannte Wahrnehmung, daß einem schon leidenden Körper die geringste Verletzung tödtlich werden kann, indem sich alle latenten Krankheitsstoffe auf diese ablagern. Durch einen ähnlichen Proceß mag jetzt auf die Seele des Dichters, welcher durch das niederdrückende Bewußtseyn des erlittenen Nervenschlags eine gefährliche Wunde

beigebracht war, alles eingeſtürmt ſeyn, woran ſie ſchon früher krankte. Durch das thatloſe Hinbrüten und träumeriſche In-ſich-leben hatte ſich allgemach eine Maſſe von einzelnen Verwickelungen angehäuft, die nun plötzlich alle zugleich und mit vereinter Macht über ihn hereinbrachen; die bittere Sorge um das tägliche Brod, die trotz aller Erfolge unbefriedigte Ruhmſucht, die Losreißung von einem Herzen, das bisher ſein ganzes Seyn erfüllte; die Angſt, dieſes geliebte Weſen dadurch vielleicht zu Verzweiflung und Selbſtmord zu treiben; die Schmach, eine edle, ihm verlobte Jungfrau zu verlaſſen, oder, wenn er ſie nicht verließ, der Gram, ihr nur Sorgen und Entbehrungen zu bieten! Jenes Hinderniß war kein unwürdiges, kein gedankenloſes geweſen; im Gegentheil, Lenau's Seele arbeitete immerfort; die ganze Welt des Zweifels beſchwor er herauf, ſein Scharfſinn „ein unglückſeliger Spürhund“ ſagte ihm, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „das melancholiſche Sumpfgeflügel“ aus den Verſtecken; Gründe und Gegengründe, Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten, Ahnungen und Erinnerungen bekämpften und verdrängten ſich, meiſt reſultatlos. Niemand war in der Gedankenwelt ſo thätig und zugleich im äußern Leben ſo willen- und thatenlos wie Lenau; er handelte nie, er litt nur immer. Das mußte ihn aber bei der Weichheit ſeines Gefühls und dieſem unermüdlichen Scharfſinne, der mit der brennenden Leuchte einer beweglichen, alles durchdringenden Phantaſie immer neue Stoffe heimbrachte, um jenes zu ſpannen, zu foltern und zu verletzen, tief angreifen und endlich aufreiben. So ward eine unter andern Umſtänden vielleicht minder bedenkliche Krankheitserſcheinung Anlaß zur Zerſtörung eines ſtolzen geiſtesmächtigen Daſeyns. Seinen befreundeten Pflegern hat der Kranke in jenen ſtürmiſchen Nächten manches Bekenntniß abgelegt; faſt mit dem Ausdrucke des Haſſes trug er ihnen die Vernichtung eines daguerreotypirten Frauenbildniſſes auf, das er aus Wien mitgebracht; dann bat er wieder um Schonung: „ſie habe zwölf Jahre ſein Lebensglück gemacht“; ein andermal beklagte er: „ich habe das Talent noch über das Sittengeſetz geſtellt und das iſt doch das höchſte, — auch Sie hat das Sittengeſetz nicht genug erhoben.“ — Einem jener aus Wien damals eingelaufenen Briefe entnehmen wir das nachfolgende Fragment, weil ſich in dem darin gezeichneten Dichterbilde Lenau's zugleich das eigene Seelenbild der geiſtvollen Briefſtellerin wiederſpiegelt: „Neulich ſah ich auf der Donau, was mich heftig und ſchmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken iſt, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwiſchdeck ſtand er in ſeinem Fahrzeug und ruderte läſſig dahin und dorthin, planlos, und ſchaute mit ſeinen dunklen ſchwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach.

unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? — Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome, nach seinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die andern besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? — O, die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht." — Bedeutungsvoll aber hatte Gustav Schwab einst das in solchem Umfang ungeahnt prophetische Wort gesprochen: „Er zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde."

Blumensendungen, Briefe und Besuche liebevoller Theilnahme folgten dem Kranken auch in die Klausur seines neuen Heilasyls und fanden dort bald die freundlichste rührendste Aufnahme, bald dumpfes empfindungsloses Hinbrüten. Unter den Briefen sey eines überaus theilnehmenden erwähnt, den ein Ritterfräulein aus Jütland, bekümmert um des Dichters Loos, an den Vorsteher der Anstalt gerichtet. Ein kurzes sinnvolles Billet Uhlands machte dem Kranken große Freude. Von Besuchern traf außer den Stuttgartern Freunden zuerst sein nächster Verwandter Schurz am 23. Oktober aus Wien ein. Gegen diesen that er die merkwürdige Aeußerung: „Es gibt eine Region der Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte; weh dem, der diese Abgrundtiefen, wo immer Stille und Ruhe walten muß, stört und aufregt; ich aber hab's gewagt!" Mit Schurz gleichzeitig weilte auch Justinus Kerner kurze Zeit in Winnenthal. „Gott daß ich hier bin? nun werd' ich dir doppelt interessant seyn," rief der Kranke dem Letzteren zu; auch sagte er ihm das im „Nachlaß" (IV. S. 354) abgedruckte, auf seiner letzten Eilwagenreise gedichtete „Tiefe nichts!" in die Feder. Es ist dieß sein letztes Gedicht und soll als Einlage in den „Don Juan" bestimmt gewesen seyn. Abends bei Licht zeichnete Niembsch Kerners ausdrucksvollen Schattenriß mit Bleistift an die Wand. Anfangs so klar, daß

Kerner ausrufen mußte, „der ist ja weit gescheidter als ich!“ verdunkelte sich sein Geist bald wieder und trat noch vor Kerners Scheiden in den „Traumring“ zurück. In diese erste Zeit fallen noch Aeußerungen, wie: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter;“ oder zu den sein Wüthen bändigenden Wärtern: „Pfui! das ist schändlich, Zwei über Einen!“ oder bei gleichem Anlaß zu seinem Lieblingswärter Sachsenheimer, der eine Art Naturdichter war: „Unerhört! daß ein Dichter den andern bindet!“ Einen Schicksalsgenossen und Nachbar, den Hauptmann v. E., der sich in schrecklichen Tönen vernehmen ließ, nannte er seine „Nachtigall.“ Auch schriftliche Aufzeichnungen finden sich aus jenen Tagen, mitunter verworren und kindisch, mitunter aber auch von jener schwindelnden Gedankenerhabenheit, deren scharfe Spitze es unentscheidbar läßt, ob in ihr die höchste Höhe des Geistes oder die gesteigertste Verirrung des Wahnes gipfelt. — In einem Briefe (vom 5. Nov. 1844) hatte Sophie den leidenden Freund mit dem Spruche aus Zinkgreff ermahnt:

„Duck dich und laß vorübergan;
Das Wetter will sein'n Willen han.“

In dem noch vorhandenen Briefe sind die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, von Lenau's Hand aber die stolz vermessenen Worte beigefügt: „Ich ducke mich nicht!!!“ das „nicht“ dreimal unterstrichen. Wie tief gebrochen und geknickt mußte sich dieß stolze Herz gefühlt haben, als es später dennoch beirücken mußte: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch? —“ und dann abermal: „tamen, ego vobis dixi!“ — Ein im Frühling 1845 im „Morgenblatt“ erschienenes, ganz in Stimmung, Ton und Reimweise Lenau's gehaltenes, sogar mit den Anfangsbuchstaben seines Namens N. L. bezeichnetes Sonett (nachdruckende Blätter hatten den vollen Namen beigedruckt), erweckte und belebte durch ganz Deutschland Genesungshoffnungen für den unglücklichen Dichter; es konnte nicht lange unentdeckt bleiben, daß, wiewohl nur durch ein Spiel des Zufalls, mittelst der irre führenden Buchstaben eine leidige Mystifikation stattgefunden. — Sommer und Herbst 1845 brachten dem Kranken Besuche aus der Heimath: Bauernfeld, Auersperg, Frankl. Gegen Auersperg, dem er weinend um den Hals gefallen war, äußerte er, nach einem schön und klar begonnenen, aber allmählig in wilde Absprünge entarteten Phantasiren auf der Violine, wieder ganz klar: „So ist auch meine Krankheit ein ewiges Steigen und Fallen der Phantasie;“ gegen den Arzt in Frankl's Gegenwart: „In der Musik liegt alles Geheimniß; aus der wollen wir ein ganz anderes therapeutisches System herausconstruiren.“ Bisweilen sprach er reines Latein und

auffallenderweise ein Deutsch, das er sonst nie gesprochen, ganz mit ungarischem Accente, als sey er in das Land seiner Kindheit zurückversetzt. Irrereden, Lärmen und unheimliches Lachen schnitt die Dauer dieser Besuche bald ab. Im Jahre 1846 folgten L. Maurer, noch später Uhlands u. A. Besuche und stimmten ihn augenblicklich heiter ohne nachhaltige Wirkung und Erinnerung. Manche dieser Besucher nahmen noch hoffnungsvolle Ansichten mit sich, andere, z. B. G. Pfizer, durchaus nicht; Kerner zweifelte und wagte nur von einer acuten Gehirnkrankheit eine entscheidende Krisis zu hoffen, die zwar Genesung, aber auch den Tod bringen könne; nur der Dichter und Arzt Frankl sprach in klarem Fernblick gleich die ganze Hoffnungslosigkeit aus.

Wir können dem Freunde nicht durch alle Phasen folgen, welche er während seines dreithalbjährigen Aufenthaltes in dem schloßartigen Institutsgebäude zu Winnenthal durchzuleben, durchzuleiden hatte; ihn nicht auf allen Spaziergängen begleiten, die er an geistes- und wetterhelleren Tagen auf die sonnigen Höhen der Umgebung unternahm; nicht am Lager seiner unruhvollen Ruhe weilen, wo ihn der Mantel seines Freundes Alexander bedeckte, wie der Mantel der Liebe, die ihn auch jetzt nicht und nimmer verließ, nicht allen seinen oft noch wunderbar klaren geistestrichen Gesprächen über Seneca, Goethe, Schiller, Hegel lauschen; nicht mit ihm alle Nächte durchweinen oder durchstürmen, wie er denn einmal in seiner Einbildung die Schlacht von Aspern durchkämpfte und die Geschäftsladen durch mächtige Schläge seiner Ferse in die Wände seines Bettes nachtönernte; nicht ihm in die schauerige Todzelle folgen, wo nur die Zwangsjacke seine maniakalen Ausbrüche zu ermäßigen vermochte. Nicht in das Heilsystem Dr. Zellers haben wir einzugehen, der anfänglich, obwohl mit vorsichtiger Beschränkung, Hoffnungen aussprach, welche leider durch den Erfolg nicht bestätiget wurden; Lenau gewann den edlen Arzt bald sehr lieb, er lehne sich an ihn, sagte er, „als seine einzige Stütze.“ Wir beschränken uns auf die thatsächlichen Angaben, daß bei einem in der ersten Zeit guten körperlichen Befinden und fast verjüngtem Aussehen, bei einem fortwährenden Wechsel heiterer und tief melancholischer Stimmungen, zwischen Argwohn und Angst und ausgelassener Lustigkeit, zwischen lichten verstandhellen Momenten und harrem Versunkensein oder lärmenden Tobsuchtanfällen, der Abgrund sich immer klaffender spaltete, die lichten Augenblicke immer seltener wiederkehrten, kurz das Verfallen dieses einst so mächtigen Geistes immer sichtlicher und unaufhaltsamer fortschritt. Einzelne Gedanken, angeregt durch vorhandene Anlässe, erschienen wie auf der Flucht, versprengt; er vermochte nicht sie einzuholen, zu sammeln und zu gestalten, „der spiritus rector fehlte“ nach Dr. Zellers Ausdrucke. Mit dem Seinerwerden

und Nachlassen der Todesfälle traten aber unläugbare Merkmale der Besserung ein; Zellers letzte Berichte an des Dichters Schwager lauteten dieserhalb, zwar in schonender Einleitung, verständlich genug.

Mittlerweile (im Jahr 1846) war es auf Grundlage einer Vollmacht, die der Kranke in einer besseren Stunde selbst noch unterfertigen konnte, durch Vermittlung amerikanischer Geschäftsfreunde geglückt, von dem in Folge verschiedener Täuschungen schon verlorem geglaubten Besitzthum Lenau's in Amerika noch Einiges zu retten.

Bei der entschiedenen Erfolglosigkeit des Verweilens in Winnenthal knüpften die Verwandten und Freunde des Dichters noch einige Hoffnung an eine Veränderung des Aufenthaltes; man versprach sich wohlthätige Einwirkungen von der Rückversetzung in die geliebte Heimath mit ihren gewohnten Umgebungen und leichterem besserem Verständnisse; auch Kerner hatte längst dazu gerathen, selbst wenn es gegen den Willen des Kranken geschehen müßte. Die Oberamtsmannschaftsbehörde gab ihre Einwilligung, daß dieser nach Wien gebracht werde, und sein Schwager Schurz unterzog sich bereitwillig der schweren Aufgabe. Ende April 1847 war er in Winnenthal eingetroffen, fand thatsächlich nach Dr. Zellers Auslage den Kranken mit dem Uebersiedlungsprojekte ganz einverstanden und trat am 7. Mai 1847 in Begleitung des treuen Wärters Sachsenheimer mit Lenau die Heimreise an. Bis Regensburg gab es wenige und leicht beseitigbare Anstände; hier aber brach Abends der furchtbarste Sturm des Tobsinns los mit Gotteslästerung und Toben, wildem Lachen und Geschrei, so daß die Aufnahme auf das am Morgen abgehende Dampfschiff in Frage gestellt wurde. Glücklicherweise trat gegen Morgen Erschöpfung der Kräfte und sonach Ruhe ein; die Fahrt auf der Donau bis Linz und dann weiter bis Wien konnte ohne erhebliche Störung zurückgelegt werden. Am 16. Mai, dem Sechzehntage, stieg Lenau vom Dampfschiffe Serbie wieder an das heimathliche Ufer, von seiner Schwester Therese aus geheimer Ferne mit bittern Thränen begrüßt; in einer halben Stunde befand er sich in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling, in demselben Hause, dessen Schwelle zu betreten, bevor seine Zeit gekommen, er einst so sehr gescheut hatte. Die Wiener Freunde, welche ihn in Winnenthal besucht hatten und ihn wiedersahen, konnten eine merkliche Veränderung zum Nachtheil, den Fortschritt der Zerstörung, nicht verkennen; der Muskelkraftlosigkeit und aufrechten Haltung, die sie dort noch getroffen, war eine schwammige Aufgedunsenheit, ein Zusammengesunkensein gefolgt; der Geist, von dem nur selten ein verlorenes Fünkchen durch die Asche zog, verdeckte sich immer mehr in unwahrnehmbare Atome. Wenn die liebevolle Aufmerksamkeit der Freunde auch noch auf dieser Zeit einige bemerkenswerthe Aeußerungen des theuren Kranken bewahrt (wie

z. B. bei der Nachricht vom Tode des Erzherzogs Karl: „E. H. Karl stirbt nicht“ oder das Wort an Dr. Görgens alte Mutter: „Sie sind schön, ja, mit den Augen der Seele gesehen“), so mag darin wohl manche Selbsttäuschung liegen und die Deutung mitunter durch freundschaftliche Auslegung hineingelegt worden seyn; zudem theilen ja Irre mit Kindern und hohen Häuptern das seltsame Vorrecht, daß ihre Umgebung selbst alltägliche sonst unbeachtet bleibende Worte in solchem Munde für bedeutend oder doch für aufbewahrenswerth hält. Tiefrührend und den Freundesherzen wohlthuend waren die fast kindlichen Liebkosungen, das Streicheln über Haar und Angesicht, das freudige Lächeln, womit er oft in guter Stunde seine Besuche empfing, die er dann auch beim Abschiede länger festzuhalten versuchte; wie ein Kind bemächtigte er sich da aller glänzenden Gegenstände, der Brillen, Uhrketten, Spazierstöcke. So sehr solche Kundgebungen, wenn auch nicht Hoffnungen zu beleben, so doch das Fürchterliche zu mildern schienen, indem man wenigstens eine Region des Gemüthslebens gesund und unangegriffen glauben mochte, so scheinen sie doch sehr oft mehr auf gewohnheitlichem, instinktartigen Anschmiegen, als auf bewußter Neigung beruht zu haben. Das geschmeichelte Freundesherz mußte sich gedemüthigt und betrübt ernüchtern, wenn es die Mitbewerbung eines hereingebrachten Stückes Kuchen oder Zwieback ohne Siegesaussicht zu bestehen hatte; zu geschweigen der Empfänge in schlimmen Wahnstunden mit herzzerreißendem Zähneknirschen, wildabwehrender Handbewegung, Zungenausstrecken oder grauenerregendem Geheule. So versetzte ihn Sophiens einmal versuchsweise gestattete Erscheinung in die feindselig bedrohlichste Aufregung, welcher sie sich nur durch schleunige Entfernung zu entziehen vermochte; die Besuche seiner Schwester und Nichten lockten auch noch Thränen in sein Auge. Karoline v. Woltmann schrieb beiläufig um jene Zeit (15. September 1847) mit Bezug auf den inzwischen verstorbenen Hölderlin an A. Jung, sie habe sich damals eingebildet: „der Einfluß einer ihm ganz ergebenen, ihn ganz verstehenden Seele könnte ihn vom Wahnsinn befreien. Ich würde die Irrwege seiner Gedanken verstehen und ihn davon zurückleiten; es war ein Irrthum wahrscheinlich.“[1] Ein ähnlicher Zug und Beruf der Seele hatte schon früher die genannten Wiener Freunde nach Winnenthal geführt, hatte den gemüthvollen Auerbach vermocht, sich dort als Wärter des unglücklichen Freundes anzubieten und veranlaßte jetzt den Compositeur und vertrauten Freund Lenau's Jos. Dessauer zu einem Versuche, den unheilvollen Dämon, dem vielleicht auf diesem Wege beizukommen wäre, mittelst der Musik zu bannen; hatte doch Dr. Zeller selbst es als

[1] S. den Aufsatz „Zur Erinnerung an Karoline v. Woltmann“ in den Blättern für literarische Unterhaltung 1849. Nr. 260

beachtenswerth hervorgehoben, daß sein Patient nur in der Musik, wie dessen meist zusammenhängendes Spiel auf der Violine beweise, den leitenden Faden und Zusammenhang beibehalten zu haben scheine. Aber auch dieser Versuch mißlang und regte nur auf, statt zu beschwichtigen. Ein von dem Kurator des Kranken, Dr. Alexander Bach, im Juli 1847 veranlaßter Zusammentritt berühmter Wiener Aerzte stellte, nebst der bei der Leichenöffnung nicht bestätigten Diagnose einer Gehirnerweichung, eine höchst traurige Prognose und beschränkte die Therapie auf die Fernhaltung jeder heftig einwirkenden Heilmethode. Da Lenau's bei Cotta erliegendes Kapital vorläufig noch keine Zinsen abwarf, konnte dessen wünschenswerthes ferneres Verbleiben in dem kostspieligen Institute zu Döbling nur durch willigst angebotene Beiträge von Freunden, denen Dr. Görgens ebes verzichtleistende Uneigennützigkeit förderlichst entgegenkam, ermöglicht werden.

Ueber das unselige Scheinleben in Döbling eilen wir möglichst schnell hinweg: — aber es dauerte über drei volle Jahre! — Einmal hörte man Nachts ein heftiges Weinen in der Zelle; als Dr. Görgen hineineilte, antwortete Niembsch in Thränen: „der arme Niembsch ist sehr unglücklich." Es war das letzte Auflackern des auszitternden Lichtes.

Die großen Märzereignisse des Jahres 1848 gingen, von seinem Bewußtseyn unaufgenommen, spur- und wirkungslos an ihm vorüber. Der letzte Heilversuch eines wohlwollenden Freundes, der ihm das begeisterte Wort: „wir sind frei!" entgegenjubelte, glitt an seinem eisigen Stumpfsinne ab. Dagegen hatte er aber auch für den Kanonendonner des Oktobers 1848 kein inneres Gehör und Verständniß mehr.

Mit dem Bewußtseyn hatte sich auch die articulirte Sprache verloren; kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, schmerzhaftes Stöhnen oder stundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thierische Element in seiner Unsauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Besuch der Zelle den Eindruck, als sey man in einen Thierzwinger getreten. Die Besuchenden wurden nicht mehr erkannt. Dennoch blieb die Anziehungskraft, die er immer ausgeübt hatte, die Anhänglichkeit seiner Freunde so groß und unzerstörbar, daß sich fast jeder das fortgesetzte Freundschaftsopfer solcher Besuche willig auferlegte. Der in seiner warmen Pietät für den Dichter unermüdliche Frankl hatte, um eine Statuette und ein Bild Lenau's ausführen zu lassen, einmal den Bildhauer Hirschhäuter, ein andermal den Maler Aigner in die Anstalt gebracht; letzterer konnte den Anblick nicht ertragen; unter den peinlichsten Seelenfoltern, fieberhaft eilig, warf er seine Farbenskizze auf die Leinwand und entfloh damit, als seine eigene

Kraft schmerzerschüttert zu erliegen drohte. Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber dem geistigen Hochmuth, wenn er sich in irgend einer Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er sich an solchem Ausgange eines einst so hochragenden Geistes spiegle und selbstvermesse. Den heuchlerischen Eiferern aber, die auf ein solches Geschick als eine strafende Vergeltung lieblos hinzuweisen noch das Herz hätten, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

„Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fabriken Rest:
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest." — —

Wer den Dichter liebte — und er ist geliebt worden, wie Wenige auf Erden — mußte in das bittere Wort „Tod" seine Wünsche und Gebete kleiden, daß dem Ableben des Geistes auch das des Körpers bald folgen möge. Die sechste Morgenstunde des 22. August 1850 brachte nach kurzem Todeskampfe die endliche Erlösung. Schurz hatte den letzten Blick und Athemzug Lenau's empfangen und ihm die Augen zugedrückt. Des Dichters vieljährige schwäbische Gastfreunde, der würdige Hartmann, Reinbeck und Emilie waren ihm bereits vorausgegangen, gleichsam ihm auch dort in gewohnter Weise die wirthliche Stätte zu bereiten. Der Bildhauer Hirschhäuter formte nach dem unbeseelten Antlitze eine Todtenmaske. Wir übergehen den von den Doktoren Görgen, Benesch, Meckel von Heimsbach, Seligmann und Frankl aufgenommenen Sektionsbericht, sowie den vom Phrenologen Noel herrührenden Befund über die Schädelbildung; das ärztliche Publikum, für welches die beiden Aktenstücke von vorwiegendem Interesse, findet selbe in der Wiener Zeitung und andern Journalen jenes Jahres, dann als Anhang in dem Buche Frankl's abgedruckt.

Am 24. August um 6 Uhr Abends wurde, was von Nikolaus Lenau sterblich war, auf dem stillen einfachen Dorfkirchhofe zu Weidling, wo Lenau's Schwester, Therese Schurz, ein freundliches akazienumschattetes Landhaus besitzt, zur Erde bestattet, unfern der Grabstätte, die der dem Dichter befreundete große Orientalist v. Hammer neben seiner vorausgegangenen Gattin auf demselben Friedhofe für sich bestimmt hat. Von jenem Häuschen zum Kirchhofe blickend, hatte Lenau einst zur Schwester gesagt: „dort möcht' ich ruhen." Eine kaum übersehbare Menschenmenge aus allen Volksklassen, darunter zahlreiche Freunde und Verehrer des Verblichenen, dessen Schwestern mit ihren Töchtern an der Spitze, gaben ihm das letzte Geleite.

Den Sarg ſchmückte inmitten bunter Blumengewinde ein grüner Eichenkranz; das umgeſtürzte Familienwappen deutete darauf hin, daß der letzte des Geſchlechtes Niembſch von Strehlenau hier zu Grabe getragen werde. Geſänge der Klosterneuburger Sänger und des Wiener Männergeſangvereines ertönten; Mitglieder des letzteren ſangen ein von Guſtav Barth komponirtes Quartett zu des Dichters Worten:

„O ſchöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruheſtätte für die müden Glieder!
Hier ſingt der Frühling Auferſtehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeſchworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man ſein Liebſtes ſenkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir lebn uns wieder,
Es ſind die Todten uns nicht ganz verloren."

Gedichte und Reden tiefſter Wehmuth und Trauer, geſprochen von A. Schurz, L. Foglar und H. Laube wechſelten mit den Geſängen in feierlicher Reihe ab, bis der Sarg niederſank unter Schauern von Blumen aus Frauenhänden, ſo daß die nachrollenden Schollen nur weich auf Blumen fielen. Ein frommes „Vaterunſer" der Dorfbewohner ſchloß die Feier. Lenau ruhte wieder in ſeiner heimathlichen Erde.

Eine Pyramide von grauem Granit, darin ein Rundſchild mit dem von Hirſchhäuter modellirten Bruſtbild des Dichters aus Erz gegoſſen, umgeben von einer Schlange, „dem chriſtlichen Sinnbilde der Ewigkeit, dem heidniſchen des Genius," über dem Medaillon ein goldener Stern, am Sockel einfach der Name „Lenau" in Goldlettern, das Ganze aus einem Buſche von Thujen, Roſen und Lilien ſich erhebend und wie ein Gürtlein von den Stäben eines leichten Eiſengitters eingeſchloſſen, — dieß iſt das nach Frankl's Idee ausgeführte Denkmal, womit die Verwandten des Dichters dieſe heilige Schlummerſtätte bezeichnet haben. Eine ſinnige Freundin des Dichters pflückte hier ein Penſee, „einen dunkelſammtnen Lenaugedanken," für jene in der Ferne mitrauernde Marie, welche der Verewigte einſt ſeine Braut genannt.

Unſeres Dichters Bild iſt öfters gemalt und durch Grabſtichel und Lithographie feſtgehalten worden; ſo in Oelbildern von Emilie Reinbeck noch vor der amerikaniſchen Reiſe, ſpäter von Danhauſer, dann von Rahl, deſſen gelungene Arbeit ſich in J. Kerners Beſitze befinden ſoll. Die Stiche und Lithographien nach und von Kriehuber, Staub, v. Franck ſind mehr oder weniger bekannt. Der im

männlichen Porträt sonst so glückliche Kriehuber war mit seinem Lenaubilde nicht glücklich; es gleicht eher einem weinselig dusselnden Husaren mit Lenau's Zügen, als dem Dichter selbst. Viel edler und geistiger gehalten ist das von Staub verrührende Bild, welches früheren Auflagen der „Gedichte" beigegeben war; es ist das beste der uns bekannten. Diesem scheint auch das von Kotterba gestochene Porträt im „Album österreichischer Dichter" nachgebildet zu seyn. Bildhauer Hirschhäuter brachte eine Statuette des Dichters, dann das Brustbild und dem Grabmedaillon in Gypsabgüssen, beide nicht unähnlich und um so verdienstlicher, als sie erst während des körperlichen Verfalls und nach dem Tode Lenau's ausgeführt wurden. Aignes erwähntes, rasch entworfenes Oelbild, wovon Frankl das Original, Therese Schurz eine Kopie bewahrt, gibt des Dichters Züge während seiner Krankheit mit großer Treue wieder; doch wir sehen nur die verfallende Ruine der einst mächtigen Geistesburg.

Auch wir haben, gefesselt von der jedem großen Leiden innewohnenden magischen Anziehungskraft, unwillkürlich uns und unsere Leser allzulange an dem Schmerzenslager des Kranken beschäftigt, als daß sich nicht das dort gebotene traurige Bild der Entstellung und Zerstörung gar tief unserer Seele eingeprägt hätte. Aber nicht mit diesem Bild im Auge dürfen wir scheiden, nicht unter diesen Eindrücken in die Dichterhalle treten, die uns in den vorliegenden Bänden aufgethan ist. Indem wir in die Vergangenheit zurückgreifen, versuchen wir ein Bild des Dichters aus jenen Tagen festzuhalten, wo auch sein äußeres Dasein, noch ungebeugt von Krankheit, in edler Ursprünglichkeit auf einer, seinem geistigen Lebenszenith angemessenen Höhe stand. Lenau's äußere Erscheinung war eine durchaus vortheilhafte, edle. Nicht von jenem tadellosen Ebenmaße männlicher Schönheit, welche nach den Vorbildern der Antike Bildhauer und Maler sich zum Modelle erwählen, war er doch immer eine schöner Mann zu nennen; es war eine durchgeistigte Gestalt, in deren Formen, Haltung und Bewegung sich die innere geistige Schönheit in harmonischer Uebereinstimmung wiedergeprägt hatte. Mittelgroß, von gedrungenem aber wohlgebildeten Körperbaue, sehnenkräftig und fast breitschulterig, mit gewölbter Brust und guter Lunge ausgestattet, war er ganz zum rüstigen Bergsteiger geschaffen, als welcher er sich so oft bewährte und worauf auch sein auf gebogenem Knie sich wiegendes Schreiben hinkeutete. Sein Gang war langsam bedächtig, meist mit gedankenschwer vorgebeugtem Haupte, die Haltung ungezwungen-bequem, Hand und Fuß klein und von feinen Formen. Obschon der Mode nicht sklavisch gehorchend, war seine Kleidung immer gewählt, reinlich und von einfacher, würdiger Eleganz. Sein Haupt war ungewöhnlich groß, aber edel

geformt, das glattgekämmte Haupthaar nicht allzu üppig und, wie Backen- und Schnurrbart, dunkelbraun; die leicht gebogene Nase und die sanft hervortretenden Backenknochen hatten etwas vom edleren südslavischen Typus. Die Gesichtsfarbe war bleich und leise in südländisch gebräuntes Kolorit übergehend, die schmalen Lippen wenig aufgeworfen, das Kinn fleischig gerundet. Die schöngebildete weiße Stirne war mehr breit als hoch; im sinnenden Vortrage zogen sich die dunkeln Brauen enge zusammen. Ueber dieser Stirne zuckte bisweilen in aufgeregten Augenblicken die besonders stark ausgebildete „Zornesader" oder breitete sich bei tieferer Gedankenarbeit eine scharfgefurchte Falte; beide, sich kreuzend, schienen auch auf seiner Stirne das geheiligte Zeichen festzuhalten, welches unlängbar, oft zwar verschleiert, oft wieder verherrlicht, über allen seinen Geisteswerken schwebt und gerade ihn zum vorzüglich christlichen Dichter stempelt. In Momenten der Ruhe mahnte der Ausdruck des Gesichtes an manche jener leichenblassen, nur von der Meditation durchleuchteten Mönchsköpfe, welche die künstlerische Verzückung eines Zurbaran oder Murillo mit phantastisch kühnem Pinsel auf der Leinwand festzuhalten wußte. Darüber waltete bestimmend und gestaltend, wie ein allgewaltiges Wesen in der Höhe, das große dunkelbraune Auge voll Geist und Tiefsinn, oft in unheimlichem Feuer rollend, oft voll Weichheit und Schmelz; dieses Auge übte, wie kaum ein zweites, eine Gewalt, der man sich nicht zu entziehen vermochte. Ein imponierender Ernst umgab sein ganzes Auftreten und scheuchte die frivole und großthuende Geistesleerheit weit aus seiner Nähe; doch konnte er in einzelnen Stunden, beim Wein, mit Freunden, bei Ausflügen, besonders bei Tanz und Jagd im Alpenlande von einer Heiterkeit seyn, die bei ihm doppelt überraschen mußte. In seinen Genüssen war er, wiewohl sehr wählerisch, im ganzen mäßig, nur die Vorliebe für Kaffee und Tabakrauch mag er übertrieben haben; letztere hat er in den Gedichten „Mein Türkentrost" (II. 152) und „der Hagestolz" (II. 154) dichterisch zu veredeln gewußt. Sein Lieblingsgetränk war Weitlinger, jener Wein, welcher auf den Hängen des Türkleins kocht, in dessen Kirchhofe jetzt seine eigene Asche ruht, als ob auch er, wie „der Greis" in seinen Gedichten (I. 336), das stille Keimen des Pflanzenlebens vorgefühlt hätte, das sich einst um seinen Hügel in Reben erheben sollte. In der Regel schweigsam und wenig mittheilsam, liebte er das Gespräch mit Freunden, Austausch und Entwickelung der Ideen, Auseinandersetzung seiner Ansichten. Aber auch hier, wie bei seinem dichterischen Vorlesen, ließ er nur einen streng ausgewählten, seiner würdigen Kreis an sich herankommen. Bei solchen Anlässen sprach er fließend und warm, logisch klar und prägnant, in reinem dialektfreiem Deutsch, mit wohltönendem Organ, welches Kraft und Weichheit

vereinigte; er war der Rede in vollem Maße mächtig, das rechte passende Wort stand ihm immer zu Gebote; man kann sagen: er hat nie ein unbedeutendes oder müßiges, nie ein zweideutig lascives Wort gesprochen. Im Freundeskreis ersuchte er zunächst um einen „zusammenhängenden Diskurs" indem er sich das „desultorische Gerede" eifrigst verbat. Wie sein Wort war auch seine Handschrift, fest und klar, sauber und deutlich; die scharfen gleichmäßigen Lettern schienen ihre Kleinheit durch aufrechtere Haltung auszugleichen. Eigenthümlich war die Art des Vorlesens seiner Gedichte, die gerade durch seinen Vortrag einen ganz besonders mächtigen Reiz gewannen. In fast monotoner, aber wohltönender Weise, ohne declamatorisches Effectstreben, nur von kaum merklichen Schwingungen und Hebungen bezeichnet, rollte die Strömung seines Vortrags dahin, gleichsam wogenartig, wie das Pulsiren der nordischen Meere. Fast von Satz zu Satz oder doch in nahen Zwischenräumen folgten kurze Pausen, um die Melodie der Verse im Hörer anklingen, den Gedanken nachwirken zu lassen. Während er so innehielt, las er mit geübtem Auge die Wirkung des Gelesenen, die „geschwiegene Kritik" vom Angesichte seines Publikums. Mangel an Aufmerksamkeit, oder auf Nebendinge gerichtete Aufmerksamkeit konnte ihn leicht verletzen und von Wiederholungen zurückschrecken. Wußte er gegen geistig oder social Höher- und Gleichgestellte durch sichere Haltung, edle Selbstachtung und männlichen Trotz, bisweilen auch durch sarkastische Kritik, die Würde seiner Stellung stolz zu wahren und jeden Schein der Unterordnung fernzuhalten, so war er zugleich höchst liebreich und entgegenkommend, fördernd und ermunternd gegen jüngere Talente, gegen erst werdende Größen. Unermüdlich in eingehenden Gesprächen, unerschöpflich in belehrenden Mittheilungen, widmete der sonst mit seiner Zeit so Karge solchen Jüngern oft die kostbarsten Stunden seines Tages. Aus früherer Zeit L. A. Frankl, aus späterer Ludwig v. Morajn (Löhner), Julius von der Traun (Dr. Schindler), Moriz Hartmann, Hermann Rollett, Eugen Obermayer, Dr. Conft. Wurzbach (Dichter der „Parallellen") u. A. bewahrten jene Begegnungen in dankbar liebevoller Erinnerung. Einen musikalischen Freund, der durch geringen Erfolg an seinem Berufe zu zweifeln begann, ermunterte er mit dem schönen Worte: „Wenn du auch keine Großmacht, kein Kaiser oder König bist, so beherrschest und regierst du doch ein selbständiges Reich, bist etwa Kurfürst oder Großherzog, kurz, bist eben auch ein Souverän!" Mit seinem eigenen Kunstberufe nahm er es sehr ernst und strenge; er füllte damit, ja, er zersprengte sein ganzes Dasein. Gustav Schwab's Ausspruch: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit" lautete aus Lenau's Munde in bezeichnender Version: „Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit." Wohlwollen und

Wahrheitsliebe waren Grundfeſten ſeines Charakters. Wen er einmal Freund genannt, an dem hing er, ungeachtet ſcheinbarer Uebergebung, mit felſenfeſter Treue; nichts konnte ihn im Glauben an Jene wankend machen, in deren Seelentiefen er einmal einen befriedigten Blick gethan. Unverſöhnlich und unnahbar auf immer blieb er dagegen Jenen, die ſein erſtes Wohlwollen durch eine Spur von Schlechtigkeit oder Gemeinheit getäuſcht hatten. Selbſt wo er fehlte und irrte, lag immer ein edler Trieb, ein großes und gutes Wollen zu Grunde. Auch ihn hatte der Frieden eines beruhigteren Erdenlebens angehaucht, als er ſein ſchönes Lied: „der gute Geiſt" (II. 27) dichtete; auch er hatte ſehnſuchtsvoll empfunden:

— „Daß ein Leben ſchön und glücklich nur,
Wenn es ſich ſchmiegt an Gott und die Natur,"

(II. 45.)

er hatte ahnungsreich gefühlt:

„Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Iſt glücklich; und ein Herz auf ſtolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünſche — herb verſchmachtet"

(II. 8.)

— und doch ward er kein Glücklicher! Aber man klage nicht die Poeſie als Urheberin ſeines Unglücks an, denn nicht ein Fluch iſt ſie, wohl aber ein Segen; nicht der Kainsſtempel, ſondern das leuchtende Gottesmal auf der Stirne des Begabten. Die ſchöne Landſchaft wird für ein helleres ſchärferes Auge nicht minder ſchön ſeyn; aber dem Blicke, der ſich mit Vorliebe nur in die Schatten verſenkt, wird ſie nur ihr Dunkel zeigen. Des Dichters lebendigere Einbildungskraft, tiefere Empfindung, künſtleriſch ordnender Verſtand ſind nicht Zeichen von Krankheit, ſondern von erhöhter Geſundheit des Geiſtes. Nur die Störung ihres harmoniſchen Gleichgewichtes, das Hinzutreten anderer, außerhalb der Poeſie gelegenen Bedingungen haben unter den Poeten ſo viele Unglückliche geſchaffen; die Biographien ſo vieler Dichter liefern, wie dieſe Blätter, die Belege dafür. Nicht die Quelle ihrer Leiden, wohl aber das geſchärftere Organ für dieſelben entſtammte der Poeſie, welche im Gegenſatze auch den Glücklicheren die geiſtigen Sinne zum Lebensgenuſſe erhöhte. Der größte Dichter Deutſchlands war zugleich einer ſeiner glücklichſten Menſchen; aber ſchönes Maßhalten und weiſes Selbſtbeſchränken, das dem größten wie dem beſcheidenſten Geiſte ſelbſtgegebenes Geſetz bleibe, galt auch ihm vor allem. Mit Trauer ſehen wir oft gerade die edelſten opferfreudigſten Herzen, Lenau unter ihnen, dieſes Geſetz als ein ſcheinbar ſelbſtſüchtiges mißachten und beſeitigen. Da wir das

Leben eines Nichtglücklichen ſchildern, lag es nahe, die Bedingungen des Glückes ins Auge zu faſſen und den Gründen nachzuforſchen, warum es gerade dieſem uns ſo theuren Leben verſagt blieb; wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß das Unglück nur zu oft die Signatur des beſſeren, edleren und größeren Menſchen iſt. Nicht geſchaffen, ſeinem vorwärts ſtürmenden Geiſte, wie jener dichteriſche Weiſe, ein rettendes Halt! zuzurufen, oder, wie tauſend und tauſend Andere, an den Räthſeln des Daſeyns mit den geſchloſſenen Augen der Entſagung vorüberzugehen, oder die ſtarren Schranken des irdiſchen Wiſſens mit den Blumengewinden des Leichtſinns und der Selbſttäuſchung zu verhängen, trat Lenau — wie damals auf den ſchwindelnden Höhen des Traunſteins — offenen Auges, muthig und kühn, vielleicht tollkühn, dicht an die Abgründe des Geiſtes und blickte dem Dämen der Tiefe, Aug' in Auge, ſtarr und ſcharf in das unheimliche Antlitz. Doch dießmal griff der Tod wirklich herauf, bis an ſein Herz. Was er von der finſtern Stirne des Dämons geleſen, tönt in ſeinen Liedern fort; ewige Schmerzen der Menſchheit hat er ſänftigend in Wohllaut gekleidet; aber ſein eigenes, ſchwindelfrei geglaubtes Auge mußte ſich vor ſolchem Schauen verdunkeln.

Verſchiedene Nationalitäten können auf Lenau als einen der Ihrigen Anſpruch erheben; Herkunft und Name ſeiner Familie weiſen auf ſlaviſche Voreltern, durch Geburt und erſte Erziehung gehört er dem Magyarenlande, durch Bildung, Geſinnung und Herzenswahl dem Deutſchthum an. Es hat ſonach tiefliegende Wurzeln, daß ſich ſowohl in ſeinem perſönlichen Charakter, als in dem ſeiner Schriften dieſe drei Nationalitäten abſpiegeln. Das feurige Gefühl, der ariſtokratiſche Unabhängigkeitsſinn, Waffenliebe und ſoldatiſcher Muth, die glühende, in orientaliſcher Bilderpracht ſchwelgende Phantaſie, die Vorliebe für Kraftworte und Hyperbeln und ein Zug von Hochmuth laſſen die magyariſche Heimath nicht verkennen; die Neigung und Anlage zur Muſik, der Sinn für patriarchaliſch-demokratiſche Urſitte, die träumeriſche Paſſivität im Drucke äußerer Geſchicke, die ſcheue Verſchloſſenheit und ſanfte Melancholie neben Anflügen von Schlauheit und verſchmitztem Trotze verrathen den Tropfen ſlaviſchen Blutes in ſeinen Adern; der ſtrenge Rechtsſinn, die tiefe Wahrheitsliebe, die ausdauernde Treue, das gründliche Wohlwollen, die Unermüdlichkeit des Geiſtes in religiös-philoſophiſcher Spekulation, die Gründlichkeit und Vielſeitigkeit im Wiſſen und Forſchen, aber auch die Ungewandtheit in weltlich-praktiſchen Lebensfragen, die Verſenkung in die Natur und deren ſinnvolle Exegeſe und Symbolik, der Hang zu Schwärmerei und Beſchaulichkeit, bemkunden entſchieden den Deutſchen. So ſind auch in ſeiner Poeſie die Stimmungen und Grundideen, Motive und Tendenzen, kurz, das innere Leben durchaus deutſch; während Scenerie

und Kolorit ihre originellen Umrisse und warmen Tinten den magyarischen Jugenderinnerungen des Dichters entnehmen, Rhythmus und Formenweichheit seiner Lieder aber nicht selten wie der einförmige Wohlklang eines auf Molltönen sich wiegenden slavischen Volksliedes uns gemahnen. Doch selbst aus diesen Beimischungen fremder Elemente, so sehr sie das Eigenthümliche der Erscheinung steigern, geht es überzeugend hervor, daß nur das minder Wesentliche, die leichten Schatten fremdländisch, das Wesentliche und die Vorzüge, Kern und Mark dieser Dichternatur aber ächt und gediegen deutsch sind.

Wenn wir zu dem Dichterbilde Lenau's in der Geschichte der Poesie nach Vorbildern, oder richtiger: nach Analogien suchen, so treten uns zunächst zwei Gestalten mit sprechenden Zügen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft entgegen: der Deutsche Hölty und der Britte Byron. Hölty und Byron, — welche Contraste, welche Distanzen! Daß Lenau, nicht in künstlich forcirten Sprüngen, sondern in organisch natürlicher Entwicklung, jene Gegensätze in sich zur Harmonie versöhnelt, jene Entfernungen durch die expansive Kraft seines Talentes ausfüllte, gibt uns Zeugniß sowohl für den Reichthum, als für den Umfang seiner poetischen Natur. Zu Hölty, den unser Dichter mit einem elegischen Nachrufe feierte („Am Grabe Hölty's" I. 174), stehen Lenau's Poesien aus der frühesten Periode, etwa wie sie in den ersten Auflagen der „Gedichte" gesammelt sind, in unverkennbar inniger Wahlverwandtschaft. Da ist derselbe hingebende Sinn für die Natur, dieselbe Weichheit des Gefühls, dieselbe Wehmuth der Grundstimmung, dieselbe Keuschheit und Melodie der Sprache; aber Lenau's Naturbetrachtung ist umfassender, frischer und tiefer, seine Empfindung reicher und lebhafter, seine Trauer gewaltiger und ergreifender, sein Ausdruck plastischer, farbenreicher und wohlklingender; Lenau erscheint als ein größerer, gereifterer, durch natürliche Anlage überlegener, im Fortschritte der Zeit entwickelter Hölty. Sobald aber in den späteren Phasen, namentlich in den größeren Dichtungen, andere bisher nur halbenthüllte Grundelemente der Lenau'schen Muse, der forschende Scharfsinn, der Freiheitsdrang, die Glaubenskämpfe, die philosophische Spekulation, die düstere Weltanschauung, die tiefere Weihe des Schmerzes, zur Entwickelung kamen, schwinden und erblassen die Berührungspunkte mit dem elegisch-idyllischen Hölty fast gänzlich. Dagegen machen sich sofort die Beziehungen zu Byron geltend; aber so zahlreich die Aehnlichkeiten, noch zahlreicher und namhafter sind die Contraste zwischen Beiden. Die negirende Skepsis, den stolzen Unabhängigkeitssinn, die tiefe Melancholie und finstere Lebensansicht, das Schweigen im Unheimlichen, Wilden, Gräßlichen, die großartige Naturanschauung haben Beide gemein; Beide waren großangelegte Individualitäten, daher bei Beiden die

Subjektivität mächtig in den Vordergrund tritt; in Beiden wiegte, auch wo sie als Epiker oder Dramatiker auftraten, der Lyriker vor. Aber die Quellen jener Eigenschaften und deren Aeußerungen, wie grundverschieden! ebenso wie ihre Lebensstellungen. Auch Byron's Leben ist nicht frei von Mißgeschicken und Enttäuschungen, deren kein Dasein entbehrt; aber kein großes Unglück bezeichnet, kein mächtiger Schlag des Schicksals erschüttert, keine gewaltige Leidenschaft untergräbt dieses ursprünglich so hoffnungsreiche Leben. Wir sehen ab von Glanz und Reichthum der Geburt und Stellung, sie sind nicht das Glück; aber alle Bedingungen des edleren Behagens, alle Bahnen eines schönen Wirkens standen dem unabhängigen Lord offen; nur er selbst hat das Werk freundlicherer Horen zerstört, sein häusliches Glück hat er selbst zertrümmert oder als ein Hemmniß beseitigt. So sehen wir in Byron's Mißmuth viel eigenwillige Laune und klimatischen Spleen. Wie ganz anders Lenau! Wir sind nicht blind für die übergroße Pflege, die auch Lenau seinem Leid widmete, da er geflissentlich seine Seele „in Schmerz macerirte," aber wir sahen Lenau's Erdenlauf schon vor seiner Geburt gewissermaßen zu einer Leidensgeschichte prädestinirt. Lenau erscheint uns als ein wirklich Unglücklicher, Byron nur als ein Unzufriedener. Dieß bestimmt relativ auch den Werth und die Wirkung ihrer Schöpfungen; Lenau's Klagen werden uns darum zugleich erschüttern, während wir Byron's Klagen nur bewundern. Der Sinn für politische Freiheit war dem deutschen Dichter, dessen Wiege in dem freien Ungarn stand, ebenso wie dem Britten, schon durch die Geburtsstätte angeboren; er erweiterte und veredelte sich bei Lenau unter den kosmopolitischen Einflüssen deutscher Bildung. Byron's Freiheitssinn war praktischer, mit vorwiegend britischer Lokalfärbung immer auf's Einzelne, auf die Geschicke bestimmter Völker gerichtet; Lenau's Freiheitsliebe war idealer, stets das große Ganze, die Loose der Menschheit in's Auge fassend; bei jenem überwiegen die materiellen, bei diesem die geistig-sittlichen Interessen. Noch größer ist die Verschiedenheit in den Stellungen Beider auf religiösem Gebiete. Byron hat mit den Glaubensfragen abgeschlossen, er betritt die christlichen Tempel als ein vom Voltaire'schen Geiste großgesäugter Freigeist, als ein Ungläubiger; Lenau als ein bedingt Glaubender, aber seinem Bekenntniß Mißtrauender, Unbefriedigter; Byron als Zerstörer, Lenau als Forscher; jener zertrümmert unter Blasphemien die für ihn sinnlosen Heiligthümer, dieser beseitigt mit fast schonender Hand nur die ihm unbrauchbar gewordenen, an denen er die Heilighaltung durch Andere noch immer achtet. Byron hat weder Hoffnung noch Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, nach Unsterblichkeit und einem bessern Jenseits; Lenau hat das tiefe Bedürfniß, die innigste Sehnsucht darnach, wenn gleich oft mit derselben Hoffnungslosigkeit. Byron

ist Menschenverächter, Misanthrop, Lenau Philanthrop im besten Sinne des Wortes. Auf den Trümmern und Schädelstätten der historischen Vorzeit hat der Britte den Blick nach rückwärts, der Deutsche nach vorwärts gerichtet; Jenen begeistern sie zu Lobgesängen auf eine unwiederbringliche Vergangenheit, Diesem schärfen sie das Auge für die Gegenwart und Zukunft: Byron bestattet die Leichen mit Pomp auf dem Schlachtfelde, Lenau zieht darüber die Furchen für die neue Aussaat. Beide Dichter verdanken ihren herrlichen Naturschilderungen die größten Erfolge, aber ihr Verhältniß zur Natur ist ein sehr verschiedenes. In seinen Naturbildern malt Byron mit Virtuosenhand den blendenden Glanz, das bezaubernde Antlitz, die farbenprächtigen Gewande oder auch die wilden Schrecknisse ihrer äußern Erscheinung: Lenau belauscht ihr leisestes Athemholen, ihre verschwiegenen Geheimnisse, die Tiefen ihrer Seele. Byron sucht in ihr nach Contrasten, Lenau nach Symbolen. Auf Byron übt ihre Berührung eine beruhigende, besänftigende Wirkung, er gebraucht sie als schmerzstillendes Heilmittel, oder doch als betäubendes Opiat: auf Lenau wirkt sie oft verstimmend, niederdrückend und steigert in ihm das Gefühl der Krankheit und des Schmerzes: jenen lehrt sie vergessen, diesen sprengt sie zu neuem Denken. Für Byron ist die Natur eine Befreierin, Erlöserin, für Lenau eine selber noch Unfreie, des Mittlers und Erlösers Bedürftige. Byron begibt sich in die Einsamkeit, um den Menschen, insbesondere seinen Landsleuten zu entfliehen; Lenau, um Gott zu suchen. „Die Einsamkeit ist die Mutter Gottes im Menschen," schrieb er einst aus dem alpenumschlossenen Neuberg an den Herausgeber dieser Blätter. Uebte die lebende Natur auf Byron, so übte die absterbende auf Lenau einen mildern, wohlthätigern Einfluß; Jenen empört, Diesen versöhnt der Tod, weil Jener in ihm den Untergang, die Vernichtung sieht, Dieser aber das Leidensende und den Friedensbeginn. Lenau studirt das Sterben in der ruhigen Miene einer Todtenmaske, Byron zeichnet die Verzerrung der Agonie und analysirt die Verwesung. Die meisten Schöpfungen Byron's theilen mit denen Lenau's, bei gemeinsamer Meisterschaft des Details, den oft gerügten Mangel an künstlerischer Composition und Rundung, das Fragmentarische der Form. Wir wollen keineswegs die dichterische Unmacht, Ganzes zu schaffen, mit der Beschönigung decken, die Poesie sey berufen, nur Stückwerk zu bringen; aber wir möchten doch geltend machen, daß die noch mitten in ihren Bestrebungen begriffene, noch nicht abgeschlossene Poesie der Neuzeit der festen Grundlagen und durchgeklärten Anschauungen entbehrt, welche früheren Dichterperioden in ihren klassischen oder romanischen Elementen gegeben waren und künstlerischen Bildungen zu statten kamen. Dem Unfertigen, Vereinzelten und Unabgeschlossenen der ganzen Culturepoche entspricht das

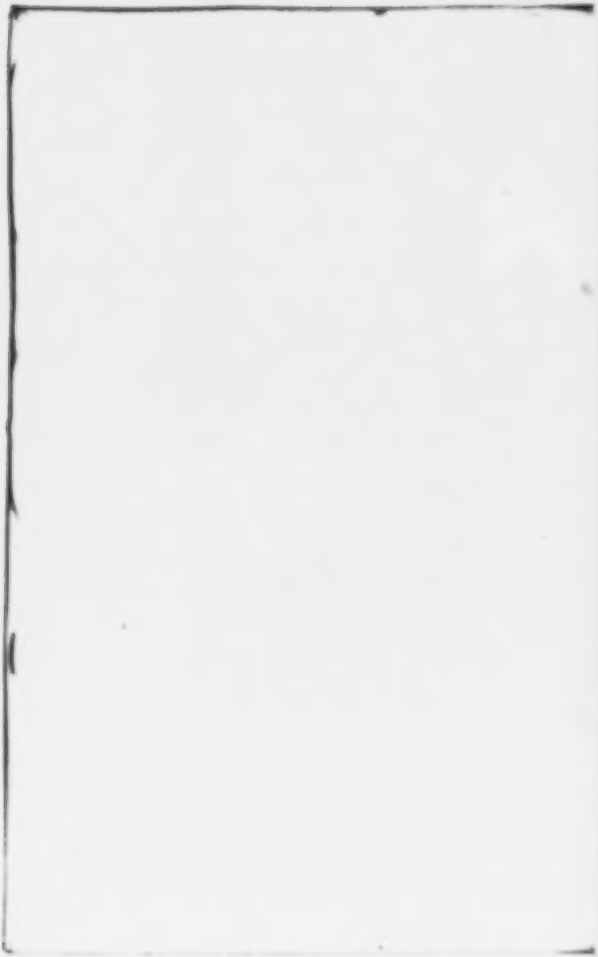
Aphoristisch-Rhapsodische der verderrschenden Kunstform. Mag Byron an künstlerischer Begabung, so wie an Umfang und Mannigfaltigkeit des Talentes vielleicht über legen seyn; an Tiefe des Geistes, an Achtbarkeit der Richtung und Gesinnung steht Lenau ihm keineswegs nach; den Herzen wird dieser immer der Nähere bleiben. Seelenbefreundet mit Hölty, geistesverwandt mit Byron, behält Lenau's Muse noch immer so viel jenen Beiden Fehlendes und Fremdes, so viel Eigenthümliches und Ursprüngliches, daß seine dichterische Erscheinung weder als eine Zersetzung und Erweiterung, noch viel weniger als eine Nachbildung jener Beiden angesehen werden kann, sondern als selbstständige Dichtergröße Anerkennung, als Lenau selbst seine Bedeutung und Geltung behalten muß.

Werden spätere Tage, wird der Griffel der Culturgeschichte einst unsere, der Mitlebenden, enthusiastische Vorliebe sich anreigen, unser Urheil bestätigen? Wir hoffen es mit einigem Grund. Mag eine kältere, entfernter stehende Kritik Lenau's Dichtungen als Kunstwerken nur einen bedingten Werth zugestehen: auch wir vermissen darin die ruhige Objektivität und künstlerische Wahrheit, auch wir finden das Ueberwuchern einer Subjektivität, die jeden Gegenstand zuerst in ihr eigenes Dunkel taucht, bedenklich; aber wir wissen zugleich, daß nicht die tadellose Kunstform, sondern ein Höheres, die Gegenwart Ueberdauerndes, es war, was diesen Dichter seinen Zeitgenossen so überaus werth gemacht hat, und wir finden gerade in dieser künstlerisch nicht eingeräumten Subjektivität, welche, je tiefer sie ausgeprägt ist, um so tiefer wirkt, die Bürgschaft der Dauer. Der Mensch in Lenau war größer als der Künstler; seine geistige Erscheinung hat etwas von biblischem Charakter. Wie jene heiligen Bücher nicht als Dichterwerke, was sie doch sind, ihre unvergängliche Bedeutung behaupten, so ist auch bei Lenau die gewählte Kunstform nur das Zufällige, das Lösbare, aber enge und zerbrechliche Gefäß für ein Unermeßliches, Ewiges, für die sich offenbarende, große, wahrheitdurstige und schmerzgetränkte Seele. Der Raum, den diese Dichtergestalt in der Culturgeschichte unserer Tage einnahm, wird, da deren geistige Rüstung keinem Anderen paßt, unausfüllbar bleiben und wie eine lichtere Aetherſäule auch den Nachkommenden verleuchten. Ihr Kämpfen und Leiden, ihr rein menschlicher Inhalt, bleibt unverloren. Wird die Nachwelt diesen vielleicht nicht so ganz verstehen, wie die Mitwelt, deren eigene Seele in ihm wiederhallt, so wird sie den Dichter doch lieben und ehren, wie wir, als einen der edelsten Märtyrer des ringenden Gedankens, als eines jener erhabenen Sühnopfer, welche, wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfstadien auf dem Bildungsgange der Menschheit bezeichnen. Sie wird, indem sie die Sühne versteht, nicht ungleich des Trostes so bedürfen, wie wir, die Nächstlebenden, ihm wehmüthig Nachblickenden.

Gedichte.

Erstes Buch.

Sehnsucht.



An meine Rose

Freblocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinüberſehnen
Stets inniger umſchmieget,
Je länger ſich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nah'n die Augenblicke, — ſchwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendſchimmer;

Und ich, wie ſie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll ſüßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigenthume
In's Tiefſte meines Lebens.

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung.

Ich sah in bleicher Silbernacht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im rothen Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Thal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenſter klemm
Mit ihren gelben Trauben;
Die Unſchuld ſaß am Dache fromm
In ſtillen weißen Tauben.

Die Lerche ſang und ſchwank dahin
Auf morgenfreuden Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel ſchien
Zu's Thal herabzuſingen. —

Da meint' ich ſchon, das Fenſter ſoll
Sich freundlich mir erſchließen,
Und aus dem Rahmen lieberoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

Du ſeligſte der Phantaſie'n!
Ach, wär es mir beſchieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im ſüßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch dieſen Hain zu wallen,
Zu lauſchen hier im Blüthenſtrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbstestwehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge,
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, sieh, da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmückt ein Dörfchen sich,
Rings umrauscht von Waldesbrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

Frage.

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich sah nur erst dein holdes Angesicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

In's Tiefste ist er mächtig mir gedrungen,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß sterbend ward es von der Flut verschlungen;
Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradiesesküste? —
An der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Dein Bild.

Die Sonne ſinkt, die Berge glüh'n,
Und aus des Abends Roſen
Seh' ich ſo ſchön dein Bild mir blüh'n,
So fern dem Hoffnungsloſen.

Strahlt Heſperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein ſüßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube ſpielt
Der Abendwinde Säuſeln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuſeln! —

Es braust der Wald, am Himmel zieh'n
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze krankenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse fort,
Enteilet mit den Winden:
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schooß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht: —
Will's mich hinunter winken?

Ghasel.

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh' dein Angesicht erglüh'n im Rosenscheine noch:
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenroth
Im Paradiese lächelnd nah'n der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flehst mit ihr, und seit ich euch verlor,
Versehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch,
Und fragte klagend mein Geschick: „bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?"
Dort necht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
Diesen Strom entlang:
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammenschauen
In den Mond empor,
Der da trüben aus den Auen
Leise taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Streuhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain.

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh' ich, wie hinab die schnellen
Unaufhaltsam fliehn.

Aber wo im schimmerlosen
Dunkel geht die Flut,
Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
Das dem Auge ruht.

Daß doch mein Geschick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht gesehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu stehn;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach! nur allzuschnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort die Nacht entlang,
Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! so schmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner todten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr süßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbestund':

„Bezwinge fromm die Todesluft,
„Die dir im Auge ſtarrt,
„Wenn man mich bald von deiner Bruſt
„Fortreißet und verſcharrt!“

Da unten brauſt der wilde Bach,
Führt reichen, friſchen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!“

Das klingt ſo lieblich wie Muſik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der todten Braut.

Stets finſtrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne bebt ſich Donnerklang,
Der immer ſtärker ſchwillt.

O ſchlängle dich, du Wetterſtrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder:

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden.

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Postherns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Ueber Stein und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er ſtehn! die Thräne kann
Nicht die Reſſe halten:
Mag der rauhe Geißelſchwung
Ihm die Seele ſpalten!

Scheu verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauſchen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauſchen.

Ich gedenke bang und ſchwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir
Sind zurückgeblieben;

Dieſe ſchöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne ſie
Einſamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Väter, denkt mein!
Sind schon ungeduldig!
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Liebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zaubertunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Erſehnte.

Unſenſt! du biſt auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Raſt die Sehnſucht dich beſchworen;
Ihr Ruf durchklang die Einſamkeit vergebens.

Tief iſt mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl geneſen werde,
Es flüſtert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch iſt ſie nicht gekeren dieſer Erde!

Die Stunden, die mit ſieben Wanderſängen
Das Mädchen einſt durch's Erdenthal geleiten,
Die ſchlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten:

Den Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen Allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Kühle von Cypressen,
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen:
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duftverlornen Gränze
Jener Berge tanzen holt
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengolt.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinüberseh',
Ueberschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne trüben
Meine Braut und harr' in Schmerz,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh' verblüht ihr Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Nachtverfloß'ne Wonnethränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht;

Schallend ruft er mir entgegen:
Heller Narr, wohin? zurück!
Deine Braut heißt Tod, den Degen
Zwischt das Unglück über euch!

In der Wüste.

Iſt's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, ſaget an!
Durch den Wüſtenſand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unſer Fuß im Staube
Spuren aus von ſeinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt ſie auf.

Einſam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh',
Und es flattern tauſend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Räthselferne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Thränen
Rechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder.

1.

Trüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer,
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verflüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Meine' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Lächelnd seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken:
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

1.

Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeſchritten!

Wie feierlich die Gegend ſchweigt!
Der Mond beſcheint die alten Fichten,
Die, ſehnſuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Froſt! friere mir in's Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen ſeyn,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!

Stumme Liebe.

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne! —

Wandel der Sehnsucht.

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimathküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den theuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimathlichen Bäume.

Hold, und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt' ich jeden Stein an's Herz gerissen.

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Gränzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn' ich mich so bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
Und diese Wolken kummerschwer,
Die mir dein Angesicht vermummen,
Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
Der Felsen in die Lüfte hebt,
An welchen selbst die Gemsen zagen,
Und der erschrockne Jäger bebt? —
Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Lüfte schwanke Ruh',
Und Nebel steigen, die dort schliefen.

So warfst du, seine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung."

Das todte Glück.

Leis' umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Bruft,
Saß ich einſt die mondeshellen
Nächte da in ſtiller Luft.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen ſind verſiegt,
Und die Sehnſucht iſt verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du rieſſt in böſer Stunde
Mit dem zauberiſchen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Athmete zum letztenmal.

Und du stießest leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wanderer.

Am Strand des Lebens irr' ich, ſtarre düſter
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüſter,
Und höher ſchlägt die Flut an ihm empor.
O ſtrömt, ihr Thränen, ſtrömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längſtverlornen Minneſtunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberſchwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Aſche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Todten flattern mir vorüber,
Geriſſen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
Das Chriſtuskreuz, vor dem in ſchönen Tagen
Ein Kind ich, ſelig betend, oft gekniet,

Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen. —
Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er sich an meine Seite:
Umarme mich, du stiller Todesmuth!

Unmuth.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange noch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif es, Sturm, mit deinem Wüthen,
Und streu' die Lappen in die Welt!

Zu ſpät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgeklungen;
Die holden Träume, ſeligen Gefühle
Erſtarben in der bangen Sommerſchwüle,
Mit der das Thatenleben angedrungen.

„Das Roß geſpornt! die Wehre friſch geſchwungen!“
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbath fächelt ſeine Kühle,
Wann Müden mich der ſtille Tod umſchlungen.

Mir war's verſagt, in jenen Blüthentagen,
O Mädchen meiner Sehnſucht, dich zu finden;
Es ſuchten dich vergebens meine Klagen!

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder ſchwinden,
Kalt hat die Brandung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die Stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Die dem toten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle.

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
Der die Erinnerungen, süße, bange,
Heraus aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Teichesstrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röthe,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Gelöte
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von leuchtend' Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräthe
Mein leicht zerfallend Glück an Leben hin. —

Sanft hüllten sich in himmlisches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sinne still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Aethermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels heil'ge Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Nicht weicht mir von der Leier jener Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir an's Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finſterer Geſelle!
Du biſt in meiner Bruſt kein neuer Gaſt;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geſchlecht ſchon oft geraſt!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich ſeh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Prieſter ſprach den Segen ob dem Paare,
Mir ſchien ein Mordgewölb' das Heiligthum,
Ich ſah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie ward die ſüße Schwätzerin ſo ſtumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer träger,
Und thränenvoller ſtets wird deine Bahn;
O führe ſchnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichſte umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geſchirre,
Darein der Tod gepflanzt die Reife bleich;
Fort von der Stimmen klöglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerſtreich!

Wir ſind vorbei. Der Sturm lenkt ſein Gefieder
Zum dunkeln Horſte der Vergangenheit,
Und Wehmuth ſinkt an meinen Buſen wieder,
Die ſtille Freundin meiner Einſamkeit.

Einſt und Jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
„Wo ich einſt ſo ſelig war,
„Wo ich lebte, wo ich träumte
„Meiner Jugend ſchönſtes Jahr!“

Alſo ſehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimath mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde ſich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beſchieden,
Wiederkehr in's traute Thal;
Doch es iſt dem Heimgekehrten
Nicht zu Muth wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das trunkle Waldrevier;
Doch er führt die Munter Abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten,
Und ſchaut mit Luſt des Lebens Morgenroth;
Auf ſeinem Antlitz ruht ein ſchön Erwarten,
Die Welt iſt Himmel ihm, der Menſch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen ſtreut ihm duft'ge Roſen
Mit leiſem Finger in ſein Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Koſen
Ein bunt Gevögel, ſingend wunderbar.

Seyd ſtille, ſtille, daß die flücht'gen Gäſte
Ihr nicht dem Jünglinge verſcheucht; denn wißt:
Die Jugendträume ſind es, wohl das beſte,
Was ihm für dieſe Welt beſchieden iſt.

Doch, weh! ihm naht mit ehernem ſchwerem Gange
Die Wirklichkeit, und ſcheucht auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird ſo bange,
Da er ſie weiter ſieht und weiter ziehn.

Die Felsenplatte.

Dort am ſtillen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederſchäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einſam ſtill ein Mann — und träumt.

Hingeneigt das gramesmatte
Angeſicht, ſo früh verblüht,
Starrt er auf die Felſenplatte,
Die vom Abendrothe glüht.

Wie er alle unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden täglich traut lebendig
Seine lieben Phantaſei'n.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Todtenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Thränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut der holden Mähr:
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat ſich heller angefacht.

Aus dem Felſengrunde ſprießen
Blumen auf mit ſüßem Hauch,
Und, die Stelle einzuſchließen,
Säuſelt rings ein Blüthenſtrauch;

Aus dem ſchwanken Blüthengitter
Strahlt ein Mädchenangeſicht,
Wie der Mond aus dem Gefitter
Leiſer Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröthen
Flüſtert ſie: „bin ewig dein!“
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblaſſen,
Traurig ſchweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling ſteht verlaſſen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterſtrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängſt ſo traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längſt zerriſſ'nen wanken ſchaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten ſind zerriſſen,
Es ſchweigt dein ſüßer Liederklang,
Seit in des Buſens Finſterniſſen
Mir jede frohe Saite ſprang.

Mir ſank der Freund voll Jugendblüthe
Hinunter in die Todesflut;
Die meiner Lieb' entgegenglühte,
Nun bei den kalten Todten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entfloh'nen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus in's Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all' in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch fliehn im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein über's Haideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunk'nen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, ſo treu und bieder!
Wohl mir, du biſt mir wieder nah!
Dein ſüßes Wort auch hör' ich wieder:
Mein holdes Mädchen, biſt du da? —

Doch nein! mich höhnten finſtre Mächte!
Wo iſt der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Diſteln ſauſt der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren:
Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einſt geſchworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das theure Erbe
Verblich'ner Jugend — ihre Freundſchaft ſterbe.

Du eilteſt im Vergeſſen! ungeduldig
Warfſt du dem Tod aus deiner Bruſt entgegen,
Was du nur allzubald dem herben ſchuldig,
Wenn's einmal aus iſt mit des Herzens Schlägen.
Nicht wollteſt du die Treu' im Buſen halten
Bis an der Gruft gebieteriſch Erkalten.

Wenn du tief ſchlummerſt unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährſt vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Roſenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie ſüß dann ſingen in den grünen Hallen
Von Roſenduft berauſchte Nachtigallen:

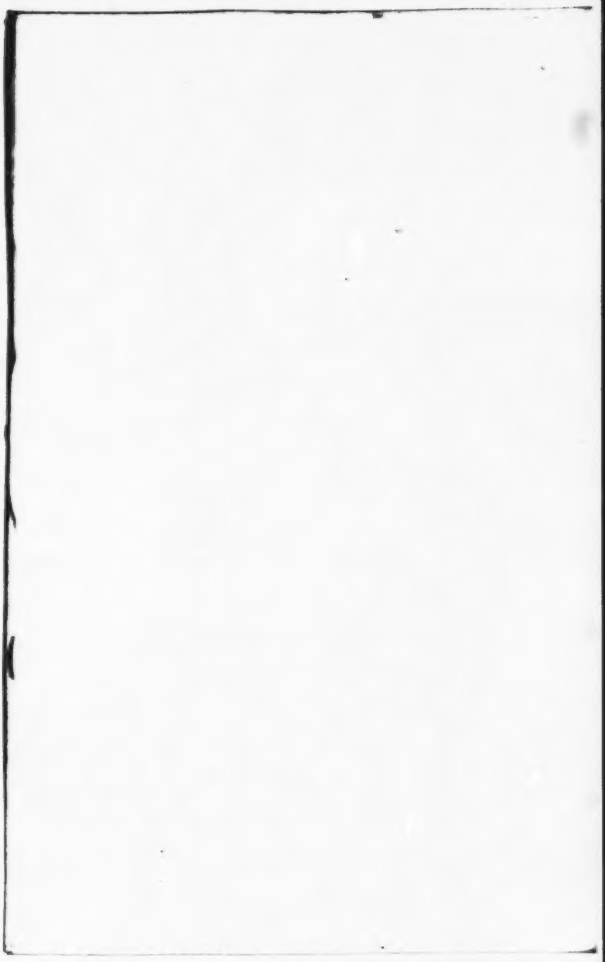
Dann wäre früh genug der Freund vergeſſen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Deß volles Herz gleich glühend, unermeſſen,
Dem Jugendideal und dir geſchlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und Beides ſah er mährchenhaft zerſtieben.

Gleichwie Nachtlüfte weh'n in Blüthenhagen,
Wehmüthig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen:
Wie Nachtigallen durch Gebüſche klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren:
So ſollte dieſes Lied mit ſeinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüthe ſchauern.

Jedoch umſonſt, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahnen leiſer Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude ſchüttern.
Hat doch der Froſt, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbſtgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die ſanften Klagetöne ſchärfen,
Seh' ich den Freund, mir einſt vor allen theuer,
Mein Herz in frohem Uebermuth verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub iſt ſeine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß ſie dich führe längſtverlaſſ'ne Pfade,
Und daß ſie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abſchiedsfeſte lade;
Denn unſre Freundſchaft will ich nun beſtatten
Auf ewig in der Wehmuth tiefern Schatten.



Frühling.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß:

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch heut dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eiskerkalle
So streng gefangen hielt.

Scheu zieh'n die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Verrennenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die leichten
Umlärmen durch's Gefilde,
Und wie sie scherzend sich enthalchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm:
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Veilchen in den Arm.

In ihren Busen greift der Knabe
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das zarte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"

Es zieht das Herz an Liebesketten
Mich über manche Kluft,
Und schleudert seine Pfeilgedichte,
Die treffen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene.

[illegible]

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit heimatlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nestes die Schwalbe nun gedenke,
Weit über's Meer zur trauten Hütte walle,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenke,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senkt
Auf sie die Flügel hin, die wandermüden;
Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger laden.

Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harret er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendend rings die schönen Freudenloose.
Doch Einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen,
Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.

Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
Für Nachtigallenfang und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so Manchem, was ihm theuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,
Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Streu,
Und bittrer Wehmuth weicht des Zornes Braus;
Dumpfschweigend sitzt er da, und starret so
Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfleh,
Er kennte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,

Zur gliederloſen, ſtarren Ewigkeit.
Soll zählen er ſie wohl nach ſeinen Thränen?
Und meſſen, wie ſie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach ſeinem Sehnen? —
Er wird ſein hart Geſchick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es iſt ein eitles Wähnen;
Denn „ſterben ſoll er in den Kerkermauern!“
So klangen ſeines Richters grauſe Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen ſchlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus dieſem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich ſterben immerhin zur Stelle,
„Ich klage meiner Todesſtunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerſchwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch ſich ſonnen!
„So wie der müde Wandrer an der Quelle,
„Schlaf' ich an deinem ſüßen Strahlenbronnen,
„Und träume, was ich ſterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
Warum hat Der ein ſolches Loos gefunden? —
Er fleht umſonſt, er hat zu viel verbrochen,
Hat ſich des Allzukühnen unterwunden:

Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod, — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Sie tödtet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muthe,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute,
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,

Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen;
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüthen und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Traumerscheinen nur,
Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren,
Und in den Kerker dort zu Jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.

Hohe Klippen, ringsgeschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seyd doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm an's Herz mir dringend:
Laßt allein mich zieh'n die Straßen!

Vieles ist vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Thränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All' ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Thau getränket,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All' das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet:

Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüthen, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge
Stürzen an's Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ich's verrathen euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blüthenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildniß trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh' dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niederspräht:
Wie sehnt er nach der Welle sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luft'gen Gange,
Auf deren Fuß die Blumenfreude blüht;
Wie flehend sich um ihre Neigung müht
Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange

Sie kommt, sie naht, sie wird herniedersinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beseelung
Wird, was an schönen Blüthen in ihm schlief,
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh' hier den Bach, anbei die Waldesrose.
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuschungsvollen Loose
Getreuer viel, als Berg und Wolk', erzählen.

Die Rose lauscht in's liebliche Getose,
Umfungen von des Haines süßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! so lang der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
Solang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davon getragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du biſt es, blüthenreicher
Baum, das iſt dein ſüßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blüthenzweigen
Tönte Nachtigallenſchlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten ſelig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß ſo herrlich du vor Freude
Blühteſt über unſern Bund.

Treulos hat ſie mich verlaſſen;
Doch du blühſt wie dazumal,
Kannſt dich freilich nicht befaſſen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieblich ſcheint die Sonne,
„Weht der Linde Maienwind,
„Und das Blühen und die Wonne
„Allzubald vorüber ſind!“

Mahnend ſäuſeln mir die Lebre
Deine frohen Blüthen zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh'.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüſtert ihr ſo bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und ſtörriſch klagt der trüben Welle Gang:
Das iſt des holden Frühlings Todesſtunde!

Der Himmel, finſter und gewitterſchwül,
Umhüllt ſich tief, daß er ſein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch ſein Kind, ſein liebſtes, Philomele.

Wenn ſo der Lenz frohlocket, ſchmerzlich ahnt
Das Herz ſein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine toſen:
Doch lächelnd ſtirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut ſtill verſtrömend, ſeine Roſen.

Herbst.

Herbstgefühl.

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen,
Und dem Wanderer rauh und kalt
Kommt der Herbstwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbstzeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Steppenfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldeswege;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Meilenpfad verderben,
Daß ich lieber halte still,
Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Heller Tag, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Totenklagen der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Bleicher ich, wie bald! wie bald!
Wie ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Freudig bringt ein jedes Jahr
Volles Laub und volles Hoffen.

Scheiden.

Dahin sind Blüthen jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlass'nen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch:
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, lockt mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, in's Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisedrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh':
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

Siehst du an jenem Baum den kahlen Hagen?
Von seinem Zerschmetterung wuchs und hebt der Ast
Ein Veilchen noch, und lebet zu allem Rast;
Und deine Klagen werden bald verklagen!"

Die Wurmlinger Kapelle.[1]

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Maria's schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien im Traume, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Nächtlich kommt der Mondenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Traulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

[1] In Wurmlingen bei Tübingen.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schaar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh'
Sich an die verlass'nen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, Alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriff'nes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all' mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Sommerfäden.

Mädchen, ſieh', am Wieſenhange,
Wo wir oft gewandelt ſind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie ſonſt, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter ſpinnet leſ' und leiſe
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eiſe
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbſt.

Nun iſt es Herbſt, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
Den Lenz und ſeine Nachtigallen
Verſäumt' ich auf der wüſten See.

Der Himmel ſchien ſo mild, ſo helle,
Verloren ging ſein warmes Licht:
Es kühlte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde ſangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb verſäumt;
Der Herbſt durchweht mich trennungsſchaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todesblick der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Blumen, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden blaß und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — Alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprechen!

Herr, du hast dir selber oft
Wehgethan, und hast es Andern,
Weil du hast geliebt, gehofft:
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm verüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabesthang
Niemand als der Regen weine!

Phantasieen.

Die Zwiſter.

Zwei Freunde traten ſchweigend ein
In einen blüthenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien ſchwellend ſich hervorzudrängen.
Aus Büſchen ruft die Nachtigall
Hervor in ſchmerzlich ſüßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod ſanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben ſoll.
Die Freunde ſchwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd ſprach:
Viel Blumen ſtanden bunt herum
Und wiegten ihre Häupter ſtumm,
In das geſchwätzig muntre Rauſchen
Des Baches froh hinabzulauſchen,

Wie Kinder lauschen, frohgespannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du rufst vergebens
Um Dauer dieses Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendroth,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Mährchen, das der Wandrer spricht;
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nah'n;
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schooß!
Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
Sie schwankt in ihrem Blüthenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —

Der eine von den Freunden ſann
Hinunter in den Wogendrang,
Und ſeine Stimme nun begann
Zu tönen, ernſt, wie Grabgeſang:
Vergänglichkeit! wie rauſchen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth ſo laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz ſich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenſchlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltſam flute,
Iſt Mancher doch, der ſie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer freſſen
Und du zum Meer hinwucherſt, unermeſſen;
Doch ſteh'n an deinem Ufer frohe Thoren,
In ihren Traum „Unſterblichkeit“ verloren.
Am Ufer? — nein! es iſt von deinem Brunnen
Tiefinnerſt jede Creatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufſehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geiſt ſie einſt empfangen:

Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen:
Sie hören, wie die Wege braust, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das graufe Meer,
Und fürchten wohl: — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, herunterfinken.
Dann brütet auf dem Ocean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die graufe Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie Alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufried'ner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Haide
Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —
Der And're sprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.

Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unsrer Brust, voll Wunden,
So traute Herberg' stets gefunden. —
Solang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Loos der Sehnsucht werth zu finden.
Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverließ,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wiſſen. Handeln.

Ein allegoriſcher Traum.

Schon iſt der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht ſchon aus dem Wege. Sey willkommen,
O Dunkelheit, im ernſten Eichenthal! —
Hier zünd' ich Nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und ſtarre ſtumm hinein:
Und ſchwillt die Flamme, wird ſie ungeheuer,
Ich ſteh' dabei und ſtarre ſtumm hinein.
Gelockt vom Scheine, ſchwirren dann in Schaaren,
Wie Mücken auf der Lüfte lauer Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiſer in die Glut.
Sie ſingen mir, um's Feuer dicht gekauert,
Viel' längſt verklung'ne Melodieen vor,
Wie einſt gejubelt ich, und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie ſingen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einſt ſo hold, ſo traut,

Umsäuselt von Hesperiens Blüthenbäumen,
Entgegentrat als eine schöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,
Flog mir an's Herz, das ihm entgegendrang.
Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
Und selig schritten wir und rasch dahin;
Wir sah'n am Himmel goldne Wolken zieh'n,
Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbraust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Thal und Gebirg', durch Meer und Wüstensand.

Wie zwingt er die Donnerakkorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schooße des Schlummers zu Gott empor,
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!“ im tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig' Gelüste,
Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Thränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,

Die ſchönſte Liebesblüthe Gottes tragend,
Des todten Heilands lächelnd Angeſicht.
Und in der Forſchung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeſeelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Luſt verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durch's Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu ſuchen der Erkenntniß hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entſchlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch haſcht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir auftragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz ſich ſehnte,
Deß Gliederbau ſich rings in ſtolzem Drang
Unüberſehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich ſtand entzückt und lauſcht' erwartungsbang:
Da hört' ich leiſe räthſelhaftes Flüſtern
Im dunkeln Laub, raſch flog von Aſt zu Aſt
Mein Blick empor und fragte jeden lüſtern:
Trägſt du vielleicht der Früchte ſüße Laſt?
Nun ſah ich ſie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele ſeufzte heiß empor.

Der gold'nen Frucht erquickend' Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die gold'nen Früchte ragen;
„Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
„Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
„Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen:
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
Als ich in's bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, todt,
Wie, frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Roth.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
„Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen,
„Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
„Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
„Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
„Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"
Doch all' der Trost war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —

Als wir entronnen endlich jenen Schlachten,
Hob ſich ein ſtolzer Bau vor unſerm Blick.
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Raſt
Ein Menſchenſchwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflort von edlem Glaſt.
Dort ſaß erhöht in einer Niſche, ſchweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Geſtalt, und ſchien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauſchen dem entrannten Kampfesmüh'n.
Schnell lief durch's wirre Volk ein Jubelklang,
Und, ſieh'! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichenduft hoch aufgekühlt, und ſchwang
Zur Niſche ſeinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
„Und blutig biſt, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen ſagen,
Als nähm' ſie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeiſtert auf und feierlich
Ein Sängerchor und ſang zum Harfenſpiele:
„Wir lieben dich, erhab'ne Mutter, dich!"
Doch dieſe ſchwieg, ob ſolches ihr gefiele.
Zur Niſche ſtreckten Viele noch die Arme,
Ermahnend: „Heil der großen Mutter, Heil!"

Und Zepter taucht und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer ſaß das Weib in ſtummer Sphäre,
Da trat ich forſchend zu in ihre Nähe:
Todt war ſie, todt! — In ihren Zügen Schatten
Stand noch des Grauens ſtille Sicherei,
Fort war die Seele zu den dunkeln Manen
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, ſtumm und trüber,
Die ſchöne Hellas, bang mit Klaggetöhner,
Und, ihren Schweſtern traulich ſich vereinend,
Germania, die gute, leiſe weinend. — —
Das Schickſal ging nun finſter mir vorüber,
Mit Majeſtät und Schrecken angethan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heidekraut, verlaſſ'ner Oede und Trübnis.
Und dir, mein Leben, warf zur ſtillen Feier
Den Gram das Schickſal um dein Angeſicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der feſter ſich um deine Züge flicht.
Erſt wenn wir uns zu ſeligem Vergeſſen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löſt er von deinem Angeſicht ſich ab,
Und hängt ſich an die ſchlankſten Cypreſſen

Haidebilder.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düst're Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert

Siehſt unſer Hüttlein du im Abend ſchimmern? —
Es lacht hinaus in's öde Haideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entſchwand,
Und nicht ein finſt'res Paar von Menſchentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schooß
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heit're Miene ſich erhalten.
Hier ſah man einſt in ſchönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide ſpringen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
Und im Getreide hell die Wachtel ſchlagen.
Hier zog der Pfad durch friſche Wieſengründe,
Daß Abends er dem fröhlichen Geſellen
Den ſchnellſten Weg zu ſeinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld ſeine gold'nen Wellen,

Und Alles ſchläft in tiefer Haideruh';
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schleß trauernd ſeine grünen Lippen zu;
Und rings umher Vergeſſen und Verſchwinden.
Das Hüttlein nur mit ſeinem Lindenbaume
Iſt nicht erwacht aus ſeinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenſeits unſrer Haide;
Ob längſt das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde thut, wie einſt noch immer froh,
Und ſchmückt ſich gerne mit dem Blüthenkleide;
Getreu der alten, ſchon gedankenloſen
Gewohnheit, trägt ſie jährlich ihre Roſen. —
Hab' meine Luſt, im Hüttlein dort zu hauſen,
Es iſt ſo leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brauſen,
Wenn unſer Schäpel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendſtunden,
Wenn ſchon der letzte Sonnenſtrahl geſchwunden:
Wenn hell zu Sternen Sterne ſich geſellen,
Und unſre Hunde auf zum Monde bellen,
Weil ſich der ſtille, blaſſe ſchleicht heran,
Als wollt' er diebiſch unſrer Hütte nah'n
Und uns mit ſeinen leiſen Silberhänden
Den leichten Schlaf durch's Fenſterlein entwenden. —

Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerriss'ne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebroch'ne Waisen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgefügel auch, — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
Das Alles ward vom Chor der Freiheitstretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande zieh'n verstümmelte Soldaten
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.

Das sind die Menschen ohne Dank nicht werth,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Haide
Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen,
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht,
Und den vergess'nen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bitt'rer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark gesenkt;
Hier steht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All' seine Götterkräfte laß erglüh'n,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blüh'n:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —
Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —

Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Meer! —
So war der Abend, als mir Laura schwer!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
„Hast du's noch nicht erkannt mit deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch viele Haide,
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh' nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh' nicht so schon vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh' still bei meinem Weh'!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen,
Und tinten aus der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,

Daß ſie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag' an die Fenſterſcheibe,
Und ſchlag' an ihre Thüre,
Und ſey dem falſchen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die ſie mir weinend ſprach,
Und die ſie lächelnd brach.

Und will ſie das nicht hören,
So magſt von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlied!

Die Haideschenke.

Ich zog durch's weite Ungarland;
Mein Herz fand keine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter:
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu raſtlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitſcht den Grund geſchwind
Zurück mit ſtarken Hufen,
Wirft aus dem Wege ſich den Wind,
Hört nicht ſein ſcheltend Rufen.

Gezwungen iſt in ſtrenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrſcht des Reiters Kraft,
Um ſeinen Bauch geſchlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verſchwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal ſie verſchlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu ſehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen ſchwarzes Wehen.

Die Wolken ſchienen Roſſe mir,
Die eilend ſich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchſprengten;

Der Sturm, ein wack'rer Roſſeknecht,
Sein munt'res Liedel ſingend,
Daß ſich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel ſchwingend.

Schon rannten ſich die Roſſe heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide ſank ihr Schweiß
In ſchweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es ſchwieg der Sturm, das Wetter ſchwand:
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach:
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenſter blinken.

Am Giebel tanzte wie berauſcht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauſcht,
Hört' ich Geſang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und ſetzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte ſich
Der Tanz im raſchen Fluge.

Die Dirnen waren friſch und jung
Und hatten ſchlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Burſche — waren Räuber.

Die Hände klatſchten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eiſen:
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weiſen.

Ein Räuber ſingt: „Wir ſind ſo frei,
So ſelig, meine Brüder!“
Am Jubeln ſeines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann ſitzt, auf ſeinen Arm
Das braune Antlitz ſenkend,
Er ſcheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an ſein Schickſal denkend.

Das Feuer ſeiner Augen bricht
Hindurch die finſtern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büſche iſt zu ſchauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genoſſen,
Seh' ich das leere Weingeſchirr
Ihm kräftig niederſtoßen.

Ein Mädel ſitzt an ſeiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Bölle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus:
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verrieth
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er steh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu seh'n,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
„Ihr Sterne dort unzählig!
„In eurer stillen Sicherheit,
„Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellsten Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Haide:
Hier lebt die Erde still und arm und trübe:
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen Alles öd' und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu seh'n
Bis an die Gränze, wo die Wolken geh'n,
Wo Haid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten steh'n umher zerstreut im Haine:
Hier hat ein traulich stilles Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blüthenreich und hoch,

Die Sonne geht im Weſten ſtill verloren,
Und auf den Blüthen, die ſie jüngſt geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch ſtrahlen ſie zum letztenmal auf einen,
Um deſſen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie ſtellten ſeine Bahre an die Linde,
Als ſollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der ſchon als Jüngling hat hinſterben müſſen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Roſenkränzen ſchmücken ihn Jungfrauen,
Und Aller Blicke haften ſchmerzumfloſſen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genoſſen,
Sein Bild ſich recht in's treue Herz zu ſchauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,
Benetzend ſie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling ſollen folgen in ſein Grab
Die ſchlichten Zeichen ſeiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten ſummen noch die Lieder,
Die dieſer Flöte einſt ſo froh entquellen,
Und die auf immer nun ihm ſchweigen ſollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Haide hergezogen,
Gejagt, ſo ſcheint's, von drängender Gewalt,

Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie rüstern Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unstäten Fuß,
„Ich hätte längst mit ekkem Ueberdruß
„Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen!"
Der Wanderer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrock'nen Hirtenkreise:
„Se! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen!
Den schon so früh dein milder Segen traf!

Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie liebehaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine, ohne Rast,
Focht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbath hat' in kühler Erde.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüllen,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm an's Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunk'ner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Hand in's Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt:

Ich ſeh's an ſeinen ruhig ſchönen Zügen,
Die, ſelig lächelnd, faſt den Tod verhehlen,
Und immer noch das Mährchen ſtill erzählen,
Die Erde noch zum Paradieſe lügen!
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthentreiben und zerſtören, immer?
Vertrieſt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schlüpfrigkeit die müde Hand?
Du gleicheſt mit dem müßten Zeitvertreib
Im Dorfe trüben dem Zigeunerweib,
Die Karten ſchlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu ſchildern,
Und, blöd' begafft, belauſcht, neugierigen Leuten,
Was ſie gedacht, was ſie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und friſch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tiſch,
Den Glauben äffend mit prophet'ſchen Spuren;
Doch immer ſind's die nämlichen Figuren!
Ich ſchaute ſo ſeit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieſer Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!

Balſamiſch rieſelt ihre friſche Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle.“ —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verſchließen,
Starrt Ahaſver auf's Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erſchrecke,
Aus ſeinem finſtern Auge Thränen fließen:
„Hier iſt ſein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einſt gekrümmt, ſchmachtend und entkräftet,
Der einſt vor meiner Thür zuſammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Raſt ſo bang beſchwor;
Ich aber ſtieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgeſtoßen,
Und alle Gräber ſind vor mir verſchloſſen.
Ich ſtand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken ſchnüre,
Mein feſter Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und die Axt, die todesreichen,
Verſagten das erſehnte Todesglück;
Ich ſah die ſcheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel ſpie die Welle mich zurück.
War ich geflettert auf die Felſenmauer,
Wo nichts gedeiht, als ſüßer Todesſchauer,

Und rief ich weinend, wüthend abgrundwärts:
„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
„Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!“
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte
Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
„Tod!“ rief ich, „Tod!“ mich in die Erde krallend,
„Tod!“ höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest:
Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Nacken glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!“ —
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh,
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Haidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.

In der Schenke.

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee sich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
Im verwaisten Trauerthale;
Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle:
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharrten Fluch.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trompeten hell Gedröhne
Und der Geigen laute Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach freher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangebäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenthale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß

Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Rückkehren
Weht nicht Sehnſucht in dem Hauche,
Sind ja ſelber junge Roſen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in gelichten Tänzen,
Dem Gewinde bald entwunden,
Bald zu anmuthvollen Kränzen
Von der Freude friſch gewunden;
Können ſinnend nicht verweilen,
Müſſen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu ſühnender Verrath
An der Blüthe Augenblicken
Wäre jede trübe Säumniß. —

Seht, da ſchwebt mit trautem Nicken,
Ein ſüß neckendes Geheimniß,
Eine holde Maske her.
Ach, wer biſt du? ſage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Iſt dein ſchlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und luftig überhangen,

Und du ſtrahlſt im Glanz des Goldes,
Perlenmädchen! wunderhelles!
Schalkhaft küßt dein Köppchen ſitzt,
Trefflich auf ſo ſchöne Stelle;
Wie der Diamantſtern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umſchmiegen,
Die dir froh am Halſe liegen!
Deine Reize ſtill zu ehren,
Haben ſie ſich dort vereinet;
Hat ein Gott die Freudenzähren
An den ſchönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht,
Rätſelt du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willſt du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenſchnüren,
Uns das Trauerlos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im ſchönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kannſt in dieſes Haus,
Leide ſtrafend uns zu tragen

In den ſchmerzvergeſſnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir ſeinen Fall bedenken
Und in Wehmuth uns verſenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen,
Schwindeſt du im dichten Reigen,
Wie Polonia's Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit!

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von ſeinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr ſeine Treue.

Dort im bärenen Gewande,
Mit Sandal' und Muſchelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Ueber Berg' und Meeresflut —
Steht ein Pilger: ſeine Träume
Säuſeln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebſter Habe. —

Seyt willkommen mir, Matroſen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!

Frisch hinaus in's Meeresrosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen:
Süße Heimath, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldrevieren
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.

Und der Antwort will ich lauſchen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagararauſchen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterspräht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Rachegluth der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft. Der fremde Baum
Einflüſtert ihm gelinde
In einen ſchönen Heldentraum:
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Dort kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Flüchern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Fremdheit erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Noss' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange!
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange:
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras,

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Buntrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint:
Da wirft er ſich zur Erd' — und weint.

Oden.

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend senkt sich auf's Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die holde:

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Ueber ihr Antlitz.

2.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefilt,
Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing empor dich, Geist, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen.

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel' ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken ans Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie; so lächelt die Rose still durch
    Abendgedüfte.

Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
Tod, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier nie kein
    Lächeln mehr schimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte weinend
Eingangs, wo der Friede sie scheidend flieht und
    Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Bleich und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize hauchen den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich sprach mit zitternder Seele dir: „ich
liebe dich ewig!“

Aber du neigtest seufzend nach den Wolken,
Nach den Flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Gefühle tiefer
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob mißverstanden das Wort du meiner Seele,
Und du weinest laut; doch es dünkte mir dein
Leben zu wenig. —

Glückseelig Schäfchen klingen mir noch Klang
Und die gedenken an deine holde Stimme,
Ach, was der gläubige Hirte tief fühlt:
Stimme der Liebe.

Meine getreuen Schafe rufst du lange
Noch: „ich liebe euch noch mehr!“ O wie billig
Wär' ich nun, unbewölkte reinste Schönheit, dein
Folgsames Schaf!

Am Grabe Hölty's.

Hölty! dein Freund, der Frühling, iſt gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umſonſt! ſein klagender Ruf verhallt in
Einſamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen ſchönen Seele, nimmer
Freuſt des erſten Veilchens du dich, des erſten
Taubengegurres!

Ach, an den Hügel ſinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn ſehnſuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!“ So klagt ſein flüſternder Hauch dahin durch
Säuſelnde Blumen.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
Biſt du ſo früh ſchon
Wiedergekommen?
Sey mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiſer denn alle
Blumen der Wieſe
Haſt du geſchlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erſte
Sanfte Geflüſter
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen:

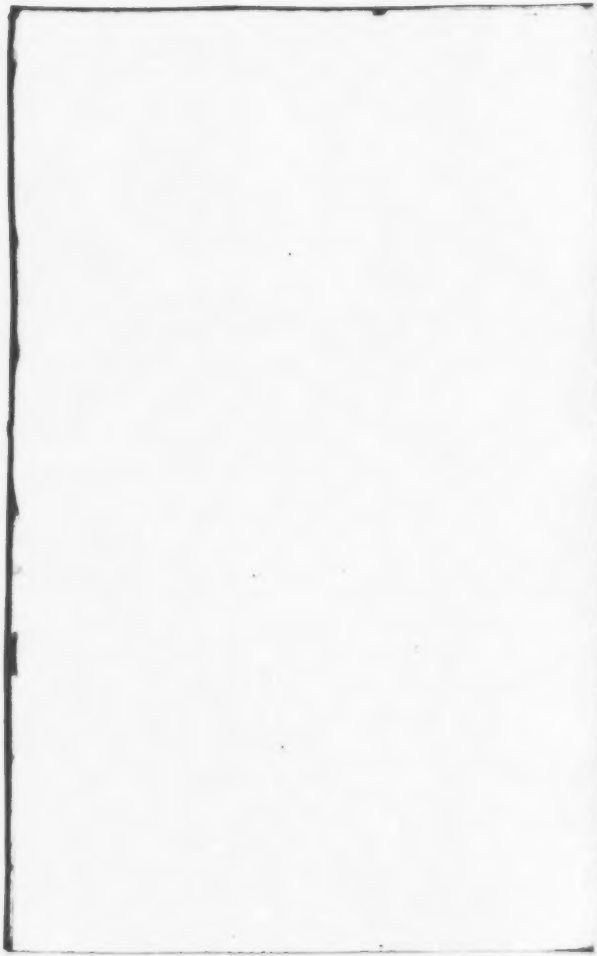
Blume, du glaubſt es,
Daß der erſehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffnest die Bruſt ihm:
Aber es dringen
Lauernde Fröſte
Tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiſeblätter.

I.



Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warſt mir ein gar trauter, lieber
Geſelle, komm, du ſchöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erſtem Kuß,
Und durch das Morgenſternlein ſandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderſtabe,
Sprach meinem Wirthe: „Gott vergelt
Die Ruheſtatt, die milde Labe!“
Zog luſtig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh ſummte nach der ſüßen Beute
Die Biene hin am Wieſenſteg;
Die Lerche aus den Lüften ſtreute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düſtern
Eichwald, da hört' ich leiſ' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüſtern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein ſüßes Grauen,
Es rauſcht' der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wiſſen ſoll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe ſinnt und will:
Doch ſchien er plötzlich zu erſchrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde ſtill.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer ſteilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir ſein letzter Wipfel ſchwand.

Da irrten Küh' am Wieſenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing ſtill bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde ſeines Liebchens nach.

Einſamkeit.

Schon ſeh' ich Hirt' und Heerde nimmer,
Ein Lüftchen nur iſt mein Geleit;
Der ſteile Pfad wird ſteiler immer,
Es wächst die wilde Einſamkeit.

Dort ſtürzt aus dunkler Felſenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verſchwunden iſt das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und ſelbſt der Pfad ſcheint hier zu beben,
So zwiſchen Wand und Todesluft.

Komm, Gotteslängner, Gott zu fühlen:
Dein Frevel wird auf dieſem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir ſteiler thürmen dieſe Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erſchwungen,
Der trotzig in die Tiefe ſchaut:
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie ſchlug mein Herz ſo frei, ſo laut!

Behaglich ſtreckte dort das Land ſich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand ſich
Der Ströme Zier um's bunte Kleid:

Hier ſtieg es plötzlich und entſchloſſen
Empor, ſtets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgoſſen,
Vertraut den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felſen, ſchroff und wild;
Bald war die Seele ſtill verſunken
Dort in der Ferne Räthſelbild.

Die dunkle Ferne ſandte leiſe
Die Sehnſucht, ihre Schweſter, mir,
Und raſch verfolgt' ich meine Reiſe
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort erſann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die ſauſende Gewitterſpur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finſtre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert ſeinen Hader;
Auf ſeiner dunkeln Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde ſprüht.

Der Regen ſtürzt in lauten Güſſen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch ſchweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt ſeine Flügel ſinken,
Der Regen ſäuſelt milde Ruh;
Da ſah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte ſeiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob ſie dann empor zum Segen,
Der ſanft vom Himmel niederquoll;

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weſte leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe ſpricht.

Und einen Labebecher trank ich,
Und ſchlich, wohin die Ruh mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde ſank ich
Hier in des Heues Duft — und ſchlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es ſich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft;
So mag ſich's ruhn im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne ſtrahlt' im Untergang,
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager ſprang.

Da griff ich nach dem Wanderſtabe,
Sprach meinem Wirth ein herzlich Wort
Für Ruheſtatt und milde Labe,
Und zog in ſtiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen dieſe Hügel,
Heimlich rauſcht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenſchein,
Weht des Todes leiſer Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Iſt zu Aſche bald verglüht
Manches reiche Menſchenleben.

Mag der Hügel noch ſo grünen;
Was dort die Ruine ſpricht
Mit verſtörtem Angeſicht,
Kann er nimmer doch verſühnen.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menſchengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob ſie holde Düfte wehn
Und mit ſtillem Zauber ſehn:
Kalt und roh ſind dieſe Blüthen.

Ueber ihrer Schweſtern Leichen,
Die der rauhe Nord erſchlug,
Nehmen ſie den Freudenzug;
Gibt der Lenz ſein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd iſt weiches Mitgefühl
Ihrem rüſtigen Geſchäfte. —

Unten brauſt der Fluß im Thale,
Und der Häuſer bunte Reih'n,
Buntes Leben ſchließend ein,
Schimmern hell im Mondenſtrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sey gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einſt ſo glücklich war,
Der geſchiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, du hörſt ſie kommen:

Von den öden Schattenhaiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum ſchönen Ort
Ihrer frühverlaſſnen Freuden.

An den vollen Blüthenzweigen
Zieht dahin der Geiſterſchwall,
Wo du lauſcheſt, Nachtigall,
Halten ſie den ſtillen Reigen:

Und ſie ſtreifen und ſie drängen
— Dir nur träumeriſch bewußt —
Deine weiche, warme Bruſt,
Rühren ſie zu ſüßen Klängen.

Selber können ſie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Beſuch
Dieſen treugeliebten Gründen.

Nun ſie wieder müſſen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufeſt du ſo dringend weich
Ihnen nach, ſie möchten weilen. —

Blüthen ſeh' ich niederſchauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Geſtorbnen ſchalt,
Jetzo muß ich ſie bedauern:

Denn mich dünkt, ihr frohes Tränzen
Iſt der Sehnſucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um ſo bälder ſich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Iſt des Frühlings zartes Kind
An dem Geiſterzug erſchrocken?

Die ſchöne Sennin.

I.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl iſt in dieſen Himmelsnähen
Ein ſtilles Wunder einſt geſchehen.
In deiner Lämmer frohem Kreiſe
Hinknietest du, zu beten leiſe,
In heller Frühlingsmorgenſtunde:
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da ſandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele ſegnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der ſich vertieft in ſeinen Schimmer,
Geblieben iſt, und ſcheidet nimmer.
O Sennin, ſterblich! ſcheidet nimmer? —

2.

Als du warst, ein holdes Kind,
Wonniglich geſchlafen ein,
Trug die Mutter leiſ' und lind
Dich in jenen Blüthenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendſang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich ſchläfernd klang.

Und der Frühling nahte ſich,
Grüßte dich mit lindem Hauch,
Freundlich ſegnend küßt' er dich,
Neigend ſeinen Roſenſtrauch.

Seinen goldnen Abendſchein
Goß er dir auf's weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leiſ' ein Roſenpaar.

Und der Mutter Angesicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angesicht
Still das Rosenpaar verging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Busen niederquoll.

Sonnin, o wie reizend blüht
Deine Wange rosenroth,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener süße Rosentod!

Auf ein Fuß zu Erbringen.

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
Vor Zeiten früh im Waldestraum.
Mir galt der Sonne erster Kuß,
Ich dachte, war sie schon geschieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da sah mich einst der Käfer ragen,
Der kam und hat mich schnell erschlagen.
Ade! Ade! du grüner Hain!
Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
Du Vogellang und Windesklang,
Der freudig mir zur Wurzel drang!
Die Waldesluft ist nun herum,
Ich wandre nach Elysium.
Ihr Wunderbäume, zeigt mir noch
In dieses himmlische Gemach:
O nehmt das Loos der Auserlesnen
Von all den tausend Waldgebornen.

Das schöne Loos, das große Loos:
Tief in des Grundes kühlem Schooß
Ein Faß zu seyn, ein Faß zu seyn,
Nicht so ein still verlassner Schrein:
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengast,
Und halte hier vergnügte Rast.
Mach dir das Herz im Weine flott,
Schenk ein! trink aus! merkst du den Gott?
Braust dir der Geist durchs Innre hin,
Von dem ich selber trunken bin?
Er ist so feurig, süß und stark:
O schlürf ihn ein ins tiefste Mark! —
Nun Wandrer, wandre selig heiter,
Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
Schon tauchen dir im Rosenlichte
Herauf gar liebliche Gesichte:
Manch theures längst verlornes Gut,
Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt frisch und froh herangefahren.

Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
Zu kühner That hinaus! hinaus!
Du gibst den Kuß der ersten Liebe;
Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all versunken;
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gesicht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonieen,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller stürmischer Accord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Postillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Poſtillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch, in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof fuhr' er zu
Frohe Wanderfänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillion
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Rose der Erinnerung.

Als treulos ich das theure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte:

Und als ich stand zum ernsten Scheidegruß
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blüthenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab:
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
„Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!"
Das war der stummen Gabe milder Sinn:
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderlooſe.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom theuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Netz' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug.

I.

Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden:
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sind's, die von der Heimath scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Heerde,
Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Muth zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Den Wald, wo wir den Kindesschlaf genossen,
Verlassen wir; der uns sein Wild geboten;
Wo liebend wir ein ihnres Weib umschlossen;
Den Wald, wo wir begraben unsre Todten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sey still von euch die Hügelschaar beschlichen,
Die Todten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder später,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Todten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmuth plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon brauset des Schmerzes volle Ueberschwemmung
In wilden Klagen um die stillen Grüfte.

Nun wenden ſich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finſterm Sehnen
Die theuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Beſtreuend ihre Bahn mit Flüchen, Thränen.

Wie ſie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Iſt an den Hügeln allgemach verrauſchet,
Wo nur dem Klagehauch der Todtenſeelen
Die Dämmerung, die ſtille, tiefe, lauſchet.

2.

Viel Meilen ſchon ſind ſie dahin gezogen:
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimathlichem Rauſchen ſeine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen ſein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Raſten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäſte rings der Waldeswüſte,
Da legt der Mann ſich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüſte.

Schon ſinkt das Feuer, und die ſommerſchwülen
Nachtlüfte ſich im Eichenlaub verfangen
Und frei durch's lange Haar der Weiber wühlen,
Die ſchlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Aelteſten vom Stamme;
Die ſprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachſchürend an der Flamme.

Sie ſchaun durch's dünnere Geräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend ſchaun ſie dort die Himmelsräume,
Rothglühend hell von einem Waldesbrande.

Und alſo ſpricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehſt du ſie morden dort in unſre Wälder?
Getroſt in unſres Unglücks friſche Fährten
Ziehn ſie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß ſie ſich mit dem Flammenkleide ſchürzet:
Hoch brennt der Wald, vom Lager aufgeſtöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten ſtürzet.

Gewecket von des Wildes Wehgeheule,
Und von dem falſchen Tageslicht betrogen,
Kommt, ſchwirrend rings heran mit trunkner Eile,
Der Vögel Schwarm in ſeinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünſche auch, die ſie darunter ſtreuen
Von ihren unverſöhnlichen Verfluchern;
Es wird ſie noch an ſpätem Tag gereuen!“

Noch ſtarren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rothem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenroth von Oſten,
Und ſchon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,

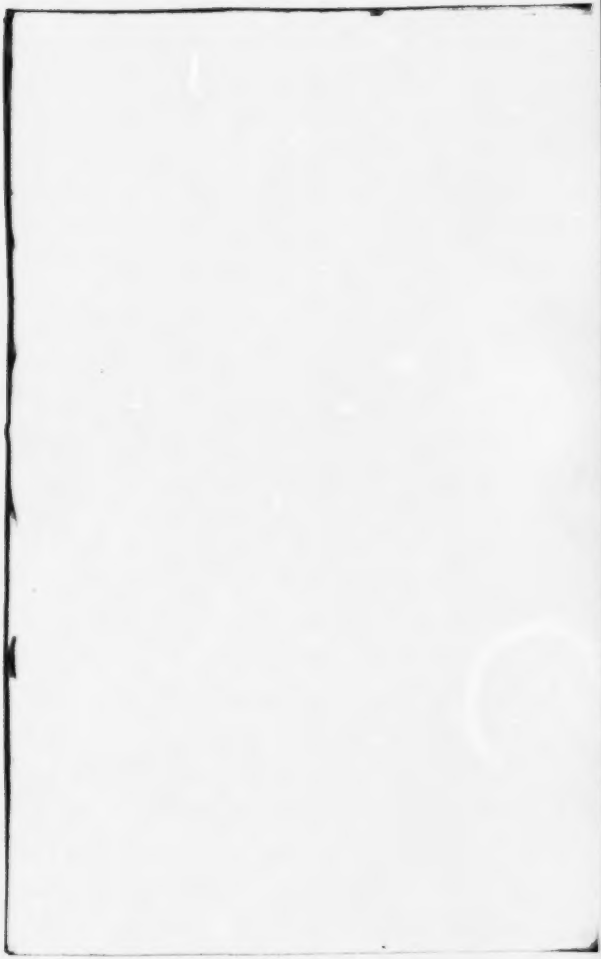
Und ſein Aug' verſendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er ſpricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf ſie fuhren,
Die einſt, Bettler, unſern Strand erkletert!
Fluch dem Windbauch, dienſtbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felſenriffe,
Das ſie nicht hat in den Grund geſchmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unſre Küſte mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tödtlich bittres Haſſen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben!"

Alſo ſprach der Alte, und ſie ſchneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Traun ſie nach des Stromes Mitte ringen:
Und nun werfen ſie weithin die Ruder,
Armverſchlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu ſingen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter:
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.



Reiſeblätter.

II.

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest:
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zweifach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.

Vermildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzupressen
Durch Moderstämme, dürre Todessinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verödet,
Längst sind die Blüthen und die Vögel fort.

So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt zeitert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Hufstritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu besteigen dich, mein Pferd?

Es lockt' mich an mit ſtiller Lebensluſt,
Die wärmend mir gedrungen in die Bruſt,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht
Und auf den tief einſamen Waldeswegen
Ritt ich getroſt der nächſten Nacht entgegen,
Und der geheimnisvollen Todesnacht.

An einen Baum.

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sey mir gegrüßt:
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann:
Gott gebe, kehr' ich über's Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschaar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' auf Wies' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
So lang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie."

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd ſüßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im ſanften Fluſſe,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederſtrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne ſtiller Nacht.

Alſo ſanft die Wellen gleiten
Daß der Wandrer ungeſtört
Und erſtaunt die meilenweiten
Katarakte rauſchen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich ſeines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wanderer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht:
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Einhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirth mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort. ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfreste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,

Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koſte?
Emſig am Tiſch ſah ich die Weiber ſchalten:
Und es wurde die Mahlzeit raſch gehalten.
Später ſchwatzten die männlichen Hausgenoſſen
Am Kamin, die ſcharfe Cigarr' im Munde,
Von Geſchäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingefloſſen.
Hörbar vor Allen ſprach des Hauſes Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rather,
Wechſelnd raucht' er und ſprach, und Aller Augen
Hingen an ſeinen Lippen, der Alte ſchien
Aus dem Cigarrenſtumpf Erfindung zu ſaugen:
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den ſtillen Sieg
Und ſie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flaſche vom lieben Rhein,
Als das engliſche Thalergeliſpel ſchwieg.
Und zur weit gewanderten deutſchen Flaſche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltaſche.
Ferne der Heimath, tiefſt im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald."
Eichenſtämme warf ich in's luſtige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,

Denn die Elfen Haralds ſind nicht geheuer,
Lockend hört' ich ſie ſchon im Walde ſchwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geſchwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie ſteht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus ſtiller Ruh,
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend ſtürzten draußen die nackgeſchälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentſeelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie ſich der Sturm bricht heulend am feſten Gebände,
„Bricht ſich Völkerſchmerz an Deſpotenfreude,
„Sucht umſonſt zu rütteln die feſtverſteckte,
„Die aus Freiheitsbäumen zuſammengeblecte!"
Traurig war mir da und finſter zu Muth,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut:
Mir erſchien die bewegte Menſchengeſchichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Dieſe Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müſſen erkalten,
Der ich ſelber zu Aſche ſinken werde.

Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern:
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast,)
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört:

Daß, im Schutz geschloss'nen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht:
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die heraufhauchen
Schwer, in stürmischer Beklemmenheit:

Eilig kommen ſie heraufgefahren,
Haben ſich in angſtverwirrten Schaaren
Um die ſtumme Schläferin gereiht.

Und ſie neigen ſich herab und fragen:
„Lebſt du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und ſie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten ſie mit ſcheuem Grauen
Auf das ſtille Bett herab und ſchauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, ſie lebt! ſie lebt! der Töchter Kummer
Hat ſie aufgeſtört aus ihrem Schlummer,
Und ſie ſpringt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brauſend ſich umſchlingen
Und ſie tanzen frendenwild und ſingen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbſtwind, o ſey willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So ſtill, ſo bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauſchen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einſt mein Jägerlauſchen
Im Wald nach Hirſch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am friſchen Neckarfluß?
Den heimathlichen Feldern?
Bringſt du mir einen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raſchen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu ſchauen
„Im Emigrantenſchiff.

„Weil alter Liebesbande
„Das Schifflein müd und matt,
„Jag' ich's vom Mutterſtrande
„Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiederſehen.

Du heimathliches Thal,
Mir wird ſo wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Erſehntes! wiederſehe.

Weinberg, ſey mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft verſüßt
Ein herbes Menſchenleben:

Viel Herbſte ſchwanken dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung ſtreiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor ſo viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der ſchon dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menſchen ſchreiten
Geſchäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte ſchier
Nach einem Todten fragen.

Es iſt nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' ſind fort,
Verreiſet, und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlaſſen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erſt wenn es worden Nacht
Und ſchläft des Tags Gebrauſe,
Schleich ich heran mich ſacht
Zu manchem Freundeshauſe.

Die ſüße Träumerei
Such' ich dann feſtzuhalten,
Als ob doch Alles ſey
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenſter dann empor
Blick' ich und lauſch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müſſe;

Ich lauſch' und ſcheide nicht,
Bis ich zu ſchauen meine
Sein liebes Angeſicht
Im wirren Mondenſcheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf in's Thal,
Daß die frohe Felſenſprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Bruſt den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felſenſeelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einſt, wie Alles flieht,
Scheideſt du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlaſſen werden ſtehn,
Traurig ſtumm herüberſehn
Dort die grauen Felſenzinnen
Und auf deine Lieder ſinnen.

See und Waſſerfall.

Die Felſen, ſchroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind dir ein ſtilles Bild
Tiefſinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwiſchen Steinen,
Läßt dir der Waſſerfall
Die kühne That erſcheinen.

Du ſollſt, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verſchließen:
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterſchießen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben:
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanken,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbſtabend.

Es weht der Wind ſo kühl, entlaubend rings die Aeſte,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäſte!

Am Hügel ſtrahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein ſchleicht hinab, von abgeſtorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halberſticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell ſo leiſe traurig klingend,
Die Weid' am Ufer ſteht, die weichen Aeſte ringend.

Und eines todten Freunds gedenkend lauſch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt ſtets: wir ſehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein ſchnatterndes Geplauder:
Wildgänſe auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter ſich den Herbſt mit raſchen Flügeln,
Sie laſſen ſcheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo ſind ſie? ha! wie ſchnell ſie dort verüberſtreichen
Am hellen Mond, und jetzt unſichtbar ſchon entweichen:

Ihr ahnungsvoller Laut läßt ſich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Bruſt die Wehmuth aufzuſtören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geſchwalze:
Doch auch den Süden deckt der Tod mit ſeinem Netze.

Natur das Ew'ge ſchaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriſſ'ne Ruf, womit Zugvögel ſchweben,
Iſt Aufſchrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre ſie nicht mehr, ſchon ſind ſie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Bruſt den Nachtgeſang beginnen:

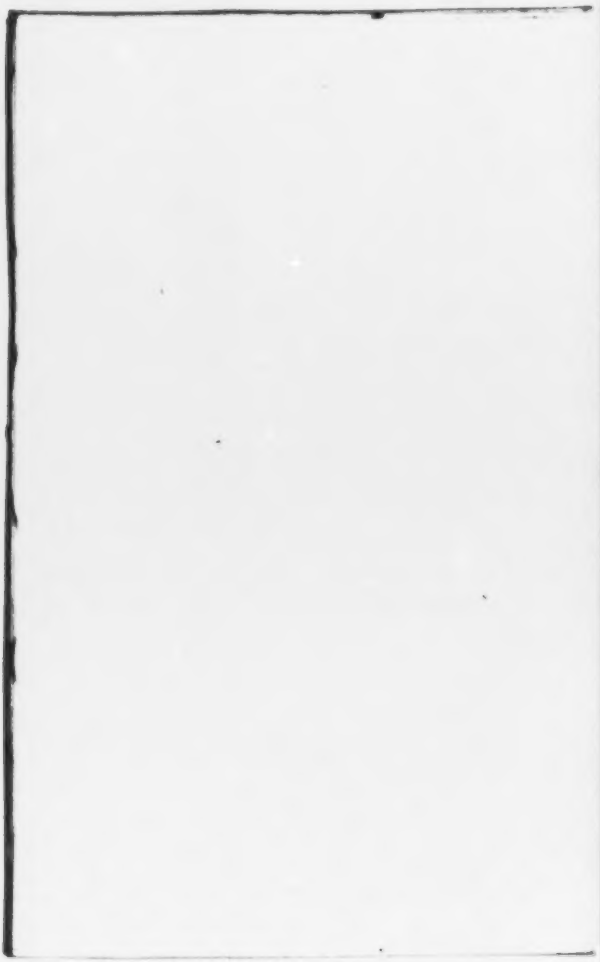
Iſt 's Erdenleben Schein? — iſt es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfähre?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur iſt, vor ſeinem Untergange?

Ist solche Bängniß nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dieß Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

Atlantica.



Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Gränzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre:

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnißvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Räthselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehnend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Leisen Wankel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meerestille.

Stille! — jedes Lüftchen ſchweiget,
Jede Welle ſank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn bedäche
Allzutrübe, allzuſchwer,
Leget ſich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergeſſend ſeiner Bahnen,
Seines Zieles, noch ſo weit!
Ruht das Schiff mit ſchlaffen Fahnen
In der tiefen Einſamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fiſchlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fiſch, der ſich erbäde,
Und kein Vogel kommen will.
Iſt es unten auch ſo trübe?
Iſt es unten auch ſo ſtill? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Ueberraſcht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den ſie mir als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz?

O, dann iſt es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geſchlecht von Menſchen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim iſt ſeine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen ſpült.

Seemorgen.

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle,
Und brauſend geht es durch die Flut:
Wie wandern wir ſo ſchnelle!

Die Wogen ſtürzen ſich heran:
Doch wie ſie auch ſich bäumen,
Dem Schiff ſich werfend in die Bahn,
In toller Wuth ſchäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderluſt,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten:

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Friedband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Flut ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
in ungeduldig Sehnen.

Daß ich ſo lang euch meiden muß
Berg, Wieſe, Laub und Blüthe! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Biſt du mir nun zurück!
Dein liebes Angeſicht verſchwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich ſteh' allein, und denk' an dich,
Ich ſchau' ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen ſich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lauſch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude ſchier:
Da wird ſo heimiſch mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir iſt, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken ſtill verwehn
Den ſüßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmüthig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt im Baume klingt
Und ruft: gedenke mein!

Als ich am fremden Gränzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, ſo ſehnſuchtsſchwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ſtröme dir ins dunkle Meer
Den warmen Thränenſold!

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, ſchäumende Roß,
Gejagt von der Speren ſcharfem Stoß,
Auf krumm gewundner Reiterbahn
Mit ſeitwärts geneigtem Leibe ſtürmt:
So fliegt, wie die Flut ſich ſenkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Maſt.

Es brauſt das Meer, es kracht und ſtöhnt
Des beladnen Fahrzeugs ſchwere Wucht
Auf ſeiner raſtlos eiligen Flucht;
Der Matroſen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder ſteht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend ſcharf auf's zitternde Schwanken
Der Bouſſole mit mancherlei frohen Gedanken:

Er überzählt ſein Geldchen im Stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, luſtige Dirnen ſpringen,
Die gerne dem Seemann ſind zu Willen.

Vergnügt, die Heimath wiederzuſehn,
Am Verdeck friſch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Capitän,
Und lächelnd empor in die Segel ſpäht,
Die voll ihm ſchwellen zur Augenlabe
Von des Windes köſtlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sproſſen hinauf der ſchwankenden Leiter:
Schon hat er erreicht in munterer Haſt
Die höchſten Segel am ſtolzen Maſt:
Den Lüfteſänger, den Wolkenraſer,
Den Mondespflücker, den Sternengraſer:
Da bricht das morſche Tau entzwei,
Woran er geſchwebt, — ein banger Schrei —
Er ſtürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn ſtürzen die Wellen her.

Umſonſt, Matroſen, iſt euer Bemühn
Den Jüngling zu retten, er iſt dahin!

Wie hungernde Beſtien ſtürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, ſie ſchnauben und bellen:
Schon hat ihn die eine wüthend verſchlungen,
Und über ſie kommen die andern geſprungen,
Die um die Gierige neidiſch ſchwärmen
Mit ſchäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel ſteigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle ſchweigt,
Und traurig ſteht der feiernde Matroſe,
Nachdenkend ſeinem wandelbaren Looſe.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das ſchnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Ueber ihm und ſeinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen ſchäumen;
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh:
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen'
„Wilder schlag das Zimbal du!"
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölbt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Brauset der Instrumente Kampf.

Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, weiße Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Claks, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch.
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,

Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu seyn:
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Herzgeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht dich süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also sieht er unentschlossen,
Während dort Gewerbe schen

Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetentönen.
„Komm in unsre Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
„Das ist Leben, das allein!" –
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert lebt empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.

Und der Fiedler Schwarm enteilet
Durch der Tänzer bunte Reihe,
Nur ein Jüngling noch verweilet
Wie mit einem Blick der Weihe.
Bald im ungestümen Werben
Wird der tiefe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben:
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rasches Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein echter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!“
Sieh, er stürzt mit raschem Sprunge
Zorn und Scham der Wange Glühen
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange

Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Es haust bei Tag und Nacht am Strand
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Ufersand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasein,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine,
Und ihm ertöne Vogelsang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine schöne junge Braut
Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank
Da sitzen selig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Heerde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Sammt seinem Roß ins Wellengrab
Fortreißt der arge Faden.[1]

[1] Faden, das Hauptseil, womit die Dampfschiffe gezogen werden.

Marie und Wilhelm.

Im Abendſchein am Fenſter ſaß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz, welk und blaß,
Geſenkt auf ihre Arme.

So ſaß das Mädchen ſtill und ſann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Thräne rann
Den ſchönen alten Zeiten:

Als ſie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte,
Und ſüßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

Als ſie ſo fromm zur Kirche ging,
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüthe;

Als ſie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm, freudetrunken,
Das erſte Wort der Liebe ſprach
Und ihm ans Herz geſunken:

Und er ſie nannte „ſüße Braut!“ —
„Das Alles iſt vorüber!“
So dachte ſie und ſchauderte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesſtreichen;
Das Hüttlein ſank, ein Aſchenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

Die Eltern tot! Er in die Welt!
Die Thräne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgeſtellt
Des unbekannten Lebens! —

Da glänzt ein milder Strahl daher
Im hoffnungsloſen Dunkel,
Ein holdes Irrlicht, lockend ſehr
Mit lieblichem Gekunkel:

„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau,
Voll ewig grüner Freuden!“

Ich wischte mit treuloser Hand
Die Thränen von der Wange,
Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

Nun ist mein Herz so grabesstumpf,
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den todestiefen Sumpf
Gesunken ich der Lüfte!“

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schön ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt' er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen, geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du thust ihr mit den Blüthen weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!"
Die Freude stößt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben:
Hab' viel gelitten, viel gewagt,
Und bin dir treu geblieben!

Wenn ſchier mein Herz vor Leide brach
An liebloſ fremdem Orte,
So dacht' ich an den Erlenbach,
Ich dacht' an deine Worte!"

Er preßt ſie ſelig an das Herz;
Sie aber muß ſich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu ſeinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angeſicht
Mit feurig bangen Küſſen.

„Mir nicht den Kuß! bin ſein nicht werth;
Tief ſank ich ins Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und laß mich ſterben!"

Wie alſo ſie zu Wilhelm ſprach,
Da ſchied er, ſchwer beklommen,
Ging ſtill hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbniß einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, in ſchwarzem Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Laſtträger, ohne Luſt und Leid,
Des Todes kalte Waare.

Sie eilen mit dem todten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morſchen Truhe!

Dir folgt kein Menſch zum Glockenklang
Mit weinenden Geberden;
Die Noth nur blieb dir treu, ſo lang
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menſchen ſchnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet,
Hat ein verſtümmelt Chriſtuskreuz
Dir auf den Sarg geſetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen,
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wohl längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell geklungen!

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geschritten kommt allmählig schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermüthig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlassne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lieb aus deinem Schooß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenloos? —
Wo sind sie? — ihrem Liebe nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schaudern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha! ha!"
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: Alleluja!"
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er wie vorbei, voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
Den Trost: „Vergänglichkeit!" ihr welken Blätter!
O leget seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmuth lichtet sich das Thal,
Da kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers karge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Aeste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet:
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's, der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einſt, ein fröhlicher Geſelle,
Mit ſeinem Lieb durch dieſe Einſamkeit,
Und kam mit ihr zur ſtillen Waldkapelle.

Sie traten ein, ſie knieten hin; da glomm
Durch's Fenſter hell herein die Abendröthe;
Er betete mit ihr ſo ſelig fromm,
Und draußen ſang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand ſie ſchnell und feierlich
Und ſprach, ſo ſchien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So ſtrafe mich der Herr mit ſeinem Grimme!"

Und heller glomm der helle Abendſtrahl,
So wie ſein Herz, ſich ewig ihr zu weihen,
Und draußen klang im ſtillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein Andrer ſchon des falſchen Eides
Das letzte Wort von falſcher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze ſchmückt des Brautgeſchmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schicksal, was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubſchütz.

Nach einer Sage

Der alte Müller Jakob ſitzt
Allein beim Glaſe Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterſtrahl herein.
Das Mühlrad ſauſt, es brauſt der Wind:
Doch ſchlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raſchen Zug,
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Luſt und Noth,
Die längſt begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Bruſt in dieſer Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu ſolcher Stund?

Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
Mit ſeinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wamms befleckt mit Blut.

Der Müller ſtarrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger ins Geſicht,
Sein Haar entſetzt zu Berge ſteugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubſchütz iſt's, der wilde Kurd,
Der jüngſt im Wald erſchoſſen wurd'.

Der finſtre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchſe winkt;
Der preßt ſein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben ſpringt;
Gehorchend nimmt er ſein Gewehr,
Und ſchleicht dem Grauſen hinterher.

Sie ſtreifen in den Wald hinaus,
Nach ſüßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehn fort fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch:
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: such, Hundel, such!

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand,
Da bleibt er stehn und donnert: „schau!
Hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt.
Was ist's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angesichts
Der Jägersmann: „es ist halt nichts!"

Warnung im Traume.

In üppig lauter Residenz
Verschwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling seinen Lebenslenz:
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensschlägen,
Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält sie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umschwebt sie auch im Geisterkreis
Still segnend den Bedrohten,
Gewaltig ist der Sinnenzug,
Und kraftlos sind die Todten.

Sie sah, wie's letzte Röslein sich
Von seiner Wange stehle,
Und wie die Unschuld ihm verblich,
Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
Stets fesselnder umgarnen:
Ein Trost nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Berhuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgesunken.

Da träumt ihm, daß er Abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend birrt
Zu lüsternem Umfassen.

Scheu wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laster seine Sterne an,
Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Luft nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel verenthüllt
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen seyn zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Hast
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne seh',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets,
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken;
Dein Blick vom Sonnenstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt ode Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Todten oder Kranken,
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Danken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?"
Da pfeift um's Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!"
Also der Jüngling sieht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

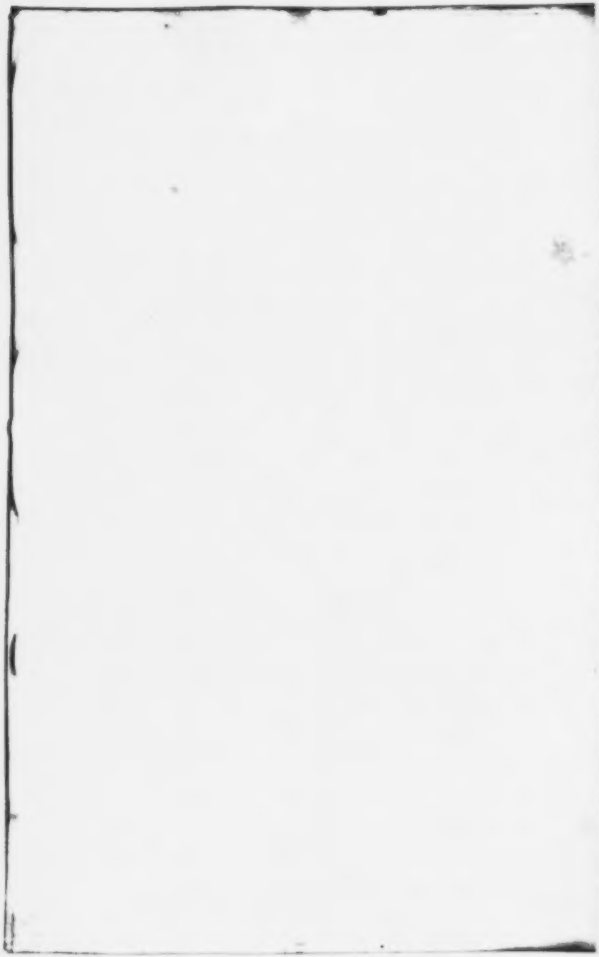
Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher,
Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
Zu seiner Qualgenesung:
Mit grauverwischtem Angesicht
Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum verfangen,
Und hat der wüste Lebenslauf
Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am schweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An seiner Todtenbahre.

Vermischte Gedichte.



Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich diesen Dankgesang!
Seyd ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang:

Schlichet die bekannten Gleise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz belorchen leise,
Und das Lied quell sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Traufe seiner Seele
Netze mild sein Angesicht

Mit der Wehmuth süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Ueberfüllend will hinein!

Und die Thränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einſt am Sterbebette
Eines lieben Freundes ſtand,
Und der Tod die Freundeskette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Oelung
Und — ſchon lag er ſtill und bleich;
Doch in ſeines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War ſo heilig anzuſchauen,
Wies die Sehnſucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einſt am Grabe Jeſu ſahn.

In der Krankheit.

I.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Regt sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die einzeln mich berennet,
Wie das Leben weiter schreitet.

Ueber trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
Weht es aus der Niederung:

Und, noch Jüngling, bet' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Endlich die Todesluft entgegen.

2.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
Nimmt so heiß in deinen Schooß;
Doch du schweigst und hast nicht einen
Seufzer für mein trübes Loos!
Legen schon die Jugendjahre
Abgelöst mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchter sich?
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Sieht kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk ich,
Wild hervor die Thräne bricht,
Und an deinen Busen senk ich
Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Rüſtig wandelſt du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Buſen und Stirne dir kühlt:
Pflückeſt vom Felſengeklipp, vom ſchmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und ſchlingſt ſie zum harmoniſchen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menſchheit,
Ach, um welchen es ſtets ſtiller und einſamer wird.
Traurig flüſtern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Todtenkränze nunmehr ſchöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getroſt, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods ſchöner verblichener Zeit.
Kommt auf deinen Pfaden dir einſt der Donner entgegen,
Träuend im nächtlichen Sturz, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rauſche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!“

Vergänglichkeit.

Vom Berge ſchaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeſeelten ſchönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinſeufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einſamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im ſtillen Thale
Die ernſte Schaar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Todtenmale,
Als in verlaſſne Herzen ſich gebohrt:
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet ſich kein Auge mehr.

Der wechſelnden Gefühle Traumgeſtalten
Durchrauſchen äffend unſer Herz; es ſucht
Vergebens ſeinen Himmel feſtzuhalten,
Und fortgeriſſen in die raſche Flucht

Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der ſanften Wehmuth ſchwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Buſens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längſt der Kindheit Freudenklänge entſchliefen,
Der Liebe Zauberlied ſich ſtill verlor:
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinſtirbt der letzte frohe Klang.

Zögerung.

Beschritten schon von seinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß ans Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Iſt noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug' iſt nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloſes Blut der Wangen!
In's Herz, du Schandebern!
Kann dich des Gatten Tod nicht zwingen,
So zage dich mein Zorn.

Das Thränenſchild, den Aar herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieſer Kneipe wird die Thräne,
Die Erle, nicht geſchenkt.

Einem Knaben.

Was trauerſt du, mein ſchöner Junge?
Du Armer, ſprich, was weinſt du ſo?
Daß treulos dir im raſchen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickeſt bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickſt du in deinem Kindestraum.

Du legſt ſo ſchlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfeſt rings die Sproſſenwände
Und fragſt: „wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörſt du ſingen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltſam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloh'n, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

Abſchied.

Lied eines Auswandernden.

Sey mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferſe dem Deſpoten küßt,
Und ſeinem Wink gehorchet ſtumm.

Wohl ſchlief das Kind in deinem Arm;
Du gabſt, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm:
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland ſtreckt der Jäger ſich
Zu Boden ſchnell, wenn Wildesſchaar
Heran ſich ſtürzet fürchterlich;
Dann ſchnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, ſo ſinkſt du hin,
Rauſcht deines Herrſchers Tritt heran,
Und läſſeſt ihn vorüberziehn,
Und hältſt den bangen Athem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, ſpüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerſchellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Miniſters.

Du fuhrſt im goldnen Glückeswagen
Dahin den raſchen Trott,
Von keuchenden Lüſten fortgetragen,
Und dünkteſt dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenſchwärme
Dir aus dem Weg ſo bang,
Da ſie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, ſtand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand:

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebſt mit gellendem Geißelſchlage
Vorüber dein Geſpann! —

„Halt!“ ſchlug nun eine grauſe Stimme
An dein entſetztes Ohr,
Es ſtürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

Und hieb die Stränge mit ſcharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angſtgeberde,
In ſeine finſtre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelſtab!

Der Indifferentiſt.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Auf's Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkſt;
Ob du, ein ſchnöder, teufliſcher Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend ſinkſt:

Ob dein Genie ſein Werk den raſchen Zeiten
Geſchleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß ſie an ſeinem Fuß vorüberſchreiten,
Und grauend ſeine Gipfel ſtarren an:

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als für's Gewürm des Grabes eine Maſt;
Ob du, der Menſchheit Feſſeln anzuſchmieden,
Ein teller Held, die bange Welt durchraſt:

Iſt juſt ſo wichtig, als: ob nur im Kreiſe
Einförmig ſtets das Aufgußthierchen ſchwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reiſe,
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künſtlerin.

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerſchwüle
Rauſcht' uns ein Wald entgegen ſeinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit ſüßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend ſich der Menſch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes Einſamkeit; —
So flohen deine heiteren Geſpräche
Fort von des Lebens wüſtem, ſteilem Hang
Waldein, und wanden ſich als klare Bäche
Durch's Labyrinth der Kunſt mit leiſem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Geſtalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt:
Ich aber ſah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherſtaunte Seele mir entführt.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
Herrscht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wie sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
Den Pinsel und er malte warm und mild
Dem sel'gen Hocher dein entzückend Bild,
Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Busens Drang in's enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in seine Welt zu singen;
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Die nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrſüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre:
Lieber all dein höchſt Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebſt ein ſchöneres Leben.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft gebornes,
Nur, kaum gepflückt, verlornes,
Unwiederholtes Augenblick!

Mein Stern.

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Thränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen,
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
Im süßempörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in seine wüste Nacht;
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn, wie vom Tode ſchon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme ſtreckt mit Glutverlangen
Und ſterbend ihr in's Auge ſchaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, ſchaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriß' auch einſt der Tod mir ſtrenge
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch Eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbſtmord.

Scheitert unſre Bruſt an Klippen,
Hingeſchellt von Sturmeswuth;
Trinkt mit aufgeriſſnen Lippen
Unſre Wunde Schmerzensflut:

Schöpft das Herz dann haſtig bange
Aus der Bruſt den Thränenguß,
Weil es ſonſt, vom Wellendrange
Ueberſtrömt, verſinken muß:

Dann wird auch der Sturm beſchworen,
Helle wird die Finſterniß,
Es verlöſchen milde Horen
An der Bruſt den Wundenriß.

Aber iſt das Herz ein zages,
Wenn die Bruſt die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenſchlages
Störriſch, müßig — und verſinkt.

Iſt's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte ſcheu,
Todestrunken glüht und ſchäumt es,
Und zertrümmert ſein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sankt der Strom hinwiegt die Scheiter:
Für die Torten iſt's zu ſpät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Send ihr auch dem Sturm entwiſcht,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, gezüchtigt:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom erſoff!
Warſt wohl auch zu leicht gezimmert!
Warſt wohl auch aus ſchlechtem Stoff!“

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Reſt:
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Neſt.

Reiterlied.

Wir ſtreifen durch's Leben im ſchnellen Zug,
Ohne Raſt wie die ſtürmiſche Welle;
Wir haſchen die Frucht im Vorüberflug,
Und ſchlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Roſe, wir ſaugen den Duft,
Und ſtreuen ſie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche ſitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch' an die Thüre.
Noch ſpäht er beim Sterbeglöckleinklang,
Ob das Glück an die Klinke nicht rühre;
Wohl rüttet ſich die Klink' und es tritt herein,
Erſchrick nicht, du Armer, — es iſt Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßt's an den fliegenden Locken

Und zwingt es zu ſich auf den Sattel zurück,
Und umſchlingt es mit wildem Freudlocken:
„Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!“

Wir ſprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Roſſe
Dahin, wo der Donner am ſtärkſten kracht,
Weit voran dem trippelnden Troſſe:
Dem Reiter fredenzt auf ſein ſtürmiſch Gebot
Den erſten, den feurigſten Trunk der Tod!

An J. Klemm.

O stürme nicht, mit Wein, Gesang und Rosen
Dein Herz zu trösten! sieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen.
Bald wendet sie das holde Angesicht,
Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöh' zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blüthenthal
Das „Gaudeamus igitur!“ verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendberg nieder,
Tränkt kühler Thau den welken Blumenstrauß,

Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder:
Du setzest müde dich vor's stille Haus,
Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Zuflucht.

Thut man Kindern was zu Leide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Loos gelinder,
Als den Herzen von Metalle.

Jagt sie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn sie bang und immer bänger,
Bis sie hinterm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüthen winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Neige.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;
Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichsten auf Erden! —
Bevor sie Abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen,
Und will liebkosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Scheu spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Der Unbeständige.

Daß ich dieß und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
Du mein consequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphysikus;
Morgen schallt in Themis Tempel
Mein unstäter Menschenfuß.

Heute steh' ich Nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les' ich in der Bibel;
Uebermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
Durch ein Fenster in die Welt:
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt:

Und er guckt zu einem andern
In die finstre Welt hinein!
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starrest in dasselbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt sich doch:

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Gespenster malen sich
In des Fensters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weisen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Heerde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt fort mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligthum:
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blüthenduft und Nachtigallen,
Märchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets in's graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was sie schmeichelnd dir verhieß:
Täuschung war's nur der Hetäre,
Eitel Tand ist das und dieß.

Sieh! noch winkt sie dir in's Weite,
Und du wardst ein alter Knab!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst:
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling ſtoßt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnſucht hat die Segel ihm gebreitet:
Wie raſch im Phantaſieen-Oceane,
Von Weſten fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten ſeine Fahne,
Wo ſelig er durch Paradieſe ſchreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer ſie geboren
Im reichſten Lenz die heimathlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reiſe!“
Begrüßt ihn tückiſch wieder nun das Leben,
Und koſend naht ein Weib, unmerklich leiſe
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn feſtgebannt in ihrem Kreiſe
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh ſchmückt er ihr mit ſeinen Traumesblüthen
Die Bruſt, um welche Todeslüfte brüten.

Der falſche Freund

„O ſey mein Freund!“ ſo ſchallt's vom Heuchelmunde
Dem Falſchen, der mit heimlichem Behagen
Den Vortheil überzählt von ſolchem Bunde:
Du trauſt ihm, und — ſchon haſt du eingeſchlagen.
Ein edler Thor! Naht einſt die Wetterſtunde,
So ſiehſt den Schurken du mit bleichem Zagen
In ſeines Ichs bequeme Hütte ſpringen;
Hinausgeſperrt magſt mit dem Sturm du ringen.

Die ſchlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit ſcharf zu hetzen,
Durchſtöbert eine finſtre Jägerbande
Mit Blutgewehren, ſtillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligthum im deutſchen Lande.
Das Wild mag über Ström' und Klüfte ſetzen,
Und klettern mag's am ſteilen Klippenrande:
Der Waidruf ſchallt durch Felſen, Ström' und Klüfte,
Empört verſchleudern ihn die deutſchen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Metze sich erniedern,
Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten,
Und, hochgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergessend, tief entrathen,
Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
Liebängelnd mit den blinkenden Ducaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf bethören,
Das Thier zu wilder Glut und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit ständenter Perrücke?
Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele
Ist ewig, denn sie ist aus einem Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

Theismus und Offenbarung.

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stelze meidet Busch und Baum,
Der Blüthen schönen Frühlingstraum,
Durch deren säuselndes Gewimmel
Hereinblickt der gebrochne Himmel;
Sie sucht den vollen Morgenschein,
Sie will bei ihren Liederfesten
Dem Himmel auch von Blüthenästen
Entgegen nicht gehalten seyn.
Doch sucht die heitre Nachtigall
Der Blüthen heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den süßern Liederschall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Laßt ab, laßt ab, barmherzig rauhe Leute,
Und ſtöret mir die liebe Stelle nimmer,
Wo ſpielend ſich des Städtchens Jugend freute
In ihres Glückes flücht'gem Morgenſchimmer.

Hier ſpielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat ſie abgerufen einſt das Leben
Aus ſeines Ernſtes vernarvelle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fremm begeben!

Wohl heilig iſt zu achten ſolche Stätte,
Wo ſich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendſpiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebſten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Todten hier zu ſeinem Grabe,
Zugleich zur Stätte ſeiner Jugend lende,
Daß er ſein Beſtes hier beiſammen habe!

Warnung und Wunsch

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
Sieh den holden Frühling grünen,
Höre seine Wonnelieder;
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
Mit den neuen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnt' ich leben also innig,
Innig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Vogels,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

Waldtreue.

Im Walde schleicht ein alter Mann,
Allein mit seinem Leid,
Er ist so ärmlich angethan
Mit einem Lederkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
An seinen Stab gelehnt:
Dem Manne ist's im Herzen schwer,
Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde weht,
Der Alte starret in den Staub,
Als suche er drin sich Trost.

Dem Dichter rauscht vor ihn ein Reh,
Und hält, und will nicht fliehen,
Als wär's gerührt von seinem Weh,
Als wollt' es trösten ihn.

Schon tief vom Ach, du armer Mann,
In seinem Sterbeblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche.

Könnt' ich tauſendfach mich theilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Ueberall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu geſtalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Raſch gedeihn der Zeit Geſchäfte?
Doch, ſo läßt mich mein Geſchick
Schauen nur im Zeitungsblick
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlaſſnen Völker ſchleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wiſſen,
Ob ſie mich nicht ſchwer vermiſſen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.

Bei Ueberſendung meiner Gedichte.

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Iſt darunter auch ein Teufflein,
Schmiegt es ſich zu deinen Füßen.
Wenige davon ſind munter,
Und die meiſten werden kommen
Ernſt und mürriſch, Kopf vorunter:
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblaßne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zuſammenſchaudern,
Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn ſie dir im Hauſe weinen:

Greife mächtig in's Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodiſch zu verſöhnen.
Könnt' ich dann dich ſtill belauſchen,
Wie der Töne raſche Wellen
Unter deinen Fingern quellen
Und bewundernd dich umrauſchen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
Und von ihr, an deren Brust sie starben,
In den Staub geworfen und vergessen,
Magst du sie noch an die Lippen pressen?
Soll die Blüthe ihnen wiederkehren,
Daß du sie bethaust mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
O wie mochtest du die welke, bleiche
Ueberweinen und zur Lippe pressen!
War sie nicht verlassen und vergessen
Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
Die damit gespielet kurze Weile?"

An einen Langweiligen.

Unnahbar ſind die Mächte, unbezwinglich,
Die dir getreu, gleich Sklaven, ſchwerbejochten,
An deine Ferſe, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig ſchier, als daß ſie mir beſiegbar.
Mein Saitenſpiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sitz zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei iſt Mutter der Empörung;
Drum wag' ich einſt mit kühnem Gefallen,
Gemacht, den Kater Cato ſelbſt zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verſchwörung,
Uns in der Scherk' an deinen Tiſch zu ſetzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal ſcharf zu hetzen.

Weh uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finſterer Nacht,

Und unſre plänkelnde Vorpoſtenwacht,
Der Scherz, der Witz erlogen in der Fehde:
Von Waſſergeiſtern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürſtin der Dämonenſchaar,
Mit faulen Schritten, trägem Zettelhaar,
Es trat aus ihres Hirnes Felſengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie ſtill es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir ſind ſicher und allein.

Still verſäuſelt hier am Wieſenhang
Schon der Abendglocke milder Klang.

Auf den Blumen, die ſich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und ſchweigt.

Sagen darf ich dir, wir ſind allein,
Daß mein Herz iſt ewig, ewig dein!

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine:
Ein ſtörendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
In's Herz die Worte preſſen,
Uns ſagten unſre Blicke
Daß wir uns nicht vergeſſen.

Und ſehn wir uns nicht wieder
In dieſem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umſchweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen raſche Tänze,
Und rauſchend flocht und bunter
Der Herbſt der Wehmuth Kränze.

Doch aus des Walds Verdüſtern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüſtern
Des ew'gen Wiederſehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Geſtattung.

Schöner Jüngling, biſt als Held gefallen,
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finſter deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe ſchallen
Ehrend die Kanonen ihr Geſchmetter,
Wie im Walde ſommerſchwüle Wetter
Auf den todten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach jene Abendſtunde,
Und mein Glück iſt ſchnell verrauſcht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauſcht:
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrauſten unſern Nachen.

Lebewohl! kein räuberiſch Geſchicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem ſeelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel ſann.
Stund' und Welle rauſchten nieder,
Und wir ſehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude ſeh' ich ſchweben
Den Geier bald, der ſie bedroht;
Was ich geliebt, geſucht im Leben,
Es iſt verloren oder todt.

Fort riß der Tod in ſeinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menſchenherz hat keine Stimme
Im finſtern Rathe der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haſchen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaſchen
Mit Thränen ſcharf den letzten Traum.

Vermiſchte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbenſehen;
Wenn deine Liebe ſoll vergehen,
So ſterbe ſie allein, ich will
Mit meiner ſeyn allein und ſtill.

Gedächtniß weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beſchleicht.

Du merkſt es nicht, viel iſt geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis Alles aus; er knickt es noch.

Du merkſt es nicht; mein ſind die Schmerzen:
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich ſcheideſt los,
Denn Lieben iſt ein banges Loos.

Wie Tod ſich mag mit Liebe meſſen,
Bei dir, die ich nicht kann vergeſſen,
Will ich's nicht ſchau'n, wenn ich's auch ſeh'
Im Schmerze, daß allein ich ſteh'.

Gut iſt's, vor's Aug' die Hände ſchlagen,
Iſt nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte ſo das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der ſchönſten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' ſie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Menſch auf halbem Weg entſchlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines ſüßen Traumes,
Schlief manche Wanderſtunde tief.
Das Laub des Baumes rauſchte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume ſprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter dieſem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter ſacht
Und ſpricht: ſteh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele ſind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch ſtille Halden,
Wo Luſt und Zier des Lebens ſcheiden,
Natur blüht abſeit ſeinem Herzen,
Ihn faſſen unverſöhnte Schmerzen.
Wie ſonſt vom ſtillen Haidelaub
Der Wandrer Vögel ſcheucht empor,
So rauſcht ihm an des Zweifels Haut
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die ſchreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, ſtiller immer,
Dämm'rung verſagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer ſchreitet trüb und ſacht
Mit ſeinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und ſchaut
In ſeines Herzens tiefſten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten ſtrömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da ſtrahlt es hell,
Er ſchaut den Brunnen und das Meer,
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sey ewig, Herz, und hochgemuth!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sey todt!
Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein ſingen,
Die Wieſen bringen
Ihr erſtes Grün.

Schier thut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Ich hab nicht Acht,
Ob Knoſpenſpringen
Und Frühlingsſingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich ſah ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieſes kalte Herbſtgewitter,
Das ſtürmend von den Bäumen weht die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tauſend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildniß kleiden?
Soll die Natur ich, und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

[illegible] Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
Gebein von Thierart, die verlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Sind's Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Riese wandelt — und es bebt der Grund;
Er zürnt — sein Sturmesodem glüht mit Qualm,
Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß todt der große Feind!
So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
Ein Ungethüm, das einst von Land zu Land
Verheerend zog, und von der Erde schwand:
Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
Doch siehe, von allen Stürmen unerschüttert,
Die Münster da, der langen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Zellenriegen anzuschauen,
Wo jenes Ungeheuer noch gelümmert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig, kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verrätherische Klaue.

Ja! das Petroleum des Wildes
Gibt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Thieres Größe kund
Im Contour des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Waidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

Meinst du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes wißt,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony.[1]

Der Eichenwald im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
Die Heerde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Jäger steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todespfeil:
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Heerd' er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke in's Genick,
Und lautlos sinkt der Eichelmast
Entseelter Gast.

[1] Wald in Ungarn.

Und iſt's ein Menſch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es iſt ſein Blut
Nicht anders, auch nur roth und warm,
Und ich bin arm.

Das Dilemma.

Er ſtreckt dir ſein Dilemma ſtracks entgegen:
Iſt's eine Gabel, logiſch mich zu ſpießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuſchließen? —
So zweifelſt du, verſchüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der *Zweizack* vieles Weiſen
An eine Fahrt auf mondbeſtrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein ſchlichter König pflegt' umherzureiſen.

Sacht ging es fort auf hergewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochſen langſam ſchreiten;
Die Nacht iſt ſchön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idylliſchem Behagen.

Ha! zwiſchen des Geſpannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, ſcheinbar eingefangen,
Wie zwiſchen des Dilemma's beiden Stangen
Ein Himmelslicht die eingeſchloſſen deutet.

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden,
Und muß das Loos beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne:
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir getheilt, das Beste!

Und kommt uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüthen,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländiſche Landſchaft.

Müde ſchleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörſt du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grunde, vor Altersſchwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langſam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie ſchläfrig iſt die Gegend!

Lenz und Sommer ſind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trupe,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge ſinnend,
Ruht der Hirt bei ſeinen Schafen,
Die Natur, Herbſtmüdel ſpinnend,
Schaut am Rocken eingeſchlafen.

Die Kentauren.

Brüllendes Erzgeraſſel,
Und ſprühendes Feuergeraſſel,
Hoch ſtrömen die Dämpfe geſchwollen
Vom raſenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Prieſter — ſie toben.

Wie einſt ſich ſelber entmannten
Berauſchte Kentauren
In raſenden Luſtgeflammeln,
So toben, mit Wuth geſchlagen,
Erzprieſter in unſern Tagen,
Bis ſie ſich geiſtig verſtümmeln.

Als Aller gelar den Freunden,
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erheben ein Rauſchen und Klingen

Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im gräulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Muth mir nimmer verloren:
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nicolaus Lenau's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Anastasius Grün.

Zweiter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Gedichte. Zweites Buch.

Gestalten.

	Seite
Der ewige Jude	5
Heloise	15
Der Schmetterling	18
Auf meinen ausgehöhlten Geier	21
Der gute Gesell	27
Zwei Polen	32
Der traurige Mönch	39
Weib und Kind	44
Der Steyrertanz	46
Die drei Zigeuner	54
Die nächtliche Fahrt	56
Vision	62

Liebesklänge.

Am Rhein	67
An *	71
Der schwere Abend	72

Seite

Traurige Wege 73
Einsamkeit 75
Wunsch 76
Neid der Sehnsucht 78
Meine Furcht 80
Wunsch 82
An den Wind 85
An die Entfernte 86
Meine Rose 88
An * 89
Kommen und Scheiden 90
Liebesfrühling 91
Frage nicht 92

Sonette.

Frage 95
Jugend und Liebe 96
Der Salzburger Kirchhof 97
Nachhall 98
Die Asketen 99
Der Seelenkranke 100
Stimme des Windes 101
Stimme des Regens 102
Stimme der Glocken 103
Stimme des Kindes 104
Doppelheimweh 105
Einsamkeit 106
Palliativ 108

Vermischte Gedichte.

Zueignung 111
Traumgewalten 113
Einem Greis 115
An die Biologen 117

	Seite
Ermuthigung	119
Echo	120
Heimathklang	121
Zuflucht	122
Zeiger	123
Frühlingsgrüße	124
An Luise	125
Täuschung	130
Tod und Trennung	132
An die Verstockten	133
Herbstlied	136
Schlaflose Nacht	137
An eine Wittwe	139
Auf eine goldene Hochzeit	141
An den Tod	143
Herbstlied	144
Vorwurf	146
Der Jäger	147
Lied eines Schmiedes	149
Ohne Wunsch	151
Mein Türkenkopf	152
Der Hagestolz	154
Der Schmerz	157
An den Frühling 1838	159
Das Lied vom armen Hinken	161
Hypochonders Mondlied	165
Der offene Schrank	171
Prolog	173
An eine Freundin	178
Thränenpflege	181
An den Frühling	182
An ein schönes Mädchen	183
Der schwarze See	184
Das Roß und der Reiter	186
Die Blumenmalerin	188

Seite

Hußarenlieder 190
An den Ischler Himmel im Sommer 1838 195
Der Kranich 197
Das dürre Blatt 200
Erinnerung 202
Gutenberg 203
An Agnes 204
Im Vorfrühling. Am Grabe C. Mikschik's 205
Bei Uebersendung eines Straußes 206
Der einsame Trinker 207
Frühling 213
An die Alpen 215
Die Poesie und ihre Störer 218
Der Nationalist und der Poet 220
Passiver und aktiver Beifall 222
Form 223
Irrthum 224
An einen Dichter 225
Zweierlei Vögel 226

Vermischte Gedichte. Neue Folge.

Einem Gemüthskranken 231
An einem Grabe 232
Veränderte Welt 234
Naturbehagen 235
Trinksprüche 236
Studentenreise 237
Der arme Jude 239
Der kriegslustige Waffenschmied 243
Der Pechvogel 245
Der Kranke im Garten 247
Beethovens Büste 248
Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben . . . 252
Die Drei 255

Seite

Welke Rose 257
Der fromme Pilger 258
Inneres Gericht 260
Die Nonne und die Rose 261
Das Kind geboren, die Mutter todt 263
Die Albigenser 264
Zweifelnder Wunsch 265
Die Bauern am Tissastrande 266

Waldlieder.

Waldlieder 273

Größere lyrisch-epische Dichtungen.

Clara Hebert. Ein Romanzenkranz.

Gisteron 297
Der nächtliche Gang 301
Der selige Abend 305
Blumengruß 311
Die Gewitternacht 315
Der alte Marko 323
Die Botschaft 327
Die Heimkehr 331
Die Sehnsucht 336
Der Ring 340

Die Marionetten. Nachtstück.

Erster Gesang. Der Gang zum Eremiten 345
Zweiter Gesang. Lorenzo 348
Dritter Gesang. Antonio 354

Anna. Nach einer schwedischen Sage.

I. bis V. . . . . 367—387

Seite

Miſchka.

Miſchka an der Theiß 391
Miſchka an der Maroſch 400

Johannes Ziska. Bilder aus dem Huſſitenkriege.

I bis IX. . . . . 419—452

Gedichte.

Zweites Buch.

Gestalten.

Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todesgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenrissen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todten Steine.

So tief umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entrücken
Und gießen zu lebend'gen Liebesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Wie nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!"
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Well' an Welle brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
Sich aller Schmerzen ferne Quellen finden. —

Dicht dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schlachtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todgetraute?
Der Geier muß in einer Klufe ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchsunken;
Sein Leben fühlt und lebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich spähte umher, bald sah' ich Herzen schimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das nächste Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Nackenhaare
Zu einem Gemsbart waidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstriche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruh die Büchse zwingend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergöder trügen,
Mit scharfen und entschlossenwohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trotzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstückchen,
Wie sie die Wilderer und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Dachsen, Bären.

Der Schütze nimmt und zeigt mir seine Stange,
Mit welcher schon sein Vater einst, der Alte,
Als kühner Jung' in diesen Bergen knallte:
Mir wies die Frau, was sie besaß an [illegible].

Sie hieß mich, festlich, bunten Flitter schauen:
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, silbern, sah so traurig blickend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammenknickend.

Es war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So dringend an die Seele nie gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im groben Erze.

Nun ſchien der Mond herein; die Kinder ſchliefen,
Der Alte murmelte den Abendſegen,
Dann ward es ſtill; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich ſtarrt' auf's mondbeſtrahlte Bildniß,
Ward mir, ob ſich's in meiner Hand belebe,
Als ob ſein Geiſt mit mir von hinnen ſchwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felſenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd ſchmettern,
Und Adler ſah ich ſteigen in die Lüfte,
Die ſcheue Gemſe ſpringen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchſe knallt, die Gemſe ſtürzt vom Felſen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauſchen ſchreckhaft mit geſpannten Hälſen.

Des todten Thieres zitternde Genoſſen
Stehn ſtill, ſo lang die Wiederhalle dauern,
Sie hören Schüſſe rings von allen Mauern,
Wohin ſie flüchten ſollen, unentſchloſſen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er 's Gerüll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk ringsscheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!" mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß flichend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch ſteht er feſt im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der beſtürzte Jäger auf ſich raffe,
Und ſeine ausgeſchoſſ'ne Büchſe lade.

Indeß in ſeiner Rechten droht die Keule,
Reißt ſeine Linke von der Bruſt die Hülle,
„Schieß her!“ ruft ſein todbürſtendes Gebrülle,
„Sonſt ſtirb!“ ruft ſein todlechzendes Geheule.

Erſtaunen und Entſetzen überſchleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchſe faßt er,
Und ſchüttet Pulver, drückt darauf das Pflaſter
Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und ſchießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felſenſcheide,
So klatſcht die Kugel ab von ſeinem Leide,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauſcht der graufe Alte,
Den's weiter treibt, umſonſt den Tod zu ſuchen;
Der Schütze hört noch lang ſein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
„Kann unglückſelig nie die Ruhe finden!
„O könnt' ich ſterben mit den Morgenwinden,
„Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!"

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
„Mein Wiederhall, am Felſen feſtgenagelt!
„Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
„Ein flücht'ger Lichtſtrahl, in den Stein gemauert!

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entſchlagen,
„Wie er um kurze Raſt ſo flehend blickte,
„Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
„Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!"

Und als es ſtille war im Felſenſchlunde,
Erhob ſich ſcheu und ſchlich zur grauſen Stelle,
Wo ſeine Kugel traf, der Waidgeſelle,
Und nahm ſein plattgequetſchtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeſchritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu ſchauen
Des ew'gen Juden Herzaas eingeſchnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinken,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Kloſtergarten ſteht ein ſteinern Bild,
Ein Crucifix ſo ernſt, verſöhnungsmild,
Oft in der Nacht, der ungeſtörten, ſtehen,
Geht Schweſter Heloise hin, zu beten.
Auch heute hniet ſie dort am Marmorſtamme,
Und ſieht am Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du haſt für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat ſie nicht ausgeweint und ausgeſtritten?
Hilf! rette mich aus dieſen Finſterniſſen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig ſchmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerriſſen!
Umſonſt, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum ſtrengen Orden mich bekannte,
Noch immer ſeh' ich meinen ſüßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl ſich wandte.

Du selbst hast ihn zum Gatten mir erloren;
Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare,
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blüthenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke

Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blumenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingslande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüthe nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind:

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimathglück:
Der schwache Flatterer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln seh'n
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergeh'n.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich in's Geistermeer:
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl ſchauen dich die Geiſterſchaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid:
Doch müſſen ſie vorüberfahren,
Fortſtreuend durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du ſiehſt ſo ſtill und ernſt, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernſten Leier.

Zwar hörſt du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren:
Doch Dichter ſind gewohnt, zu ſingen todten Ohren.

Es lebt ja noch der Geiſt, der einſt dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menſchenohr auch meinem Sange lauſchte,
So hört mich doch der Geiſt, der mir das Herz berauſchte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felſenklüften,
Und du hoch über mir, ſtill kreiſend in den Lüften:

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge ſchweifen,
Und wie du niederfährſt, die Beute zu ergreifen:

Wie du, athmender Blitz, zu Boden niederzückeſt
Und mit den Krallen ſcharf ein warmes Leben pflückeſt:

Wie du das volle Herz ansetztest als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt in's Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Räthsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut dieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten:

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldig's Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen:

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durch's Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du, todter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Todtenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera, mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend hasten,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemeßnen Schritt geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrauſend,
Viel Geier ſitzen drauf und ſchwimmen mit, fortſchmauſend;

Und andre folgen ſatt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild ſchwärmende Beſtatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauſcht dein Fuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen ſelbſt der Seuche ſich verlindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier ſchwelgſt in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebensſturm getragen,
Der Siegesruf verſchlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen ſchwanken,
Laſſ' fliegen ich am Strom Unſterblichkeitsgedanken.

Der gute Geſell.

Des Menſchengeſchlechts uralter Gefährte,
Der nie von ſeiner Seite gewichen
Seit dem Verluſte des Paradieſes,
Wo er mitleidig ſich angeſchloſſen;
Der nie wird weichen von ſeiner Seite,
So lang auf Erden ein Menſch noch athmet:
Der unbekannte, der namenloſe
Wohlthäter der armen ſterblichen Menſchen,
Er ſey geprieſen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Geſell. —

Als der Menſch gebrechen mit ſeinem Gotte,
Und als der elektriſche Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom erſten Ahne zum fernſten Enkel
Erſchütternd ſchlug das Geſchick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die erſten Thränen auf Erden floßen,

Der Morgenthau des ſchmerzlichen Tages;
Als hinter dem erſten Menſchenpaare
Sich donnernd geſchloſſen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewieſenen
Der gute Geiſt, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zuſammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —

Kein ſtrenger Richter, kein ſcharfer Denker,
Kein Weiſer iſt der gute Geiſt:
Doch iſt er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter, mit warmem Herzen.
Er führet uns an die Werke des Meiſters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
Vom Sinn und Geiſte des ewigen Meiſters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch ſüß zu ſchwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiſer iſt der gute Geiſt,
Doch ein zauberkundiger Menſchenfreund.
Die Armuth ſchmerzt und der bittere Mangel
Inmitten der irdiſchen Güter ſtehn,

Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend, und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde:
Und der arme Mann ist froh, und betrachtet
Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
Der einsame Wandrer im fremden Gebirg,
Der, ohne Heimath und Reisepfennig,
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde,

Und raunt ihm ein luſtiges Hoffnungslied ein:
Er hat die Vögelein aufgeſtöret
Und das blühende Büchlein angerühret,
Ihm auch zu ſingen ein Hoffnungslied ein.
Und ſtehet das Lied auch zur Erfüllung,
So hat's doch wohlgethan zur Stunde:
Der gute Geſell nimmt's nicht ſo genau.
Dort liegt an Ketten im finſtern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher:
Jetzt naht vom Unglücklichen leiſe
Der gute Geſell und ſchenkt erbarmend
Ihm einen letzten, geſunden Schlaf:
Noch ſteht er ihm zu den guten Beſſern,
Nachſichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des böſen Gewiſſens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnſucht
Allmählig der Seele zu entwenden.
Wie die Mutter dem Kind ein ſchneidend Geräth,
Womit es ſpielen möchte, verriegelt
Unerreichbar hab' ich ihn kennengelernt,
Wenn er mich heilſam beſchützen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beſchenken.

Dann wird er schüchtern und scheu gehen,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verschwundne Gesichte meiner Jugend,
O kommt zurück und verzeih den Unmut,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Wegs, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohltäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Hippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Weltsaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang auf diesem Schiffe
Trat nie dein schöner Fuß,
Der lieben, treuen Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh' getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahst in die Lüfte ragen,
Da bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
Da rief kein lauter Herzschlag
In deiner Brust: hinaus!?

Und schiffst du auf dem Meere,
Den unermeßlichen Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimath wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnsucht
In seine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit langentbehrten Sinnen
Zuerst aus den Fluten tauchen
Die grünen Waldeswipfel,
Und unwillkürlich schimmert
Den Landgeruch gespület,
Hat sich in deinem Herzen
Die Wehmuth nicht gefühlet?

Seereise

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
So lang mir nicht vom Ufer
Entgegenwinkt die Stadt,

Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschau's
In thränenwerthen Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesherde
Kehr' ich den Rücken zu,
Und knicke tief im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,
Und wende meine Blicke
Zurück in's freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden,
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinn'rungsvolle Stunden,

Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserhaide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,

Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt.
Der auf dem Dornenpfühle
Thatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zu Muth,
Wenn plötzlich über's Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimath
Und weckt den Träumer sänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,
Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen,
Und singen, wie sie schlagen,
Und wie die Waffenbrüder

Nach mir im Kampfe fragen:
Doch kämt' es, müßt' ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte
Zur lang ersehnten Schlacht,
Ein Leitstern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht:
Und wollt' ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd' ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen,
Die Kugeln meiner Brüder
Würf' ich im Flug lenken,
Daß sie sich tief und sicher
In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Scheu regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn:
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Wage ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch

(Nach einer Sage.)

In Schweden ſteht ein grauer Thurm,
Verbergend Eulen, Aas;
Gepeitſcht mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menſchen hauste drin,
Mit Luſt und Leid, iſt längſt dahin.

Der Regen ſtrömt, ein Reiter naht,
Er ſpornt vom Roß die Flanken;
Verloren hat er ſeinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es wintet heulend ſich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitſchtes Kind.

Verrufen iſt der Thurm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geiſt dort ſpukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Geſichte:
Und wer dem Mönch in's Aug geſehn,
Wird traurig und will ſterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
In's Thurmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit,
Und ſcherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geiſtern als mit Wind und Trauf?"

Den Sattel und den naſſen Zaum
Entſchnallt er ſeinem Pferde,
Er breitet ſich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und ſegnet noch den Aſchenreſt
Der Hände, die gebaut ſo feſt.

Und wie er ſchläft und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn ſein Pferd, es ſchnaubt und bäumt,
Hell iſt die Thurmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt:
Der Mann ſein Herz zuſammennimmt.

Weit auf das Roß die Nüſtern reißt,
Es bleckt vor Angſt die Zähne,
Der Rappe zitternd ſieht den Geiſt
Und ſträubt empor die Mähne;
Nun ſchaut den Geiſt der Reiter auch
Und kreuzet ſich nach altem Brauch.

Der Mönch hat ſich vor ihn geſtellt,
So klagend ſtill, ſo ſchaurig,
Als weine ſtumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer ſchaut ihn unverwandt,
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O ſage, was dich kränkt?
„Was dich ſo tief beweget?"
Doch wie der Mönch das Antlitz ſenkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure ſagen will:
Ruft er entſetzt: „Sey ſtill! ſey ſtill!" —

Der Mönch verſchwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder ſpricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er ſinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter iſt's gethan.

Und als die Sonn' am Abend ſinkt:
Die Herzen bänger ſchlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft iſt wund und weh —
Der Rappe ſchlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein ſchwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerſchein
Was mir noch kommen ſoll, was ſchon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernſten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernſte nah;
Der Tannwald ſtand ein feſter Bürge da,
Daß ſich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ ſprach ſie mir:
„In Ewigkeit!“ ſo dankt' ich freundlich ihr:
Es iſt der beſte Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erſchrocken,
Als ſie mich ſah und ich die Hand ihr bot:
Sie mühte ſich, mit einem Biſſen Brot
Ein zögernd Kälblein mit ſich heim zu locken.

„Umm, Kalberl, Umm!“ [1] ſo rief das Kind dem Thiere:
Das klang ſo innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unſchuld heimathlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis ſie verſchwunden.
Und daß ein Leben ſchön und glücklich nur,
Wenn es ſich ſchmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

[1] Oeſterreichiſche Mundart

Der Steyrertanz.

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,

Die Felswand überkletternd,
Fand ich in ſeiner hohen
Geheimnißvollen Heimath
Manch ſchönes Alpenblümlein,
So einſam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Beſucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern:
Vom Klippenaſt des Kalkes,
Vom ſchwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niewelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten in's Haus.)

Jäger.

Seyd ſchön gegrüßt, ihr Herren,
Glückſelig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit:
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Luft besetzt hat,
's wird freilich knapp genug seyn.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken:
Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl:
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimath,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;

Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steyrischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Thaten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,

Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen,
Leicht wechselnd, aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken,
Rings um und um mit Liebe,
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,

Sich durch die Arme ſchlüpfend,
Und blicken ſich dabei
Glückſelig in die Augen,
Als wollten ſie ſich ſagen:
So wollen wir verbunden
Uns in einander ſchmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durch's wechſelvolle Leben!

Heinrich.

Hörſt du den Jäger jauchzen?
Zu enge ſind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrauſen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehſt du die Erd' ihn ſtampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde ſchallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegſt nur unſre Aſche!"
Ruft ihr ſein helles Jauchzen,
Und flammend blickt ſein Auge

Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge,
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie viele Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Steyrertanz,
Den ersten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,

Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal runterspielen,
Nur höher, in der Quinte?

Robert

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe:
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
In brautigen Accorden
Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Aechzend durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Westhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern, dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

So öd und traurig schläft der Heidewinter
Land viele winterlichen Stundenreihen,
Nur Schnee und Schnee eingehaucht in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Eingewiegt sind gestorben vom tiefen Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist des Baches Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Silberflammen;
Junge Wälder beten am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Weite,
Der Kutscher treibt die ausgeschlafnen Pferde,
Als ob mit seinem Zauberwurf er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umwenden wollte.

Zwei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das weiße Perlenzeichen
Der Schnelligkeit im eiligen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelstück der Gabel,
Zum Glöcklein tanzen fliehend vorbei die Bäume
Am Schlitten, wild, wie schnellbewegte Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schwarzen Mähnen sind mit Eis behangen,
Das Riemzeug an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Pferde Nüstern ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Auge fangen.

Gefangen liegt, gehüllt vom Bärenfänger,
Der Reisende im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzuspornen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeſchwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Haide klingelt ſeine Schelle.

Die Nacht iſt grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörſt du das Glöcklein nicht mehr ſchlagen,
So wird's vom Roſſe dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter:
Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde ſich hinunterſtehle,
Wenn du einnickeſt; Wandrer, halt dich munter!

Biſt du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Haſt du ein Lieb, denk an ihr ſüßes Lager;
Wenn Haß dir wurmt, der ſcharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! ſeht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeſchleifte Kette,
Die Todesangſt, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, ſchnell ſind die grauen Herden,
Doch ſchneller ſind, Gottlob! die braunen Hengſte,
Die Rappen ſind im Drang der Todesängſte
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn ſie weite Strecken, angſtgetrieben;
Die Männer ſchießen ſchreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grauſen Heere,
Bis nach und nach es iſt zurückgeblieben.

Nun halten ſie; die Pferde dampfend ſchwitzen
Und ſchnauben aus den Nüſtern ſich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod ſitzen.

Da ſpringt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaſte tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Woiewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brod und einen feinen Bratenſchnitten?“

Und mit Gelächter ruft der Kutſcher drinnen:
„Dem ſchmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der iſt nicht, trinkt nicht, friert nicht, iſt ein Todter,
An dem, Hebräer, wirſt du nichts gewinnen!“

„Im Zweikampf iſt der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Ruſſe, hat ihn todtgeſchoſſen:
Ich fahre meinen ſchweigenden Genoſſen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerriſſen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeſchmiſſen.

„Ich meine immer noch ſein Blut zu ſchauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie ſich's nicht bergen konnte in den Schollen:
Das Bluteis darf im Frühling erſt zerhauen!"

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel,
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgefegt der Wind mit ſeinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutſcher nach dem Todten:
Noch ſitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er geſeſſen, unbekümmert, ſchweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide:
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Haide:
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond vertrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähne und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gamsbart und Federputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Wallstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter heilt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schauerndes Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller noch.

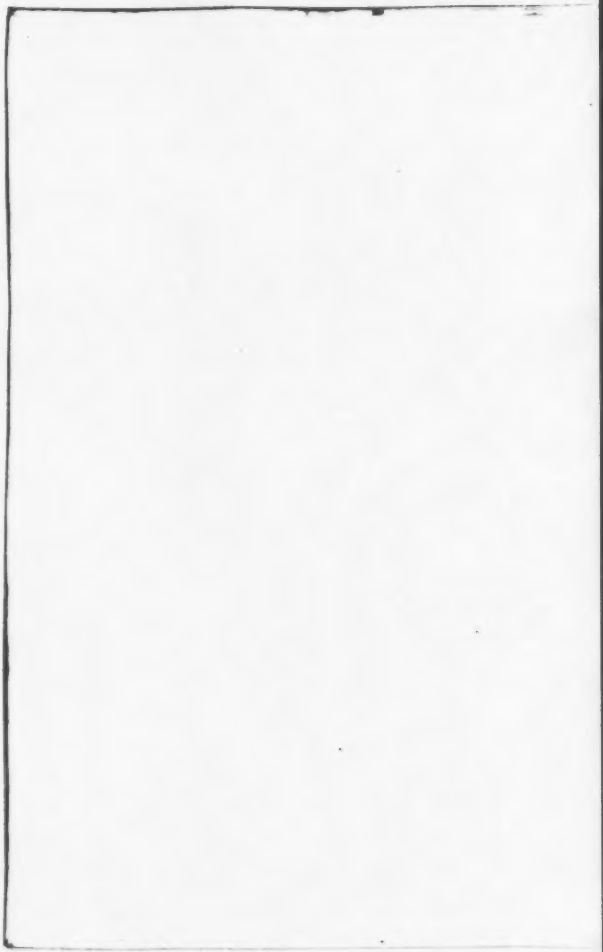
Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum brannt er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild verbei im Zorn.

Am Wege steht ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Verbei der Reiter jagt.

Da reitet er durch's Land Tirol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von achtzehnhundert Neun.



Liebesklänge.

Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du ließest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!“ sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zerniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und ſie begannen zu preiſen,
Wie ſchnell man ſich heute bewegt,
Und wie das rührige Eiſen
Man über die Straßen legt.

Als wollten zu Grabe ſie tragen
Des Elends thürmenden Wuſt,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verluſt.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergeſicht.

Noch lange nicht hat, ihr Geſellen,
Das Eiſen den rechten Guß,
Wenn ſich die Liebe beſtellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdroſſen
Hinab in die rollende Flut:
Dich umringten deine Genoſſen
Und ſcherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da ſtiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir ſtumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verſchwunden im ſchließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenſter empor.

Ich ſchied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere,
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer,
Und ſtarrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenſchimmer,
Den mir dein Fenſter geſandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloſchen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einſamen Leide
Hinſtarrte über die Flut:
Als wären geſtorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Muth:

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einemmal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnſucht Qual:

Als blinkte dein Lichtlein, ſo ferne,
In meine Finſterniß
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir ſpielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde um's Augenlid,
Wie der Geiſt unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde,
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der ſchwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab ſo bang und ſchwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und ſtumm, ſo trübe
Und ſternlos war die Nacht,
So ganz, wie unſre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte ſcheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünſcht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen:
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren:
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen:
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen:
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt:
Sahen uns die Todten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einſamkeit.

Wild verwachſne, dunkle Fichten,
Leiſe klagt die Quelle fort:
Herz, das iſt der rechte Ort
Für dein ſchmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einſam deine Klage ſingt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer ſchweigen bliebe,
Klage, klage fort: es weht,
Der dich höret und verſteht,
Stille hier der Geiſt der Liebe.

Nicht verloren hier im Mooſe,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott verſteht,
Deine tiefe, hoffnungsloſe!

Wunſch.

Urwald, in deinem Brauſen
Und erſten Dämmerſchein
Mit der Geliebten hauſen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinem höchſten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsträumen:
O komm, du ſchöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe ſtreute
Ich unter ihren Tritt.

Für ſie das Wild erjagen,
Aus tiefſter Schlucht empört!
Für ſie den Feind erſchlagen,
Der unſern Frieden ſtört!

Ich wärt' in Mondesnächten,
Beim ſtillen Sternentanz,
Den wilden Liedern flechten
Um mein Braut den Kranz:

Und in den Abendgluten
Am Felſ hier eben ſtehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund ſtürzen ſehn:

Und weit hinunter blicken
Ließ' ſie mein ſtarker Arm:
Wie wärt' ich ſie dann drücken
An's Herz ſo feſt und warm!

Leid der Sehnſucht.

Du Liebe rauſchen
Der Frühlingsſtrom,
Hell ſingen die Vögel,
Es tauſchen die Blüthen,
Und ſprachlos ringen
Sich Wonnetränen
Aus ihrem Auge:
Und ich muß trauern,
Denn nimmer ſchaut mir
Dein Aug', o Geliebte!
Nicht über den Wellen
Des Oceanes,
Nicht über den Bergen
Und nicht im Lande
Der Phantaſien
Ist meine Heimath:
Ich ſuche ſie nur
In deinem Auge!

Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Todten
Traulich Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkeren Anblick,
Das Alles hat' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

O blitzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund von Luft!
O rollt, ihr Donnerflüche,
Die Wälder in die Gruft!
O flammt, ihr Blitzesbahnen,
O rollt, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht erschüttern,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr auf's Herz mir zielet,
Euch acht' ich Blumen nur;
Doch die Vernichtung spielet,
Entsprungt ihr der Natur!
Wohl hört' ich Sturmesgrimme,
Und wilden Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Wunſch.

Fort möcht' ich reiſen
Weit, weit in die Fer,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauſcher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären ſo ſicher
Und ſelig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Bruſt.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel ſchlügen,

Doch höher ſchläge
Mein trunkenes Herz:
Und meine Liebe,
Die ewige, ſtarke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdeſt zitternd
Mir blicken in's Auge,
Und würdeſt erblicken,
Was nimmer ſcheitert
In allen Stürmen,
Und würdeſt lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer ſinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Waſſern
Iſt tiefe Stille.
Da ruhſt du ſinnend
An meiner Bruſt.
So tiefe Stille:
Mein lauſchendes Herz

Hört Antwort rechen
Dein lauschendes Herz.
Wir ſind allein,
Doch flüſterſt du leiſe,
Um nicht zu ſtören
Das ſinnende Meer.
Nur ſanft erzittern
Die Lippen dir,
Die ſchwellenden Blätter
Der ſüßen Roſe;
Ich ſauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der ſüßen Roſe.
Im Oſten hebt ſich
Der klare Mond,
Und Gott bedeckt
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den ſchönern Himmel,
Mit feurigen Küſſen.

An den Wind.

Ich wandre fort in's ferne Land:
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und ſah, wie ſie den Mund gereckt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief ſie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebſten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlaſſen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Iſt's nicht genug, daß du mir auch
Entreißeſt ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Treue Rose pflück' ich hier,
An der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehen
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst verblüht,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich in's Land
Lieb' den Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Roſe.

Dem holden Lenzgeſchmeide,
Der Roſe, meiner Freude,
Die ſchon gebeugt und blaſſer
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Waſſer
Aus tiefem Bronnen.

Du Roſe meines Herzens!
Vom ſtillen Strahl des Schmerzens
Biſt du gebeugt und blaſſer:
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieſer Blume Waſſer,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht ſehen
Dich auferſtehen.

An *

O wag' es nicht, mit mir zu ſcherzen,
Zum Scherze ſchloß ich keinen Bund:
O ſpiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie ſehr es wund?

Weil ich ſo tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt ſo weich,
Dein Herz die ſüße Heimath nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der ſüßer Heimath ſich entreißt,
Dem Himmel, mit verſchwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft ſie kam, erſchien mir die Geſtalt
So lieblich, wie das erſte Grün im Wald.

Und was ſie ſprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erſtes Lied im Hain.

Und als Lebwohl ſie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir ſchwand.

Liebesfrühling.

Ich ſah den Lenz einmal,
Erwacht im ſchönſten Thal:
Ich ſah der Liebe Licht
Im ſchönſten Angeſicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erſcheint aus jedem Strauch
Ihr Angeſicht mir auch.

Und ſeh' ich ſie am Ort,
Wo längſt der Frühling fort,
So ſprießt ein Lenz und ſchallt
Um ihre ſüße Geſtalt.

Frage nicht.

Wie ſehr ich dein, ſoll ich dir ſagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Mein Herz behalte ſeine Kunde;
Wie tief es dein im Grunde.

O ſtill! ich möchte ſonſt erſchrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die ungeſtört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Sonette.

Frage.

Biſt du noch nie beim Morgenſchein erwacht
Mit ſchwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußteſt nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher in's Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühlteſt nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verſchwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußteſt, übernommen.

Haſt du dich einſt der Erdennacht entſchwungen,
Und werden, wie du meinſt, am hellen Tage
Verloren ſeyn des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht ſo deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage,
Und dort der Seele ſtören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Roſenblatt, den Winden:
Wenn, jung getrennt, ſich wiederſehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernſten Falten
Den Strahl der ſüßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne ſchwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir ſuchen immer noch den Traum zu halten,
Nur ſtiller ſey geworden ſein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Roſenblatt, den Lüften,
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann ſich das Herz auch ſterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Todten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren:
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Wiederhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Kind zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

O ſpottet nicht der traurigen Asketen,
Daß ſie den Leib mit ſcharfen Leiden plagen,
Die ſüßen Erdenfreuden ſich verſagen,
Die flüchtigen, nur allzuſchnell verwehten!

Nebſt ſolchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieſes Tagen,
Hat eine Schaar von Herzen ſtets geſchlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verſchmähten.

Ein ſchüchternes Gefühl: „wir ſind gefallen!“
Hält ſie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt ſie den Pfad einſamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernſt, wenn ſie vorüberſtreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will ſie ſtumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr raſtlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles ſagen;
Könnt' ich an ihrem Halſe ſchluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verſcharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfſt, wie einſt, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus dieſem Leben ſcheiden,
Ich ſehne mich nach einer ſtillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer iſt der dunkle Wald geſunken,
Zu träge iſt die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blüthenduft zu tragen, und es ſchweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie ſtille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, ſchimmern in den Zweigen,
Und ſüßer Träume ungeſtörtem Reigen
Ergibt ſich meine Seele, ſchweigenstrunken.

Horch! überraſchend ſauſt es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernſte Stimme ſprechen:

Die aufgeſchreckte Seele lauſcht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Haide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In Eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmuth fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur befuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein ſchlafend Kind! o Still! in dieſen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeſchwören;
Es lächelt ſüß, als lauſcht' es Engelchören,
Den Mund umſpielt himmliſches Vergnügen.

O ſchweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieſes Traumes nicht zu ſtören!
Laß mich das Kind im Traume ſprechen hören,
Und mich, vergeſſend, in die Unſchuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauſchen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz geſegnet,
Mehr als im ſtillen Wald des Baumes Rauſchen:

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die ſtille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Entsetzliches Heimweh hält das Herz belangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn,
Und in die Grabesnacht hinunterspähn
Mit trüben Augen, totenblassen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns sehnverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenflicht in unsre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten scheiden.

Einſamkeit.

I.

Haſt du ſchon je dich ganz allein gefunden,
Liebles und ohne Gott auf einer Haide,
Die Wunden ſchnöden Mißgeſchicks verbunden
Mit ſtolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entſchwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesſcheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warſt du auf einer Haide ſo allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend ſtürzt an einen Stein;

Daß er, von ſeiner Einſamkeit erſchreckt,
Entſetzt empor vom ſtarren Felſen ſpringt,
Und bang dem Winde nach die Arme ſtreckt.

II.

Der Wind iſt fremd, du kannſt ihn nicht umfaſſen,
Der Stein iſt todt, du wirſt beim kalten, derben,
Umſonſt um eine Troſteskunde werben,
So fühlſt du auch bei Roſen dich verlaſſen:

Bald ſiehſt du ſie, dein ungewahr, erblaſſen,
Beſchäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geſchöpfe langen, dunklen Gaſſen;

Siehſt hier und dort ſie aus den Hütten ſchauen,
Dann ſchlagen ſie vor dir die Fenſter zu,
Die Hütten ſtürzen, und du fühlſt ein Grauen,

Liebloſ und ohne Gott! der Weg iſt ſchaurig,
Der Zugwind in den Gaſſen kalt; und du? — —
Die ganze Welt iſt zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

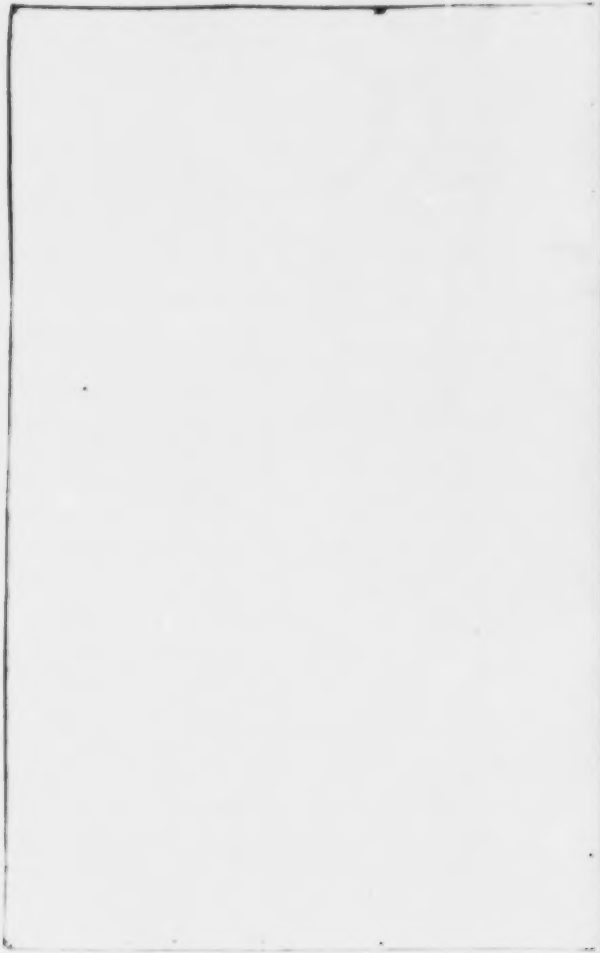
Iſt Gras gewachſen über die Geſchichte,
Weiß nicht mehr recht, wie ſie ſich zugetragen;
Nur manchmal ſchwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom ſtörenden Geſichte,
Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
Ich ſchlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Senſenmann den Leib hinſtrecket,
Wird er auch ſäuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeſchichte dir verdecket.

Kehr' muthig um zu den verlaſſnen Bühnen,
Die Schuld mit ſcharfem Reueblick zu ſehen:
Soll ſie dir ſterben, eile ſie zu ſühnen."

Vermiſchte Gedichte.



Zueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
Zu deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Brunnen
Der göttlichen Gedanken sinken;
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel thaut in finſtern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen ſah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreiſe
Geſenkt, geſchwellt, in trauter Nähe,
Iſt's, ob ich deine Seele leiſe
Die Luft der Tugend athmen ſehe.

Dein iſt mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es ſprengen,
Dein iſt der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüthen und Geſängen.

Das Liebſte, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Iſt mir ein Wort, daß ſie dich freuten,
Ein ſtummer Blick, daß ſie dich rührten.

Und ſollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der ſchönen Blume
Nur, Freundin, dir den Buſen ſchmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war ſo wild, der Traum war ſo ſchaurig,
So tief erſchütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir ſagen:
Daß ich ja feſt geſchlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab';
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch ſchlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kiſſen,
Wie man's heimbringt von einer Beſtattung;
Hab' ich's im Traume hervorgeriſſen
Und mir getrocknet das Geſicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren ſie da, die ſchlimmen Gäſte,
Sie waren da zum nächtlichen Feſte.
Ich ſchlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüſtes Leben.

Nun ſind ſie fort, die wilden Naturen;
In dieſen Thränen find' ich die Spuren,
Wie ſie mir Alles zuſammengerüttet,
Und über den Tiſch den Wein geſchüttet.

Einem Greis.

Das Haar ſchneeweiß,
Die Wangen ſo hohl,
Bald, bald Lebewohl:
Und noch die Stirne ſo heiß?

Dein Schifflein ſtoßt
Schon in's Meer, zum Land
Streckſt du die Hand
Noch, überhangend, um Troſt:

Um Troſt und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und biſt ſchon ſo alt:
„O daß man ſterben muß!"

Zieh ein die Hand!
Den Blick hinaus
In's Meer! nach Haus!
Denk an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer;
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab in's Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ocean.
Das Meer iſt groß, die Nuß iſt klein:
Hat wohl am kleinen Wunderſchrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht! —
Die Wahrheit ſchrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schale:
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergeblich nachgeſtellt.

Nur zugeforſcht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu ſeinem Sitze auserkieſt,
Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
Von ſeinen ſchopfgeborgnen Lettern
Euch ſingend was herunterlieſt!
Iſt auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Geberde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Lasst den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysien ' dieses Herz.

' Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat.

Heimathklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie:
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimathmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du stieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Zeiger.

Meiner Schweſter liebe Sproſſen,
Ha, wie ſeyd ihr aufgeſchoſſen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch ſchied das letztemal!
Da ihr wachſet und euch dehnet,
Sonnenzeiger unſrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr feſt und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendſchatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie ſich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luiſe.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir ſonſt gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einſam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnißglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald, und Blüthenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüthen zittern leiſe
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reiſe
Sind gerne ſie des Todes Raub. —

Du biſt mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnrung ew'gem Strahl,
Wie einſt in jener Abendſtunde,
Als ich dich ſah zum letztenmal!

Ich ſchau' dein Angeſicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermuth überzieht,
Ich ſchau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten ſieht;

Und wie du in's Clavier verſunken,
So träumeriſch, ſo ernſt und mild,
Und wie dem Liede, himmeltrunken,
Du ſelber wirſt ein ſchönes Bild;

Wie dich der große Geiſt umranket,
Den ſie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung ſchwanket
Im Sturme ſeiner Melodie;

Der Geiſt, dem ſeliges Verderben
Das Erdenleben ſich entlauſcht,
In deſſen Lied viel ſüßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauſcht.

Sein Herz, von Sehnſuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in ſeinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir iſt das Scherze nicht verklungen,
Wo nach Agaie's wildem Schrei
Der heiße Schmerz ſich matt gerungen
Zu träumeriſcher Tändelei:

So ſpielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn ſchon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und ſtarrend in ihr todt Geſicht. —

Du biſt dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geſchick.

Es brachte dir in Sterbensſtunden
Die frommgetäuſchte, gute Frau
Im letzten Wahn, du ſeiſt geſunden,
Noch einen Becher Maienthau.

Aufblüht die Haideblume wieder,
Die ſchon dem Tode nickte zu,
Weint ſtill die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flicht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge flicht mein Geiſt.

Um den ſie alle weinen müſſen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt ſich, dich einmal noch zu küſſen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, ſo ſtarr und ſtill du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt ſchmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geſchloſſen,
Auf immer deine Lichtgeſtalt
Aus unſerm Angeſicht verſtoſſen;
Im Schellenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen:
O ſchweige doch der Freunde Troſt!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch in's Herz iſt ihr ſein Troſt.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes milde Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuſchung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felſenritze
Und grüßt mit ſeinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein ſchwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So ſchlägt die ſchwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finſtern Nacht entſunken,
Manchmal im Wetterſchein wie diamant'ne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterſchein des Unglücks ſich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde raſen,
Die zu der Wolkenſchlacht die Rieſentuba blaſen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind, ſcheint er zugleich zu ſingen.

Doch nein! mich täuſcht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geſchrei das Felſenkäuzlein ſtimme;

Daß Wolkenſchlachtmuſik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten:

Und daß der Felſenbach den Wetterſtimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einſame Klagen ſind's, weiß keine von der andern,
Wenn ſie zuſammen auch im wilden Chore wandern.

Drum iſt die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einſt in dieſen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander ſich verſtünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenſchrei das Klaggewirr zerronnen.

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Menſch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß ſie müſſen weinen, weinen:

Daß ſie nicht vor Thränen ſchauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geiſt verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenloſen, wehe,
Der ſich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es faſſen,
Wie zwei Herzen ſich verlaſſen.

An die Verflockten.

Thorenangſt und Narrenzittern,
Auspariren hin und her,
Macht den Binſenſchaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erſt zu Rittern.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenſter aus,
Ob der Bau zuſammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schaar,
Ha, wie ſchreckt euch die Gefahr,
Daß ſie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loſer Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu ſcheuen Antilopen;

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang,
Trotz dem kecken Sang und Klang,
Eure Horden ſcheren, ſcheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er ſeine Flammen ſchürt,
Wahrt euch, ſonſt ſeyd ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geſchwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken ſind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd ſeht ihr und erſchrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in todte Aſchenflocken;

Aber nicht wollt ihr erſchrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in ſich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt:
Laßt euch Gottes Zeichen frommen!

Herbſtlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün ſo ſpät.

Wenn's Vöglein baut ſein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild ſich, hager,
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche ſeh ich ſchwinden
Im Froſte, lebensſatt,
Wie ſie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche beſſer ſtimmt,
Daß ſie den Winterſchauer
Sich ſo zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Heerde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüthen werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
In's Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ocean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch in's Herz zu senken. —

Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimſte Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entſchwunden
Iſt all das Glück, es ſchmerzen alte Wunden.
Schlafloſe Nacht, du biſt allein die Zeit
Der ungeſtörten Einſamkeit!

An eine Wittwe.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das naſſe Gitter
Der Blätter auf zum Sternenſcheine.

Die ſturmesmüden Bäume ſchweigen;
Nur manchmal rauſchen Windeshauche,
Wie eine Mahnung in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
Dich müd verſenkt im ſtillen Grame;
Doch ſah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang ſein theurer Name.

Der Frühling kam, vor ſeinem Strahle
Suchſt du des Schmerzes traute Schatten,
Und führeſt nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderſt mit den Vaterloſen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Roſen
Geſtreut zum treuen Angedenken.

O bring zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß, und ſage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von ſeiner Jugend ſprechen,
Und möchte ſeine Kinder küſſen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr ſie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküſte,
Vom Lenz, den rings umſtarrt die bleiche Wüſte,
Des eiſgen Todes nie gelöſte Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgeſprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oaſe zu erhalten.

Dort war ein Kloſter, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte friſch mit Blumen, Früchten,
Und ſingend kamen Vögel, hinzuflüchten
In ein Aſyl vor winterlichem Leide.

Im Kloſter wohnte friedlich die Gemeine:
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wief' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieſes Kloſters frohen Paradieſen
War durch den Quell der rauhe Gaſt verwieſen;
Nur heller ſtrahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmuth führen gerne ſolche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längſt die ſchönen Gärten?
Sind Quell' und Kloſter nicht ſchon längſt verſchwunden?

Sie ſind es nicht! kein Winter wird ſie morden;
Ob äußres Leben auch im Froſt zerſtiebe,
Im Innern die Oaſe ſchützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloſter iſt das Bündniß guter Herzen,
Dies mag getroſt die ſtrenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder ſcherzen. —

An den Tod.

Wenn's mir einſt im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunſt kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zuſammen!

Brich ihn ſchnell, nicht langſam wühle,
Deinen Sänger laß entſchweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Aſche der Gefühle.

Herbſtlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben,
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder an's Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder ſind geſtorben,
Hier, dort ein leeres Neſt;
Die Wieſen ſind verdorben;
O kurzes Freudenfeſt!

Ich wandre hin und ſtiere
In dieſe trübe Ruh,
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir iſt Herbſt, und leiſer
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiſer,
Die mir das Leben gab.

Einſt ſah ich Blüthen prangen
An meinem Reiſerbund,
Und ſchöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Iſt herbſtliches Geſchick.

Soll mit dem Reſt ich geizen,
Und mit dem Reifig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr ſo?

Erinnerungen ſchärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmuth dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert ſchon im Thale
Grau zwiſchen Tag und Nacht,
Doch ſucht mein Dachs noch immer,
Umſpürend, flink und ſacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vor's Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umſonſt! iſt nichts zu finden,
Mein Waidmann, als Verdruß.
Wir bringen nichts nach Hauſe,
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausſchießen
Mißmuthig in die Luft,
Weil ich nicht mag verſcheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich ſparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur beſſern Stund'.

Das iſt ein ſchlechter Jäger,
Der ſich das Wild verſtört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und ſchieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder todt,
So wird ein Andrer ſchießen,
Dem's Waidmannsheil ſich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Rößlein, ich
Beſchlage dich,
Sey friſch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der ſeiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Nach ſtinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter zu
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beſchlagen dich,
Sey friſch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder seyn verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
In den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Sind, mir würde um dich bang,
Blick, es krachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir iſt dein Rauch,
Voll duftender Narkoſe,
Noch lieber als der ſüße Hauch
Der aufgeblühten Roſe.

Und hält die Roſe Streit mit dir,
Den beiden ſchöner weiche?
Biſt du die ſchöner Roſe mir
Mit deinem Blutgeleiche.

Denn wie die Roſe duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Alſo mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Roſe Feuerſtrahl
Ein ſchmerzlich Angedenken,
Hilfſt du ja kurzer Raſt einmal
Was ich verlor — verſenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umspannen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünkt mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Dem stillen Thal des Lethe.

D'rum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblähten Rose!

Der Hageſtolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „guten Morgen!“ lind,
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
Mit ſchmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur iſt mein Kamerad,
Und dort der Todtenſchädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel ſteht,
Ein fortgeſetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Commode,
Vor allzuheißem Wunſch verſchanzt
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir geſprochen:

Was iſt es auch, was thut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieſer Rauch,
Verblaſen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einſt Wolken blies der alte Pan
Aus dieſen ſchlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menſchen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, ſo häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einſt, wer weiß, wie ſchön geſchnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf iſt abgewiſcht;
War's dumm, war's ein geſcheides,
Es wird nicht wieder aufgefriſcht,
's iſt einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Iſt wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverſchlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück iſt nicht geglückt,
Die Menſchen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich ſelbſt gedrückt,
Auch einen Hund entrathen.

Wenn ſie mich unbeweint zuletzt,
Weib-, kinderlos verſcharren,
Ich zünde meinen Knaſter jetzt,
Dem Rauche nachzuſtarren.

Der Schmerz.

Sie ließ ſich überraſchen
Von dieſem Trauerwort,
Und ihre Thränen waſchen
Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuſcht uns lange,
Du zeigſt, der Schminke baar,
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie biſt du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, ſage mir,
Denn du biſt Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einſt zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungeſtümer Haſt,
Ariſt die Eiſenbahn herein,
Dir ein ſchlimmer Gaſt.

Bäume fallen links und rechts,
Wo ſie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geſchlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küſſe deinen letzten Kuß,
Frühling, ſüß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeſchwind und ſchnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Tauſend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich trage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Menſch die Freiheit ſich,
Die erſehnte Braut?

Lohnt ein ſchöner Freudenkranz
Deine Opfer einſt,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie ſcheinſt?

Oder iſt dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unſrer Sturmesbahn
Gold und Sinnenzier?

Zieht der alte Feſſelſchmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, ſchweißend Glied an Glied,
Unſer Eiſenband?

Brauſt dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberſchnaubt?
Oder, Frühling, ſchüttelſt du
Traurig einſt dein Haupt?

Doch du lächelſt freudenvoll
Auf das Werk des Heils,
Daß ich lieber glauben ſoll
An die Bahn des Heils.

Amſelruf und Finkenſchlag
Jubeln drein ſo laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die erſehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler iſt ein Schlauer:
Wann dürr die Blätter ſinken,
Dann ſperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Waſſer im Geſchirre,
Und ſeines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In ſeinen Sproſſenwänden
Beſcheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgeheiztem Drahte
Die Aeuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerkersitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Luft und Lied ihm tauchen
Aus lenzgeweektem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Tränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt ſich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will ſelbſt der Naſſe ſingen,
So rupft man ein paar Federn.

Er ſoll ſein lautes Schlagen
Und ſeinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbſt vertagen,
Wo ſich die Hain' entlauben.

Dann wird er ſingen dürfen,
Und ſeine Flügel dehnen,
Die Waldesdüfte ſchlürfen,
Und ſich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preiſen
Die freudenvolle Erde
In frohen Frühlingsweiſen.

Dann hören ſein Frohlocken
Und ſeine Frühlingsflüge,
Verwirrt und ſüß erſchrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen ſie ein und fangen
Sich auch in ſeinen Netzen.

Nun iſt es Lenz, nun ſitzet
Der Fink in ſeiner Steige,
Der Vogler rupft und ſpritzet,
Daß er den Lenz verſchweige.

Ich aber vernehme,
Was droht aus Oſt und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unſre Wälder morden.

In den zerſtörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch ſchon den Finken ſchlagen:
„Wie ſchön iſt Gottes Erde!“

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winterniſſen,
Wenn einſt dem Vogelſteller
Sein altes Garn zerriſſen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entſtrahlt ein ſüßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberſchweben,
Bleich, ohne Waſſer, ohne Luft;
Er zieht mit ausgeſtorbnem Leben,
Ein Todtengräber ſammt der Gruft.

Dort bringt der Mond mit ſeinem Schimmer
Still dem Nachtwandler in's Gemach,
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huſcht, geſchleift'ner Augenlieder,
Hin, her, des Daches ſteilſten Bug,
Als hielte geiſtiges Gefieder
Entheben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab:
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen:
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wieſen,
Lag mir der Mondenſchein ſo lang,
Ich ſey auf Erden nur verwieſen,
Bis ich hinweg mich ſehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu ſtehlen,
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh,
Schickt er mit Blicken, ſtieren, ſcheelen,
Der Erde Todeswünſche zu.

Als Knabe ſchon konnt' ich nicht ſchauen
Zum ſtillen blaſſen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt ſo hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlaſſen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber ſind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngeſträuch:
Doch vor des Mondes ſchlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Laßt ihr den Mond in's Brautbett ſcheinen,
Iſt euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünſchen wird es ſich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen ſie das Haupt genau,
Denn ſpielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er ſie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenſchein,
Sticht eine ewig ſtumme Wunde,
Trifft mittendurch in's Herz hinein.

Und jene grauſen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen ſonſt die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Aſche brennt:

— Wenn auch von Aerzten, Philoſophen,
Ein volkverwirrendes Komplett
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —

Die ziehn auf mondbeſtrahlten Haiden,
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böſes Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubſchütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenſtrahl
Geſchoſſen oder ausgeweidet,
Verweſt ſo frühe noch einmal.

Und eine Tann', im Wald geſchlagen
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Maſtbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff verſinkt.

Tief in den höchſten Steyrerfelſen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird ſchuld an dicken Hälſen,
Wenn er in einen Brunnen ſcheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umſpinnt
Und widerglänzt von ihrer Runkel,
Daß ſie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, in's Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube:
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank ſtand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie ſie, abreiſend, ihn eilig gelaſſen,
Wie Alles man durcheinanderſtreut,
Wenn vor der Thür die Pferde ſchon paſſen.

Ein aufgeſchlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geſchrieben:
Von ihrem Frühſtück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeſchlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht:
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zuſammen ſucht' ich den Speiſereſt,
Das kleinſte Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.[1]

Der Winter stand ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte:
Ihr Leben lag erstarret in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Thale ruhten,
Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste über'm Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
Und über's blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?

[1] Gesprochen in einem Concerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten.

Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Todtenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren, süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Mauern,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien:
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter:
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Tanubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt:
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,

Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer:
Wie hat es doch ſo bang gezittert immer!
Im Winter hielt er einen feſten Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Unerklärlich ward dem Schlaf Danubius munter,
Er ſpringt nach ſeiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt ſie ohn' Erbarmen,
Und reißt ſie jauchzend in ſein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüſten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldſtämme, Dächer und zerriſſne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen ſpülen,
Und Leichen rollt er, friſche, längſtverſenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem ſo mild und zahm
Als treue Magd in's Haus des Menſchen kam,
Die noch im Herbſt als Müllerin geſchaltet,
Hat jetzt ſich zur Hyäne umgeſtaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken ſtürzen ſich die Fluten,
Sie ſteigen immer höher an die Mauern,
Und unaufhaltſam ſieht der Menſch ſein Ende,
Wie ſeine Jahre ſchrumpfen zu Minuten.

Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
Wenn über's Meer der Süden sich entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimath über's Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm verfegt:
Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,
Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Haide,
Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
Und spät verblutende Erinnerungen.

Hier lernt das Herz erduldeten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
Wir lernen unseres kummervollen Wahn
An dem furchtbar gestiegenen Unglück messen.
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und milden Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Dem Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesspenden,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Todten;
Doch können sie den großen Schmerz berathen,
Daß er sich allgemach zur Wehmuth mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüthe;
Der Herzensthauch von euch wird sie erquicken:
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können ſegnen
Wen ſie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen
Hüte dich, du ſchöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einſt, vor Wettergüſſen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam:

In den tiefſten Einſamkeiten,
Zwiſchen Felſen, ruht ein See;
Dem entſtieg ein Geiſt vor Zeiten,
Kam den Menſchen in die Näh'.

Kam in's Dorf, erſchien beim Feſte,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirth und Gäſte
Oft gar ſehnlich nach ihm aus.

Plötzlich ſtand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand!
Und der Mann mit ernſten Mienen
Freut' an ihrer Freude ſand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte, und verlor ſich ſacht
In den See, zum ſtillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut geprieſen,
Wenn er kam, und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wieſen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendſchimmer
Viele Jahre noch geſchaut.

Mutter ward ſie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis ſpät
Sie der Tod, ein leiſer, linder,
Ueberraſchte beim Gebet.

Einſt mit rauher Ungebühre
Sprach ihm Eines was zu leid:
Traurig ſchwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von ſeinem Kleid.

Und ſie ſah'n vom Ufer nieder,
Nieſen, klagten je und je:
Doch es kam der Geiſt nie wieder,
Blieb in ſeinem tiefen See.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend:
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen thauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, biſt du nicht
Gekommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angeſicht
Begrüßt das letztemal.

Noch ſteh'n die Bäume dürr und kaar
Um deinen Weg herum
Und ſtrecken, eine Bettlerſchaar,
Nach dir die Arme ſtumm.

Frühblumen wähnten dich ſchon hier,
Freu bringt ſie um ihr Glück,
Sie ſehnten ſich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt beſtürzt umher,
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut ſchon, daß ſie über's Meer
Zu früh herüberkam.

An ein ſchönes Mädchen.

Wie die Roſ' in deinem Haare,
Mädchen, biſt du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbſt gekommen,
Und das ganze Paradies
Deiner Blüthe dir genommen,
Und dich aus dir ſelbſt vertrieb;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr haſt,
Roſen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen ſie verblaßt:

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Froſt bewahrt,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der ſchwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen,
Und ſchütten in den See die Schatten ſchwarz zuſammen.

Der Himmel iſt bedeckt mit dunklen Wetterlaſten,
Doch ruhig ſtarrt das Rohr, und alle Lüfte raſten.

Sehr ernſt iſt hier die Welt und ſtumm in ſich verſunken
Als wär' ihr letzter Laut im finſtern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erſcheint mir dieſe Stille,
Ein ſtummes Lebewohl, ein düſterer letzter Wille.

Sehr ernſt iſt hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunſch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriſſ'ne Traumgeflechte!
O Liebe, ſüßer Schmerz der ſchlummerloſen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuſcht: nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu ſtoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich ſeh' ihn durch's Gewäſſer ſtreichen:
Will denn ſein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüſtert mir ſo bange,
Im Winde bebt der Wald am ſteilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauſcht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauſcht:

Willſt du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
In's Elend locken mich mit ſchmeichelnden Geſängen?

Es ſchwillt der Wind zum Sturm, es zucke itze wild,
Den ſchwarzen See durchglüht ihr ſchnell verzitternd Bild:

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinſtert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beſchloſſen!
Die Hoffnung kannſt und ſollſt du in das Grab hier ſtoßen!

Doch willſt in dieſem See die Liebe du ertränken,
So mußt du ſelber dich in ſeine Fluten ſenken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er ſtarrt auf Alpen hin, ihr ſeliges Umnachten,
Das leiſe Zauberſpiel des Lichtes zu betrachten:

Wie mit den fernen Höh'n die Strahlen dort verkehren,
Und ſich in ſtiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer ſinkt, den düſtern, ſehnſuchtkranken,
Der friſche Seelenthau der himmliſchen Gedanken.

Es ſtrömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann ſein durſtend Herz nicht faſſen jede Welle:

Doch kann ſein Herz auch nicht den ganzen Strom behauſen,
So hört er oben ſchon die ew'ge Fülle brauſen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todeskiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der krystallnen Vase,
Fiel ein schönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Aeuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt:
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüthen sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!

Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom beseligten Blumenuntergang.

Hußarenlieder.

I.

Der Hußar,
Trara!
Was iſt die Gefahr?
Sein herzliebſter Schatz:
Sie winkt, mit einem Satz
Iſt er da, trara!

Der Hußar,
Trara!
Was iſt die Gefahr?
Sein Wein; ſink! ſink! ſink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink' Blut! trara!

Der Hußar,
Trara!
Was iſt die Gefahr?

Sein herzliebſter Klang,
Sein Leibgeſang,
Schlafgeſang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geſchieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekoſtet
Im Keller den Wein,
Hingſt du verroſtet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probirt' ich den Wein,
Indeſſen dorrte
Das Blut dir ein.

Iſt endlich entglommen
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Iſt deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich laſſe dich ſingen
Den Todesritt.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauſcht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauſcht.

Im brauſenden Moſte,
Mein durſtiges Erz,
Betrinke dich, koſte
Von Herz zu Herz.

Derweil du geköſtet
Das rothe Blut,
Iſt mir eingeroſtet
Der Hals vor Glut.

III.

Den grünen Zeigern,
Den rothen Wangen,
Den luſtigen Geigern
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk',
So lang ich denk'.

Am Tſchako jetzt trag' ich
Die grünen Aeſte,
Rothe Wangen, wie ſchlag' ich,
Den Feinden auf's Beſte,
Kanonengebrumm
Muſicirt herum.

IV.

Da liegt der Feinde geſtreckte Schaar,
Sie liegt in ihrem blutrothen Blut:
Wie haut er ſo ſcharf, wie haut er ſo gut,
Der flinke Huſſar!

Da liegen ſie, ha! ſo bleich und roth,
Es zittern und wanken noch huſch! huſch!
Ihre Seelen auf ſeinem Federbuſch,
Da liegen ſie todt.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wiſcht an die Mähne ſein naſſes Schwert,
Und weiter ſpringt ſein luſtiges Pferd
Mit rothem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel:
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffenen, zitternden Lumpen
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unhold! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten,
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Tächer.

Haſt an harten Felſen den Kopf zerſchlagen,
Und noch biſt du nicht hin! ſeit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es iſt das Auge der Sonnen
Und das Auge des Meers dir ausgebrennen.

Ungaſtfreundlicher Strolch! die ſchönſten Frauen
Kamen zu baden, und das Gebirg zu ſchauen:
Baden können ſie g'nug, doch den Hals nie ſtrecken
Aus dem Thale, dem rieſigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und ſeine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluche mich längſt empfohlen;
Doch nebſt dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel seyn,
Wenn ihm durch das Nebelküssen
Zückt in's Herz der warme Schein,
Nur das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Auge über'o Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen'

Nebel auf die Steppeln thaut;
Dürr der Wald; — ich dult' es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Steppeln hingeschritten,
Aller Senken auch gedacht,
Die in's Leben mir geschnitten:

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Blatt bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Grau und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüßen,
Denn das Herz im Busen schwoll,
Wie der Vogel in den Lüften:

Ja, das Herz in meiner Bruſt
Iſt dem Kranich gleich geartet,
Und ihm iſt das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durch's Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Das leichte, eff'ne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Bücher breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr:
Es waren schöne Zeiten!

Da rauschen steht der Baum so leer:
Wie er kein Blatt im Zinge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der teuren Liebe Worte stehn,
Daß ich auch sie vernichte:
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem heißen Wehe
Den Brief in's Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bitt'rer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinem schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das theure Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh,
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einſt gingen wir auf einer Bergeswieſe:
Tief athmend tranken wir die Blumenſeelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradieſe.

Wir ſahn das Abendroth die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom ſchönſten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angeſichte,
Das ſtrahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entſchwunden,
Und wird vielleicht ſo ſchön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich ſah ihn nicht in allen ſpätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Wiederſchein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch beſſer wär's, mir hätt' er nicht geſchienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden:
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Hell', und werden erschlagen:
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sey beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket,
In die Stille nieder
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen:
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe L. Hölty's.

Ringsum ſind die Berge noch verſchneit,
Aber Blumen ſeh' ich hier, die frühen!
Blumen, ſchön, daß ihr gekommen ſeyd,
Hier auf ſeinem frühen Grab zu blühen.

Freudig flieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen!
Weil der Todte nicht mehr kommen kann,
Iſt nun ihm der Frühling nachgegangen.

Blumen! ob ihr nicht die Freuden ſeyd,
Die dem Todten hätten kommen ſollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Doch auf ſeinem Grabe blühen wollen?

Bei Uebersendung eines Strauſses.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgeſucht,
Hat der Herbſt auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um ſie dir zu ſchenken!
Dieſem Herbſte will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte ſtreichen,
Daß ſie ſchweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?“

Ich; die Freunde sind zu selten;
Ohne Denken trinkt das Thier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elephantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In ſtiller Nacht den Wein,
Und meide ſelbſt die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und kömt' auf ſolchem Ritt
Das volle Glas verſchwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt beſſer mir zu ſtatten,
Da kann ich an der Wand
Doch ſchauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, ſtoß an,
Du weſenloſer Zecher!
Auf, ſchwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben:

So schlürfte der Hellen
Die Luft des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Eben so geändert.

Was auf Stirn' und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Läßest du nicht schauen.

Einen Berg ich ſah
Spät im Herbſte ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen

Nicht mit ſeinem Grat
Gibt der Berg zu wiſſen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerriſſen.“

„Meine Heerde ſchied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wieſenhängen.“

Hohen Angeſichts
Blickt der Berg in's Ferne,
Nahm der Herbſt doch nichts
Seinem Felſenkerne.

Froh in's ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein feſter Stand
Trotze den Geſchicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, theures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einſt fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannſt du heben
Den Pokal, mich laſſen leben!
Wenn ſie meinen Leib beſtatten,
Biſt du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen ſeyn die Treue,
Laſſen tiefempfundne Mähren
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, ſey mir geprieſen!
Haſt mir Liebes oft erwieſen;
Will zu ſtolz das Herz mir glänzen,
Zeigſt du ſtill mir meine Gränzen.

Frühling

Die warme Luft, der Sonnenſtrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Luft die Wälder ſtöhnen;
Die hochgeſchwollten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel ſingt,
Die Knosp' in Wonne ſtill zerſpringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe iſt in vollem Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen;
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es feſſelt mich und will mich treiben.
O Lenz, du holder Widerſpruch:
Erſchütt'rer Ruh und Friedensbruch,
So heimathlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.

Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erſch...nt dem Herzen wunderbar,
Ein ſehnsgeliebter Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz:
Und wieder im Vorüberſprung
Ein Himmel auf der Wanderung:
Ein irrer Geiſt, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauſchend auf mich niederbrach:
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig biſt du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich ſeyd
Meinem Herzen ihr in allen Tagen:
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück ſteht ein Gnadenbild
Zwiſchen Felſen heimlich eingeſchloſſen,
Eine Kluft iſt's, einſam, tief und wild,
Durch den Abgrund iſt ein Quell gefloßen.

Wie die Bruſt Maria's ſchwertdurchbohrt
Iſt zu ſchau'n in chriſtlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort,
Schien das Herz durchſchnitten von dem Quelle.

Grauer Felſen ewig ſtarrer Blick
Hangt hinab zur tiefgeriſſnen Wunde,
Und der Menſch mit ſeinem Mißgeſchick
Lauſcht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tauſendſtimmig brauſt ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend iſt des Menſchen Herz
Seiner eignen Klage ſtill geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer ſeinen Groll verloren:
Rauſchend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe iſt des Menſchen Theil,
Der dem Weltgeſchick nicht feig entwichen!
Zieht er aus dem Buſen ſich den Pfeil,
Iſt er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum:
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert ſie der Zukunft ſchönen Traum:
All ihr Herz iſt Sehnen und Verlangen.

Heimweh iſt es, wenn die Liebe naht,
Iſt der Grund des nie geſtillten Fragens,
Heimweh jede große Menſchenthat,
Und die Wunder himmliſchen Entſagens. —

Alpen, o wie ſtärkte mich die Raſt,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wieſen,
Kräuterdüfte fächelten den Gaſt,
Eisgeharniſcht ragten eure Rieſen.

Lerche ſang ihr luſtverwirrtes Lied,
Schweigend ſtrich der Adler durch's Geſteine,
Und die Gipfel, als die Sonne ſchied,
Schwelgten ſtumm im letzten Purpurſcheine.

Eine Heerde irrt' am Wieſenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halſe klang
Für die Kräuter ſanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo ſo hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh in Gott ſich voremfinden. —

Friſchen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen:
Alpen! Alpen! unvergeßlich ſeid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poeſie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poeſie
Die Pfade heil'ger Abgeſchiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und ſchreit
Der Selbſtverſunknen zu: „Was ſuchſt du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauſchen,
Und ſchwärme nicht unpraktiſch weiche Klage,
Denn mannhaft wehrhaft ſind nunmehr die Tage,
Du wirſt dem Wald kein wirkſam Lied entlauſchen.
Komm, komm mit uns, verring uns deine Kräfte:
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb' dich zum weltbeglückenden Geſchäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einſamkeit verdumpfen,
Erwach' aus Träumen, werde ſocial,
Weih dich dem Thatendrange zum Gemahl:
Zur alten Jungfer wirſt du ſonſt verſchrumpfen!"
Die Poeſie dem Schwarm antwortend ſpricht:

„Laßt mich! verdächtig iſt mir euer Streben:
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt ſogar der Kunſt die Freiheit nicht?
Euch ſank zu tief in's Aug die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht ſtraßenüber ſieht,
Und wenn ihr heiſcht vom freigebornen Lied,
Daß es dienſtbar nur eure Gleiſe tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und ſichrer blüht es mir in's Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menſchheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen.
Prophetiſch rauſcht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauſcht es lauter mir als *eure* Blätter,
Mit all dem ſeelenloſen Wortgeſchmetter,
Mit all der matten Eiſenfreſſerei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken:
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit ſingen:
Doch nimmermehr laſſ' ich von euch mich dingen!"
Sie ſpricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationaliſt und der Poet.

„Freund, ſitzeſt hier auf weichem Mooſe,
Im's Geruchzeug duftet dir die Roſe,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da trüben lärmen Nachtigallen.
Darum ſingſt du hier ein Lied verſöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Säßeſt du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürteſt du den Herbſtwind kroſtig wehen,
Wärſt du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und wirrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muſe ſänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hätteſt du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge ſtören dir 's Gehege,
Weiſen deiner Phantaſie die Wege.
Hundert Mitarbeitern biſt du pflichtig;
All dein Dichtertreiben flut' ich nichtig."

Also spricht der Rationalist,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Steifer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Sänge ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Paſſiver und aktiver Beifall.

Der ſcharfe Geiſt hat euch geſchwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen:
Den tiefen aber ſollt ihr ſelbſt durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe ſpät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Dichtig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den leeren Reim er klappern
Wie Theatereisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert seyn,
Ist es doch nur tönend Plappern.

Irrthum.

Was Ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichniß, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Kinglein Salomonis,
Das die Dinen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Boden in Scherben
Mit dem Mist der Schmeichelein,
Wird er übermacht die Farben;
Doch die wachsen nicht im Freien.

Dann nur mag sein Hauch sich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und auch heiß erstrittenen Werken
Ueberraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poeſie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und picht von Aſt zu Aſt,
Und höchſtens einmal ſtreift
Zu Nachbarn er als Gaſt.

Er ruft: Freund! bleib im Land,
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabelland
Ein Narr nur weiter ſich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnſucht iſt Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber ſpricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verſtehſt du nicht:
Flug iſt hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Aſt,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung haſt.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ocean
Auch noch ein Ufer ſey.

Vermiſchte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemüthskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,
Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Wie dir kein Gott zurück mehr ruft,
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.

Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
Am Grabe der Mutter weint das Kind,
Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
Den Prediger, der so rührend spricht.
Er gedenkt, wie fromm die Todte war,
Wie freundlich und liebevoll immerdar,
Und wie sie das Kind so treu und wach
Stets hielt am Herzen; wie schwer dieß brach.
Daß grausam es ist, in solcher Stund
Die Todten zu loben, ist ihm nicht kund,
Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
Es regnet, immer dichter, herab,
Als weinte der Himmel mit, auf's Grab,
Doch stört es nicht den Leichensermon,
Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
Die Todte hört der Rede Laut
So wenig als: wie der Regen thaut,

So wenig als das Rauſchen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaiſten Kinds.
Der Prieſter am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volk mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er an's Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menſchheit iſt dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernſt zu machen habe.

Zerbrochen iſt des Wahnes Kette,
Die Erde ſey nur Uebungsſtätte,
Nur Voltigirbock ſey das Leben,
Auf's Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
Wird Jeder bald ſchon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Röſslein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Waſſer hinzuſchweben,
Wo luſtig plätſchern, zierlich kreiſen,
Einladend, ſeine leckern Speiſen.
Sein ſcharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinſten Fiſchlein zu entdecken,
Sein treues Auge ſieht bei Zeiten
Am Strand den Jäger lauernd ſchreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab,
Schwimmt unſichtbar vom Jäger ab,
Und taucht erſt fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie ſchlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genoſſnen Meeresgaben
Am ſichern Fels, im Sonnenſchein,
Beim Wellenmurmeln ſchlummert ein.

Trinksprüche.

Ihr ſtoßet an, die Gläſer klingen,
Ihr laſſet leben manchen Mann;
Und morgen ſchon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud' in's Herz zu bringen.

Ich hör' ein Pereat! euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
Doch keinem iſt der Muth beſchert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensſpruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will;
Zum böſen Wunſche bleib' ich ſtill,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreiſe.

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldne Feld
In luſtigen Sommerwinden,
Das Uebrige würde ſich finden.

Die Rößlein ſchlichen den lahmſten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab,
Und fürchteten ſie zu verſinken
Auf Todte zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann ſchmauchte ſchlechten Tabak,
Er war hartmäulig, ſtumpfen Geſchmacks,
Wie ſeine Gäule nicht wiſſen,
Daß ſie werden im Maule geriſſen.

Doch ging es auch langſam, ging es doch froh:
Wir rauchten Beſſern, mein Studio
Schrie mir homeriſche Zeilen,
Wie die Helden ſich tapfer zerfeilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenſtaub,
Rings tobte die Rache um Helena's Raub,
Die Reiter ſtürzten zur Erde,
Drum ſchlichen ſo traurig die Pferde.

Der dampfende Kutſcher auf ſeinem Thron,
Ein rauchender Thurm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht ſchauen
Vor Staub, die ſchönſte der Frauen.

Da dacht' ich, ſie zu finden geſchwind,
An ein vielleicht noch ſchöneres Kind,
Homeriſche Klänge verſäumend,
Zum ſeligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

I.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt, von Dorf zu Dorf hauſirend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?“

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehſt du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die ſie leerte,
Schleppſt du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegeſtöber, Flock' an Flocke,
Fleißig wanderſt du am Stabe.

Ein Jeruſalem, papieren,
Bauen deine Stammgenoſſen,
Doch für dich iſt es verſchloſſen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verſchacherſt alte Kleider:
Aber Alle ſeyd ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

II.

Jud' iſt an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligthume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe ſoll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: ſeine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräther.

Zieht ein Jäger, heimbefliſſen,
Doch es ſchnüffelt noch ſein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Biſſen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen:
„Schlaf' nicht!“ ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterſchauer.“

„Leg' wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, ſammt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, ſuche
Jeſu Chriſti warme Hürde.“

„Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu ſchützen, dich zu nähren.“

„Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher that's, und mit vier Roſſen,
Hornklang kommt er nun geſchoſſen,
Der einſt umrief: nichts zu handeln?“

„Nimm mich an zu deinem Pathen;
Nebſt dem Angebind, dem werthen,
— Gott geſegnet's dem Bekehrten, —
Labſt du dich an Wein und Braten.“

Drauf der Jude spricht, der ächte:
„„Laß' mich nie und nimmer taufen.
Wollt ihr nicht Gewänder kaufen
Für die Dirnen, für die Knechte?““

„„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
Jude noch im Herzensgrunde,
Schwerer als des Bündels Pfunde;
Wählt euch was von meinen Stücken!““

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und sein Bündel schnürt er wieder,
Müde senkt er drauf sich nieder,
Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
Schlaf und froher Traum befallen,
Eine Stimme hört er schallen,
Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“
Ruft Messias, näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer
Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Sprühe Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern,
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet:
Wie er seiner That sich brüstet!
Alles hängt voll Spinnenweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen:
Klafft und gähnt erſt manche Wunde,
Gähnt man ſeltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfriſchen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, ſcharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich ſchmerzen.

Wieder ſoll in Kampfgewittern
Friſche Luft der Wahrheit wehen,
Todte werden auferſtehen,
Menſchentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beſte Glück hab' ich verſäumt;
Die Winde ſauſen durch die Steppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch ſauſen ſie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Muth,
Und nicht erhitz' ich meine Sohlen,
Um das Verſäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Beſtanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umſchlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geſchwungen.

Drei Wünſche blieben mir verſagt,
Doch ſey's mit keinem Hauch beklagt:
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' ſie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir's Bett verdorben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüthen längst verweht,
Der Sommer reift die Früchte schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und rufest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Ueberraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuths düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre,
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem gränzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Oceane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane.

Sind die Wächter wie das Märchen,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Traum des Glücks
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hoffen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Doch die tiefsten Gräber lüften,
Und ein himmlisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rufen
Menschenwillens heil'ge Sphären,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenschaaren. —

Dunkles Wogen, helles Rieseln:
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Sich bewußt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muſchelkiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keine künſtl'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiſer! dem Naturgeiſt
Abgelauſchte Lieder ſind es,
Die er flüſtert in das erſte
Träumen eines ſchönen Kindes;

Die er ſpielt auf Mondſtrahlſaiten,
Ob dem Abgrund ausgeſpannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Kryſtallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Roſe läßt die Knoſpe ſpringen,
Kranich aus des Herbſtes Wehmuth
Lüftet ſeine Wanderſchwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber
Iſt das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich ſind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im ſchönen Frevel
Ueberſtürmte alle Schranken,
Dann — der tragiſch Ueberwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend ſtarrt er in den Boden,
Sein Verhängniß will Genüge:
Fallen muß er, ſtummes Leiden
Zuckt um ſeine edlen Züge. —

Horch! im Zwieſpalt dieſer Töne
Klingt der Zeiten Wetterſcheide,
Jetzo rauſchen ſie Verſöhnung
Nach der Menſchheit Kampf und Leide.

In der Symphonieen Rauſchen,
Heiligen Gewittergüſſen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Chriſti blut'ge Stirne küſſen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme ſchließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben.

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dieß heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen,
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermuth trunken,
Und in den Wiederhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!“ nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durch's Haar dem todten Kinde.

Die Röslein all' zerpflücken
Und zu die Aeuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Weib' im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufflöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meereswellen
Aufthürmen und zerschellen,
Im Sturm die Möwen zagen,
Erhebt das Lied sein Klagen.

O Möwenſchrei und Schwanken!
O menſchliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch ſind die Stimmen alle
Nur abgeſtorbne Halle,
Ein ahnendes Beſinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei ſeinem vollen Klange
Ach, würde uns zu bange,
Wir ſänken ſchmerzlich träumend,
Das Erdenwerk verſäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
Und ſang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgeſungen
Das Lied, und iſt zerſprungen.

Die Drei.

Drei Reiter, nach verlorner Schlacht,
Wie reiten ſie ſo ſacht, ſo ſacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es frißt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und ſpült hinunter Staub und Schaum.

Die Roſſe ſchreiten ſanft und weich,
Sonſt ſtöß' das Blut zu raſch, zu reich.

Die Reiter reiten nicht geſellt,
Und einer ſich am andern hält.

Sie ſehn ſich traurig in's Geſicht,
Und einer um den andern ſpricht:

„Mir blüht daheim die ſchönſte Maid,
Drum thut mein früher Tod mir leid."

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
Und ſterben muß ich hier ſo bald!"

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonſt nichts, doch ſchwer mir's Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie theilen kreiſchend unter ſich:
„Den ſpeiſeſt du, den du, den ich."

Welke Rose.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinn'rung; bald zerstiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jeruſalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einſt wallte Jeſus Chriſtus,
Und die Lippen ſenkt er küſſend
Auf den Grund, der Ihn getragen.
Alles Erdenleids geneſen
Fühlt ſich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde ſeiner Sünden
Sind die Laſten ſeiner Sorgen
Hinter ihm in's Meer verſunken.

Anders rauſchen hier die Waſſer,
Anders wehen ihm die Lüfte,
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge ſeines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche
Säuſeln durch das Laub der Bäume,

Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet,
Und am Kreuz für uns gestorben:
Gleich als rauschten holde Mähren
Sein Gedächtniß durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend,
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüthe hin zu Blüthe
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein ſtrenger Richter und Hinrichter,
Vieler ſüßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippſchaft weinen,
Mußt du einmal in dir ſelbſt erſcheinen,
Wenn du noch gewinnen willſt den Frieden,
Eh der Tod den ſeinen dir beſchieden.
Als Gedanke iſt der Geiſt das Licht,
Wärme iſt im Herzen er als Liebe!
Was nicht ſein, verfalle dem Gericht,
Luſt und Schmerz — es ſterbe und zerſtiebe!

Die Nonne und die Roſe.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterſcheine,
Brauſend jagten ſchon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Roſe dort am Aſte,
Schöne Nonne, ſahſt du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Roſe zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnitteſt du ſie ſchnell vom Strauche,
Eh der Sturm ſie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Roſen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geſchirre.

Theilte ſie nicht, ſchnell verglühend,
Lieber ſolche Frühlingsloose?
Schöne Nonne, ſtill verblühend,
O wie gleichſt du dieſer Roſe!

Das Kind geboren, die Mutter todt.

Die ſchöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigſtem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als ſie weihend will den Segen ſprechen
In ihres Herzens heißem Ueberwallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferſchale brechen.

Die Albigenſer.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudenſaale
Durch's Tanzgewühl, durch die Geſtaltenflucht
Den Liebesblick zu finden, den ſie ſucht,
Und weidet ſich an ſeinem ſüßen Strahle.
Mein Auge ſieht auf wüſten Degenklingen
Die Feuer ſprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeſchwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunſch.

Wenn Worte dir vom Roſenmunde wehen,
Biſt du ſo ſchön! — geſenkten Angeſichts
Und ſtill, biſt du ſo ſchön! — was ſoll ich flehen:
O rede mir!? o ſage nichts!?

Drum laß mich zwiſchen beiden Himmeln ſchwanken,
Halb ſchweigend, ſprechend halb, beglücke mich
Und flüſtre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das ſüße Wort: „ich liebe dich!“

Die Bauern am Tiſſaſtrande.

Thörichte Freunde des todten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleiſen,
Tanzend nach verklungenen Weiſen,
Möge dies Mährlein euch unterhalten!

Warme, lebendige Lüfte wallen
Ueber dem ſchönen Magyarenlande,
In den Gebüſchen die Nachtigallen
Singen entzückt am Tiſſaſtrande.
Fiſchlein, ſpringend mit ſtillem Ergetzen,
Holen vom Lenz ſich flüchtigen Kuß,
Fürchten ſich nicht vor den ſilbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brauſend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,

Weil es nicht ſingen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt ſo laut,
Liebestönen, ſchmachtend gezogen,
Lauſcht des Sproſſers glückſelige Braut.

Rüſtig rudern dort über die Wellen
Luſtige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Geſellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen an's Land und eilen zur Schenke:
Weil ſo laut das heiſchende Rufen,
Springen die Wirthe ſchon mit dem Getränke
Ueber die finſteren Kellerſtufen.

Um den Eichtiſch ſitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abſchnitt gereicht, in der Runde
Geht das köſtliche Weizenbrod,
Und ſie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelroth:
Wiſchen ſich trocken und ſchieben zur Seite,
Daß er den Speiſen den Weg nicht beſtreite,
Schnurrbarts buſchigten halben Kranz:
Braten und Schinken, warme und kühle,

Blauern geſchwind in die knöcherne Mühle:
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals ſpringen
Ueber die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen ſo helle,
Schmetternd ſchreit Clarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im ſchroffen Wechſel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und ſicher
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, ſie klettern, ſie tanzen,
Wildverſchlungen wie Urwaldpflanzen,
Wüthinfahrend wie ſchwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält ſie zuſammen.

Kräftige Burſche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie ſüße Pokale:
Drehen ſie ſchnell im wechſelnden Kreiſe

Nach der Muſik beſchleunigter Weiſe,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Roſenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die geſtampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten ſind aufgeſprungen,
Als die beliebte „Werbung“ erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergeſſne Ahnengeſänge.
Was, längſt Aſche, ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei dieſen Tönen;
Von den Todten klingt in den Lüften
Freudenvermächtniß den ſpäten Söhnen.
Wie gebannt von den Geiſtern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;
Und der Zigeuner muß ausdauern,
Darf nicht wechſeln noch innehalten.
Alſo tanzen ſie Stund' auf Stunde,
Immer zur alten beliebten Weiſe,
Bis die Zigeuner, müd zum Grunde,
Heimlich ſich winken und — ſpielen leiſe.
Doch die Berauſchten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.

Leiſer und leiſer, bis zur Erſterbung,
Hallt und verhallt die luſtige Werbung:
Baß und Alöte, Cimbal und Geigen
Haben ſich ſtille hinaus verſteren,
Doch der Muſik und des Weines Theren
Hören ſie immer noch, ſpringen den Reigen:
Springen ihn, bis der Sonnenſchein
Strahlend bricht durch die Fenſter herein
Und der Wirth rings „guten Tag!“
Wünſcht mit kräftigem Schulterſchlag. —
Weithin das lachende Mädchlein fliegt
Von den Theren, die immer noch ſpringen,
Während ſchon längſt, erſchöpft und verſiegt,
Ihre Muſik war heimgegangen.

Waldlieder.

Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Räthsel modert,
Und auf in Grabesblumen lodert;
Es blühte die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch tröstender Gebärde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel traurig, sang seine Lieder.

Doch kaum daß sie geklungen hatten,
Flog schon zum Wald zurück der Wilde;
Ich sang, wie er, ein Lied dem Bilde,
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir an's Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinſterniſſen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband geriſſen.

II.

Die Vögel fliehn geſchwind
Zum Neſt im Wetterhauche,
Doch ſchleudert ſie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Haſt
Iſt in's Gebüſch verkrochen:
Manch grünend friſcher Aſt
Stürzt nieder, ſturmgebrochen.

Das Heer der Wolken ſchweift
Mit rothen Blitzesfahnen,
Aufſpielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, ſonſt ſo mild
Iſt außer ſich gerathen,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüſtend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgeſtein
Der Himmel ſich zerſchmettern.

Der Regen brauſt: nun ſchwand
Das Thal in ſeiner Dichte:
Verſchwilt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Iſt Heiterkeit und Stille:
Mir möchet in ſolcher Stund'
Und härtet ſich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Sauſe
Die Gewitterlüfte ſtreichen;
Tropfen ſinken, ſchwere, große,
Auf die Blätter dieſer Eichen.

Ja ein banges Herzenklopfen
Mahnt mich dieſer Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen ſanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlaſten unaufhaltſam,
Stürzen ihm die großen, ſchweren
Tropfen plötzlich und gewaltſam.

War die Thräne noch zu faſſen,
Kam ſie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will ſie nicht laſſen,
Will ſie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen:
Und ich werde, bis ich ſterbe,
Sehen viele Thränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schooß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet, wie ein Träumen,
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.

Im Herzen wird es helle,
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Thautropfen auf den Spitzen
Der dunklen Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach Ihm Begehren.

Sie ſchweigt, in Sehnſucht lauſchend.
Dann plötzlich, freudig rauſchend,
Scheint ſelig ſie zu ſpüren,
Daß er ſie heim wird führen.

All ihre Pulſe beben,
In ihm, für ihn zu leben,
Von ihm dahinzuſinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauſcht und rauſcht die Seele,
Daß Gott ſich ihr vermähle,
Fühlt ſchon den Odem wehen,
In dem ſie wird vergehen.

V.

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn;
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterluft,
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt

Tauſendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel ſchwellen.

Flattern läßt ſein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es ſprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu ſalben:
Die Natur, die offenbare,
Traulich ſich mit ihm verſchwiſternd,
Tränkt ſein Herz, wenn Blitze kniſternd
Küſſen ſeine ſchwarzen Haare. — —

Das Gewitter iſt vollbracht,
Stille ward die Nacht:
Heiter in die tiefſten Gründe
Iſt der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh verſtünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die ſchwankſten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, ſtille ſteht.

Still die Götter zu beſchleichen
Und die ewigen Geſetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einſam ſinnend,
Zwiſchen ihre Zweige ſpinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den Andern ſchweigen,
Jenſeits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauſcht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen,
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm an's Ohr ein Zauberhorn.
Rieſeln hört er, ſpringend ſchäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel ſchlummern auf den Aeſten
Nach des Tages Liebesfeſten,
Doch ihr Schlaf iſt auch beglückt;
Lauſchend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Bruſtgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieder.

Klingend ſtrömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinſten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauſchen eingeſtellt,
Die Vögel ſitzen und träumen,
Am Aſte traut geſellt.

Die ferne, ſchmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüſtern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leiſen Erinnerungen,
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorüberſterbe,
Iſt alt und allbekannt:
Doch dieſe Wehmuth, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die ſonnenmüden Blätter,
Alles ſchweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüthe mit mattem Eifer:
Sie auch ließ vom ſommerlichen Getöne,
Eingeſchlafen vielleicht im Schooß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauſchte die muntre Quelle:
Still verſiegend, iſt in die Luft zergangen
All ihr friſches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einſt ein Quell floß:
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauſchen,
Ich vermiſſe den Bach, wie liebe Grüße,
Die ſonſt fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles ſtill, einſchläfernd, des dichten Mooſes
Sanft nachgiebige Schwellung iſt ſo ruhlich:
Möge hier mich holder Schlummer beſchleichen,
Mir die Schlüſſel zu meinen Schätzen ſtehlen,
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergeſſend,

Sich in ihre Tiefen hinein erinn're.
Preiſen will ich den Schlummer, bis er leiſe
Naht in dieſem Dunkel und mir das Aug' ſchließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Raſch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wunderthätiger Freund, Erlöſer des Herzens!
Rings umſtellt und bewacht am hellen Tage
Iſt das Herz in der Bruſt und unzugänglich
Für die leiſeren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Lictoren,
Schreckend und verſcheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauſcht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Geſang der Urwelt, Sehnſucht weckend,
Daß ich ſüß erſchüttert erwacht' in Thränen,

Und noch lange hörte den Ruf der Heimath:
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodiſcher Freund, woher die Flöte?
Iſt ſie ein Aſt des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

VIII.

Abend iſt's, die Wipfel wallen,
Zitternd ſchon im Purpurſcheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe ſchallen.

Koſend ſchlüpfen durch die Aeſte
Muntre Vöglein, andre ſingen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe iſt das Beſte.

Wo die friſchen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beſchließen.

Wie in's dunkle Dickicht ſchweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich ſcheiden aus dem Leben:

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe ſinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeſchmachtet,

Wie vor Nacht zur Flut ſich neigen
Dort des Waldes durſt'ge Sänger:
Gern dann ſchlief' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Rings ein Verſtummen, ein Entfärben:
Wie ſanft den Wald die Lüfte ſtreicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuſchmeicheln:
Ich liebe dieſes milde Sterben.

Von hinnen geht die ſtille Reiſe,
Die Zeit der Liebe iſt verklungen,
Die Vögel haben ausgeſungen,
Und dürre Blätter ſinken leiſe.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Neſter, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen ſtets, die müden.

In dieſes Waldes leiſem Rauſchen
Iſt mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichſtill vergnügtes Tauſchen.

Größere

lyrisch-epische Dichtungen.

Clara Hebert.

Ein Romanfragment.

Elsterau.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im [illegible]
Durch die schönen, [illegible],
Wonnigen [illegible]thale!

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßer Labung reicht die Quelle,
Kühler [illegible] hier die Schatten.

Voller tönt der Tausend Stimmen,
Und die Sterne blinken heller;
Milder [illegible] die Frucht und reifer,
Und die Liebe glühet schneller.

Unbefangen und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es sagen in die Herzen
Tiefer ihre [illegible] die Thränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich beſinge,
Kann er nicht dem Schauder wehren,
Daß er ihm das Herz durchdringe.

Am Geſtade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine ſtillen Häuſer trauern.

Grauſenhafte Felſenſchlünde
Sieht der Wandrer dicht daneben,
Selten auf granitnem Blocke
Einen Strauch im Winde beben.

In dem nächtlichen Reviere
Scheint der Tod ſich zu ergehen,
Und den Leben nachzuſinnen,
Die ſein Odem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauſet in die Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe riefe.

Furchtſam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Ciſteron geſchmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
Und in längſt verblichnem Glanze
Herrſchten hier von ihrem Schloſſe
Einſt die Grafen der Provence.

Wie ſo traurig hier dem Wandrer
Die verfallnen Thürme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muß am Ende ſinken!

An den Thürmen ſteil und plötzlich
Hebt ſich eine Felſenmaſſe,
Eine Herberg' für die Wolken,
Auszuruhn auf ihrer Straße.

Und zuhöchſt am Felſenhaupte
Steht ein Häuschen, einſam, wüſte,
Wo der Heide mit dem Opfer
Seine Götter einſt begrüßte.

Doch in unſern ſchlimmen Tagen
Ward der Tempel zum Gefängniß,
Wo die Tyrannei ihr Opfer
Quält in heimlicher Bedrängniß.

Ludewig, du böſer König!
Richelieu, du arger Prieſter!
Wagt der König nicht den Frevel,
Schon vollbringt ihn der Miniſter.

Zu beklagen iſt die Menſchheit,
Will ein Prieſter ihr gebieten;
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüthen.

Der nächtliche Gang.

Tiefe Nacht: — der ſtille Vollmond
Hebt ſich jenſeits von den Auen,
Und die Wellen der Durance
Sind ein Silberſtrom zu ſchauen.

Flüchtig eilen ſie vorüber
An den mondbeglänzten Riffen,
Und von räthſelhafter Wehmuth
Fühlt der Wandrer ſich ergriffen:

Denn er hört im ruheloſen,
Immergleichen Wellenſchlage
Ewig an die Sterne tönen
Seines Herzens bange Frage:

Ein Verrauſchen, ein Verſchwinden
Alles Leben! — doch von wannen?
Doch wohin? — die Sterne ſchweigen,
Und die Welle rauſcht von dannen.

Cistercen, das Städtchen, schlummert,
Nur im Schlosse lassen Worte
Trumpf und eilig sich vernehmen,
Und es dröhnt die Eisenpforte.

Männer steigen still und langsam
Dort hinauf zum Felsenhause:
Waffenknechte sind es, führen
Den Gefangnen in die Klause.

Johann Kasimir von Polen!
Heiß durchrollt von Königsblute,
Edler Sproß vom Stamme Wasa,
Ach, wie mag dir seyn zu Muthe!

Heldenjüngling, der du kämpftest
Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
In verrätherischer Fremde
Mußt du als Gefangner schmachten!

Spricht man so im freien Frankreich
Hohn des Gastes heil'gem Rechte,
Daß den freundgesinnten Fürsten
Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
Glänzen ihre Meergewehre:
Aber nicht des Polarfürsten
Steif und schnell verwischte Fährte.

Auf dem steilen Felsenriffe,
Eingehauen dem Granite,
Heben sich in schwerer Wandrung
Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im schwanken Mondlicht
Da den Pfad hinaufzuwallen,
Bebend sieht er seinen Schatten
In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes stehen,
Und er hört im Niederlauschen
Immer leiser dort die Schluchten,
Leiser die Torrente rauschen.

Horch! ein Lüftchen aus den Auen,
Wo die Nachtigallen singen,
Kommt dem Armen nachgeflogen,
Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüftchen,
Wie ein Kind, das frohbehende
Einem Bettler, wenn er scheidet,
Nacheilt mit der milden Spende.

Und sie klimmen immer höher,
Nur noch ihre Tritte schallen:
Still ist nun der Wasser Rauschen,
Still das Lied der Nachtigallen.

Todesruhe deckt die Höhen,
Die verlassnen Felsenklippen;
Kein Gesträuch und keine Blume
Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der ſelige Abend.

Schnell verſammelt um die Felſen
Haben Wolken ſich und Winde,
Um den neuen Gaſt zu grüßen,
Seines Kummers Spielgeſinde.

Ausgeloſchen iſt das Mondlicht
Und der Sterne helles Flimmern,
Durch die enge Fenſterſpalte
Hört der Gaſt die Lüfte wimmern.

Traurig ſinnend blickt Johannes
In die dunkle Ferne nieder,
Und es flattern ſeine Locken
Windgeſchaukelt hin und wieder;

Flattern um die blaſſe Stirne,
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel,
Ueber den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines seligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die sturmerprobte
Genuesische Galeere,
Lustig flogen ihre Wimpeln,
Und der Tag versank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe;
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter,
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieblich war der Lüfte Säuseln
Nach dem rauhen Sturmestosen:
Auf der Meeresruhe schwebten
Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Strande, schmuck und wirthlich,
Winkt der Gasthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem schönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit gepriesen
Rings im Lande ob der Blüthe
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzens Wundergüte.

Laut mit ungestümer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heischt er nach dem Becher,
Doch sein Muth wird stiller immer.

Ihm kredenzt der Wirthin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher stehen,
Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwunden,
Trinkt er aus mit raschem Zuge;
Daß sie noch einmal ihn fülle,
Klopft er sachte mit dem Kruge.

Seine Seele ward ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entschlagen
Dieses ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirthin rauschend,
Ihre Tochter still beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
Steht sie, harrend der Befehle,
Kaum zu ihm hinaufzublicken
Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernſt und ſüße Schwermuth
Sprechen ſeine ſchönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Hell des Muthes hohe Flüge.

Froh erſchrecken ihre Blicke,
Und ſie können nicht verweilen,
Müſſen mit dem ſchönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Ueberwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Alſo wandeln ſie noch lange
Mit verſchwiegenem Gefühle;
Gaſtlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten ſie verrathen,
Was die beiden ſich verſchweigen.

Freudig grüßen ſchon die Sterne
Sie auf ihrem ſchönſten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und ſie flüſtern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß ſie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sey und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Buſen plötzlich
Iſt der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüthen
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Blumengruß.

Jener Abend war entſchwunden:
Doch mit jedem Morgenlichte
Fand Johannes im Gefängniß
Friſche Blumen, ſüße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen,
Die er ſah auf ſeinen Wegen?
Hauchten dieſe Blumen nie noch
Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich Jemand
Abgeſchmeichelt jeder Stelle
Eine freundlichere Miene,
Heitert ſich die Kerkerzelle.

Dieſes ewig wache Sorgen,
Ob ein Geiſt es heimlich übe,
Allgewärtig, ungeſehen,
Kann es Jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
Die getreu dir auch im Leide,
Ist noch eine treue Seele
Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
Deinem Blick verborgen halten,
In die Pflicht des Pagen hüllen
Ihrer Liebe stilles Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
Gelbe, angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Kaum erwacht der Tag im Osten,
Und der Schwalben frühes Rufen,
Eilt auch schon das gute Klärchen
Nieder die granitnen Stufen.

Ueber Felsen, Thal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile,
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
In den Beeten ist zu finden,
Pflücket sie mit klugem Finger,
Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
Nach den Bäumen in der Runde:
Sinnend hält sie manchmal inne,
Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde,
Und das mitleidvolle Bangen
Um den Theuren mengen ihre
Thränen auf des Mädchens Wangen. —

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
Der ihn ließ sein Klärchen schauen,
Der ihn wandeln, frei und selig,
Ließ in heimathlichen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
Finster an den Kerkerwänden,
Doch sie werden plötzlich heiter,
Treffen sie die Morgenspenden.

Still und ſchüchtern in der Ferne
Steht der Page, will's kaum wagen,
Daß ſie nicht Verräther würden,
Seine Augen aufzuſchlagen.

Klara ſieht es freudebebend,
Wie der Liebe ſtumme Gaben
Ihm das Angeſicht erheitern
Und die kranke Seele laben.

Die Gewitternacht.

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde, treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Troſtes
Mildberedtes Wort geendet,
Und des Prinzen düſtre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Leiſe lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfangen. —

Draußen ſind die Waffenknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelfalle. —

Weiche Provençalenlieder
Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Runde
Schwanlust, wie verirrte Seelen.

Doch den Einen von den Wachen
Seine Kameraden schelten,
Denn er schweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch seinen Becher selten.

Klärchens Vetter, Heinrich ist es,
Den des Mädchens Zieh'n bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Frevetalwacht ist gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenstergitter,
Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;

Und die freien Wetterweisen
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre, behutsame Gesichter
In den Kerker auf die Beiden.

Brauſend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu ſuchen, irrt er
Durch die Felſen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und ſchon iſt die Nacht vollkommen;
Wie von einer finſtern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Ringsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeſchoſſnen Strahlen.

Immer lauter ſchreit der Donner
Durch die grauſen Finſterniſſe;
Aus zerbrochnen Wolken ſtürzen
Rauſchend ſich die Regengüſſe.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entſetzen:
An den Felſen ſcheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die, umrafft von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen,
Zum Gefängniß aufzuklettern?

Richelieu's geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Thaten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Knechte kühnster,
Dem er alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.

Rastend halten sie jetzt inne
Auf bequemer Felsenfläche,
Daß des Gräuels nahen Ausgang
Noch das finstre Paar bespreche.

Wildfrohlockend ruft der Hauptmann:
„Heute muß das Werk vollbracht seyn,
Und zur Freude des Ministers
Dieß des Polen letzte Nacht seyn!

Reich an Hasse ist der Priester,
Dessen mag manch Grub ihn loben;
Doch des Hasses herbste Fülle
Kocht sein Herz für den da oben.

Denn der hat sich kühn vermessen,
Einst in hoher Fürsten Kreise
Dem Gefürchteten zu nahen
Auf verächtlich kalte Weise.

Und er wäre längst verblichen;
Doch der König selbst, der schwache,
Hat Gewalt verboten, fürchtend
Oesterreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigner Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Daß doch unsrer That Geheimniß
Kein Verrätherohr belausche,
Liegt der Wache ganze Rotte
Eingewiegt im tiefsten Rausche.

Hastig schleudern in den Kerker
Wir die lohen Schwefelbrände,
Daß der Fürst im schweren Qualme
Sein erlauchtes Leben ende!

Und sein guter, treuer Landesmann,
Der da schläft an seiner Seiten,
Wird den Herrn wohl mit Vergnügen
In die andre Welt begleiten.

Lustig vorwärts, Kameraden!
Vorwärts, Brüder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Sey die Mordthat unsrer Hände;
Und der wüthet heut so schrecklich,
Daß er's selber glaubt am Ende!"

Hastig schritten sie nun aufwärts,
Kommen zu dem Rosenthurme;
Doch es ging von dem Gespräche
Nicht ein Wörtchen auch verloren.

Denn des Prinzen treuer Page,
Dem ein Unheil mochte ahnen,
Folgte ihnen Schritt für Schritte
Nach auf ihren schlimmen Bahnen.

Leider kam sie nun gegangen
In das Haus, die Schwefelbande
Und dem Teufel still zu helfen,
Und entgingen sie behende.

Röschen weckt vom Bette schleunig,
Der in leichtem Schlummer ruhte,
Hält die Hand ihm, daß er schweige,
Fest auf den Mund gedrücket.

Chamouni ist schnell und leise
Schon zum Fenster aufgeklommen,
Hat nun aus der Hand des Knechtes
Schon den Brand heraufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Page vor, entſchloſſen:
In den bodenloſen Abgrund
Stürzt der Böſewicht erſchoſſen.

Wüthend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Pagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Taumelt er hinab die Berge.

Der alte Marko.

„Klara lebst du?“ ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen:
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie, sturmgebrochen.

Stumm, mit trostberaubter Miene,
Steht des Fürsten Arzt daneben,
Ohne Rast mit Blick und Händen
Spürend nach dem theuren Leben.

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todesschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Lose sind die wirren Haare,
Blutig sind die zarten Hände,
Die im Sturme sich geklammert
An die rauhen Felsenwände.

In die weiche Bruſt gedrungen
Iſt der Dolch des Mordgeſellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raſchen Wellen.

Und ein ſtilles, ſtarres Lächeln
Ruht ſo hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle ſie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen,
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die ſüße Sehnſucht,
Hinzuſterben für die Liebe;

Hinzuſchütten alles Leben
Mit dem einen ſüßen Worte:
„Dir!“ — wie ſtürzt das Blut ſo freudig
Durch die aufgeriſſne Pforte! —

Doch der alte, treue Marko
Waltet ohne Raſt noch immer;
Sieht vielleicht ſein ſcharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der ferufte Süden,
Die der höchſte Nord geboren,
Seiner Kunſt geheimſte Kräfte
Werden jetzt von ihm beſchworen.

Wonnebebend und verzweifelnd,
Reicht Johannes ihr die Labe:
Seine Seele zittert zwiſchen
Klara's Lieb' und ihrem Grabe.

Endlich hebt ſich ihre Wimper:
O du Seligſter von allen!
Freudeſchluchzend zum Gebete
Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte, treue Marke
Blickt empor zu Gott und betet:
„Meine Kunſt iſt deine Gnade,
Die vom Tode ſie gerettet!“

Klara hebt die matten Augen
Auf zu dem in Freudezähren,
Dem zu Liebe bald auf immer
Sie geſchloſſen bleiben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
Das vom Tode war befangen:
Ein jungfräulicher Erröthen
Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Botſchaft.

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
Trägt ein Häuflein Bauersleute,
Was der Herbſt mit vollen Händen
Ihm auf Flur und Garten ſtreute.

Neben ſchwer beladnem Wagen
Läßt der Mann die Geißel knallen;
In der Bäurin ſeinem Korbe
Wird das ſchmucke Obſt gefallen.

Mit Geſchichten, frohen Poſſen,
Und zum wirrer mit Geſängen,
Suchen ſie ſich wegzukürzen
Ueber ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdegetrappel,
Und ſie ſehen, und ſie ſchweigen,
Und neugierig nach den Reitern
Aug' und Ohr ſie rückwärts neigen.

In noch nie geſehner Eile,
Brauſend gleich empörten Wogen,
In noch nie geſehnen Trachten
Kommt die Schaar herangeflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
Rufen die erſtaunten Bauern;
Doch mit Staub die Roſſeshufe
Ihnen ſchnell den Mund vermauern. —

Es iſt Chriſtoph Gouſiewski,
Von Smolensk der Wojewode,
Der mit ſeinen Reitgefährten
Manches Roß gejagt zu Tode.

Nimmer länger ſoll Johannes
Schmachten in den Kerkermauern;
Wladyslaw, ſein treuer Bruder,
Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladyslaw, der Polenkönig,
König auch im Schwedenlande,
Iſt empört in tiefſter Seele
Ueber Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Ist ein Blitz in sie gefahren,
Der sie nun fortreißt geschwinde,
Unaufhaltsam nach dem Orte,
Wo er, freigelassen, zünde. —

In dem Schlosse zu Saint-Germain
Schnauben schon die müden Renner;
Vor den argbetroffnen König
Treten die sarmat'schen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen,
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gousiewski so zu reden:
„Wladyslaw hat uns gesendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch diese Stunde
Seinen Bruder freigesprochen,
Soll an Euch und Eurem Lande
Blutig seyn die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchspähte,
Euch an Spanien zu verrathen,
Ist nur eine schnöde Lüge
Eures tückischen Prälaten;

Eine Lüge, ausgebrütet
Von der Kirche grimmstem Geier;
Denn in Eurer faulen Krone
Nistet dieses Ungeheuer!

Oestreich, Spanien und Italien
Werden sich an Polen halten,
Eure Macht und Johanns Kerker
Schnell mit einem Hiebe spalten!"

Zornesbleich und furchtergriffen,
Tiefbeschämet, starrt zur Erde
König Ludwig, und gebietet,
Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr.

Zu Paris am Königsschlosse,
Das der Prinz nunmehr bezogen,
Harrt der Wagen lange Reihe,
Drängen sich des Volkes Wogen.

Auf der kunstgeschmückten Treppe
Stehn die königlichen Garden,
Dem Andrang des Volkes wehrend
Mit dem Stoß der Hellebarden.

Johann Kasimir, gebleichet
Von des Kummers langem Drucke,
Stieg herab, seit lange wieder
Heut im vollen Fürstenschmucke.

Auf dem Haupt die sammtne Mütze;
Um den Busch des Reihers brannten,
In vielfache Schnur gewunden,
Große helle Diamanten.

An dem ſammtnen Oberkleide
Weite Aermel niederhangen,
Drauf das goldne Fell des Widders
Und die Demantkette prangen.

Der koſtbare Perſergürtel
Trägt des Säbels Eiſenbogen
Mit rubinbeſetztem Griffe,
Den der Jüngling oft gezogen.

Ihn umrauſchen die Begleiter:
Sully, Angouleme, nebſt andern,
Sagen ihm viel ſüße Worte,
Wünſchen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
Muß auf jeder Stufe ſtocken,
Unaufhaltſam ſtrömt das Volk zu,
Mit gutmüthigem Froblocken.

In der Treppe tiefſter Ecke,
Hinter des Hatſchieren Rücken,
Hat ein Mädchen ſich geſchmieget,
Auf den Zug hervorzublicken.

Eingebettet in die Stelle
Hat ſie ſich mit bangem Flehen,
Daß ſie dürfe nur noch einmal
Unbemerkt den Prinzen ſehen.

Alſo hat in ſcheuer Demuth
Klara Hebert ſich verborgen;
Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
Für den Theuren mehr zu ſorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
Ihres Herzens lautes Pochen,
Und wie manche heiße Thräne
Aus den Augen ihr gebrochen.

Plötzlich hält Johannes inne,
Forſchend blickt er in's Gedränge;
Doch nicht ſieht er, die er ſuchet
In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
Ihm die Seele jetzt erfaſſen:
„Klara!“ ruft er laut und ſchmerzlich,
„Willſt du mich im Glück verlaſſen?“ —

Wie ſie ſo ihn höret rufen,
Stürzt ſie hin mit lautem Weinen,
Und ohnmächtig liegt das Mädchen
Auf der Treppe Marmorſteinen.

Feſtgedrückt an ſeinen Buſen,
Hält Johannes ſie umfangen,
Mit unendlich ſüßer Wehmuth
Küßt er ihre bleichen Wangen.

Lange noch auf ihrem Antlitz
Ruht ſein ſeliges Betrachten,
Und es zittert ſeine Stimme:
„Lebewohl!“ der Auferwachten.

Zu Graf Angouleme nun ſpricht er:
„Eurem Schutz ſey ſie befohlen;
Ehret ſie, wie es der Freundin
Ziemen mag Johanns von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
Dank' ich dieſen zarten Händen;
Und daß ich zur lieben Heimath
Wieder mag die Schritte wenden!“

Raſch beſteigt er ſeinen Wagen:
Und den Prinzen ſegnet Jeder.
Jetzt verliert ſich in der Ferne
Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnsucht.

Haben wir auch schön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo sich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden:

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Lebens Mühen
Ohne Klagen wir zurücke;
Träume müssen ja verblühen.

Also waltet in dem Gasthof
Klara nach der alten Weise;
Nur ein seliges Erinnern
An den Traum umschwebt sie leise.

Mit gewohnter, holder Miene
Grüßet sie die frohen Zecher;
Doch am freundlichsten vor allen
Füllet Einem sie den Becher.

Oft auch ſah man, wie die Jungfrau
Und der Krieger lange ſprachen;
Heinrich iſt es, der geſtanden
Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
Von dem ſchönen Fürſtenjungen,
Wie dem Stolzen nie das Unglück
Einen Klagelaut erzwungen.

Eines aber hoch zu preiſen
Seine Worte nie vergaßen:
Wie der Prinz den böſen Hauptmann
Chantereine einſt angelaſſen.

Dieſer trat mit plumpem Trotze
Vor den Stillen, ſcheinbar Zahmen,
Ihm den Säbel abzufordern
Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
„Ich bin Johann, Prinz von Polen!
Lüftet ihn nach meinem Schwerte,
Mag's dein König ſelber holen!“

Feig verzagend vor dem Kühnen,
Sucht der Hauptmann seine Rotte
Zu Gewaltthat aufzustacheln
Mit Befehl und scharfem Spotte.

Ha! wie hat der Polenjüngling
Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
Ha! wie ist er auf den Hauptmann,
Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotte feiler Schergen
Taumelte zurück, erschrocken,
Wie der Sturmwind auseinander
Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei solchen Reden
Klara's Busen sich erhoben:
Süßer Klang ist's für die Jungfrau,
Hört sie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
Froh und freundlich tagesüber;
Wenn sie endlich kann allein seyn,
Ist sie Abends um so trüber.

Iſt ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen,
Werden doch in ſtiller Sehnſucht
Täglich bläſſer ihre Wangen.

Oft in heitern, ſchönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne ſcheinen,
Wandelt Klara, ſein gedenkend,
An dem Strand mit leiſem Weinen;

Horchet in die Meereswelten,
In die ſtummen, regungsloſen:
Keine fernen Ruderſchläge? —
Keine Lieder der Matroſen? —

Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen an's Geſtade,
Wandelt Klara ſtill und einſam
Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom ſtillen Meere,
Nicht vom Meere, ſturmgeſchlagen,
Harret ſie auch manche Jahre,
Wird der Theure hergetragen.

Der Ring.

Jubelnd iſt der Tag erſchienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauſchend
Nieder ſeine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen ſich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel ſchauen.

Nur die Lerchen, Freude ſingend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüſſen,
Jauchzt die Welle der Tyrance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verſchwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Ihre verrätherische Lieder
Tanzen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Kehren sie zum traulen Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Rosen, Fremdlinge seit lange,
Rechten schüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhause,
Das nun wieder wüst und einsam,
Wandeln Klara, ihre Mutter,
Und Johannes froh gemeinsam.

Stritt die rauhen, öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen:
Nur wie leichte Nebel schleichen
Dunkle Gestein Erinnerungen.

Als ſie traten in das tiefſte
Und verhängnißvolle Zimmer,
Trafen die erſtaunten Frauen
Grauſig und Kerzenſchimmer.

Und vom Prieſter, der ſie grüßet,
Hatte am Munde ſchon der Segen:
Auch der alte, treue Marke
Gilt der Jungfrau freud entgegen.

Klara trug das goldne Ringlein
Auf der ſtillen Herzensmitte,
Tief ihr ſcheidend einſt gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetiſchem Gemahnen
An das Grün der Myrtenkränzen.

Die Marionetten.

Nachdruck.

Erster Gesang.

Der Gang zum Eremiten.

Ganz stiller Zellen sah ich trotzig ragen
Aus einer Thales stillen Einsamkeiten,
Die weißen Kühe den Himmel zu entsteigen,
Denn sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
Abgründe, ihre Felsengeister, kommen
In schöner Gestalt zu ihren Füßen.
Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldesrauschen;
Kein Glöcklein erschallt vom tiefen Thale;
Nur Summen, ununterbrochen wilder Traumen.
Einsam umflammert steht der Eremit, der kahle,
Das Auge nur mit Dornen und Kreuz erhebt,
Zierde umglüht vom hellen Sonnenstrahle.
An seinem Felsen, windgeschützt, hebt
Die Wolke einer Tanne in seinem Winge,
Und den zerrissenen Mut am Boden hebt.
Dort hängt mit leisem, lautem Flügelschlage
Ein Geier seinem Felsenherde zu.
Auf grüner Trift, ermüdet vom Sonnentage.

Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indeß auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen,
Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
Hoch über Wälder, Thale, Felsenrisse
Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
Es zittert, wimmert; doch mit festrem Griffe
Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
Die scharfe Gier des Mörders schärfer schliffe. —
Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
Und wilder immer ward des Thales Grund,
Die dunkle Wiege der Melancholei.
Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
Und braust hinunter in den offnen Schlund.
Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
Das hohle Tosen in den Steinverliesen,
Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
Wie, trauernd nach verlornen Paradiesen,
Des Freundes Haupt an's Herz des Freundes fällt,
Umarmen sich die ernsten Felsenriesen.

Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen:
Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt',
Und fernher klang's von dumpfen Donnerschlägen.
Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
Des Eremiten, der mir trat entgegen.
Es wankt' um ihn ein zweifelhaftes Licht:
Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht.
Er faßt den Alten an den grauen Haaren:
Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
Bald ist er mir begraben von der Nacht,
Bald wieder glüht er auf im Wetterschein,
Als hätt' ihn hell der Windstoß angefacht.
Nun schritt er näher und gewahrte mein,
Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
In seinen Wildnissen willkommen seyn.
Und durch des Klippenthals geheimste Orte,
Durch des Gewitters wachsendes Gebrause
Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte,
Und grüßte mich in seiner öden Klause.

Zweiter Gesang.

Lorenzo.

Der Sturm verstummte, die Gewitter schwiegen,
Das volle Mondlicht hatte sich ergossen,
Beruhigend sich an das Thal zu schmiegen.
Ich saß mit meinem wirthlichen Genossen
Beim Abendmahl; da hob er seinen Wein,
Mich feierlich einladend, anzustoßen.
Ein Frauenbild, erhellt von Lampenschein,
Hing an der Wand, umhüllt von schwarzem Flor:
Drauf wies er hin und sprach: „ich denke dein!“
Und plötzlich stürzten Thränen ihm hervor.
Auf seinen Zügen lag ein tiefes Leid,
Wie er im theuren Bilde sich verlor.
Ich that auf's Wohl der Todten ihm Bescheid,
Und als ich anstieß mit dem trüben Becher,
Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
Von ihrem Ernst getröpfelt in den Becher.
Der Eremit begann mit scheuem Munde
Von einer schwarzen That und ihrem Rächer
Zu geben mir die schaudervolle Kunde.
Und wie er in's vergangne Leben schickt,

Riß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
— Du, Gott des Schmerzes, rüſte du mein Lied,
Und wappne mich auf den verwegnen Gang
Durch's ungeheuer nächtliche Gebiet.
Gib mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
Gib mir ein Herz, das lauten Wetterklang
Wie ſüße Nachtigallenlieder ſchlürfe!
Und wenn in's Thal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erſchrocken:
Dem Herzen ſey's ſchwermüthiges Behagen,
Wie Niederſäuſeln welker Blüthenflocken! —
„Graf Robert ſehnte ſich nach ſtillen Tagen.
Er hatte viel ſich durch die Welt getrieben,
Des Lebens manchen heißen Kampf geſchlagen.
Im Herbſt der Tage ſchwanden ihm die Lieben;
Da wird die Freudenflur ſo ſtill, ſo leer!
Wohl dir, iſt dann ein Kind dir noch geblieben;
Dir fallen leiſer dann und minder ſchwer
Des Alters unvermeidlich bittre Looſe,
Dir weht es milder von den Gräbern her!
Roberto klagt an manchen Hügels Mooſe,
Trübbaderut mit den räuberiſchen Jahren:

Nun hing sein Herz an seiner letzten Rose.
Geschicken von der Welt bewegten Schaaren
Hat sich sein Herz, das nur den Frieden sucht,
Des Glückes letzte Spur sich zu bewahren.
Er zog mit seinem Kind in diese Schlucht;
Maria that in ihrer Morgenblüthe
Der Einsamkeit entsagungsvolle Flucht.
An Schönheit wunderbar, an lieber Güte,
War selige Genüg' ihr stilles Leben,
Daß sie den Abend ihres Vaters hüte.
Auf jenen Felsen, die am höchsten streben,
Stand ihm sein Ahnenschloß, seit lange wüste,
Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingegeben:
Den wannen einst in krieg'rischem Gelüste
Der Ritter brausen ließ die ritt'gen Hahnen,
Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte.
Dahin von seinen sturmbewegten Bahnen
Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
Zur längst verglühten Asche seiner Ahnen.
„Dort will ich meine letzte Thräne weinen
Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
Des Kindes Lieb in's finstre Antlitz scheinen!"
So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
Als mit Marien er die alten Mauern

Bezog in diesem einsamen Gefild." —
Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
Zurück in der Erinnrung dunkle Nächte;
Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
„Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
Entsprossen, mit dem tapfern alten Grafen
Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
Hab' ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
Blieb doch seit jenem süßen Augenblick
Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.
Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
Wenn ich die Näh' der Himmlischen genoß,
Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
Was ich an Thränen einsam auch vergoß.
Ein schnelles Jahr, voll bittrer Wonn, entwich,
Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen:

Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
Das Loos hatt' einen Andern ihr erkoren,
Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
Einst saßen wir am steilen Felsenhang
Vor dem Ruinenschloß und überließen
Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
Maria's offnes Auge, tief und klar,
Sogen Seelen in den Abend auszugießen:
Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
Auf ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.
Ich aber wünscht', es möchte meine Seele
In solchem Anblick sterben und versiegen.
Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
Da stört' uns plötzlich lautes Hundeklaffen;
Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
Als wollten sie dem Wind ein Wild entraffen,
Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
Mit stolzem Wuchs, waidmännisch angethan,

Die Faust um's schlanke Feuerrohr geschlungen,
Kam rasch und kühn ein Mann den Berg heran.
Und mich erfaßt' ein sonderbar Gefühl,
Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nahn:
Die Stirne brütend und gewitterschwoll,
Die Augen zwei gefangne Blitze brennen;
Doch lag es um die Lippen ihnen so kühl,
Ein Räthsel, unerfreulich zu erkennen.
Die Blässe sprach: dies Herz hat keinen Frieden;
Unheimlich schön war die Gestalt zu nennen.
Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen;
Auf immer war die Ruh' von ihr geschieden,
Ich sah ihr wechselnd Glühen und Erblassen;
Und ich empfand in meines Herzens Grunde
Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.
Ich will vollenden dir die trübe Kunde;
Doch vor Maria's theurem Bilde nicht.
Komm, folge mir in dieser stillen Stunde!"
So sprach der Eremit und nahm ein Licht,
Und ernst verließen wir das öde Haus;
Er sah mir recht bekümmert in's Gesicht,
Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Geſang.

Antonio.

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
Fort war der Mond; aus finſtern Wolken glommen
Nur matt und ſcheu hervor die ſeltnen Sterne.
Mich aber hatte plötzlich überkommen
Die große Wehmuth der Vergangenheit.
Ich that dem Alten ſchweigend und beklommen
Durch ſeinen dunklen Garten das Geleit.
Ich dachte traurig an ſo manches Grab,
Und allen Todten war mein Herz geweiht.
Auch die Natur, die nächtlich ſtille, gab
Gedankenvoller Wehmuth ſich zu eigen;
Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
Wie weinendes Erinnern von den Zweigen.
So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.
Wir ſah'n die Wolken kommen und entfliehn,
Den Mond verhüllen bald, und wiedergeben.
Drauf wies der Alte ſinnig deutend hin,

Und endlich ſprach er: „dort am Fels erheben
Die Mauern ſich vom alten Grafenſchloß:
Dort wollen wir den Reſt der Nacht verleben!“
Und ſchneller ſchritt mein leitender Genoß
Den Bergpfad mir voran im Mondenſcheine,
Der wie verſöhnend die Ruin' umfloß.
„Hier,“ — fuhr der Alte fort — „an dieſem Steine,
Hier ſaß Maria, ich vergeſſ' es nimmer,
Die ſchöne Jungfrau noch, die himmliſch reine,
Umſpielt vom linden Weſt, vom Abendſchimmer.
Hier ſtand vor ihr der falſche Böſewicht,
Der lächelnd ſie zerbrach in kalte Trümmer.
O Maienluft! o helles Abendlicht!
Warum habt ihr das arme Kind verrathen,
Da ihr geſchmeichelt um ihr Angeſicht,
Daß ihre tiefſten Blicke auf ſich thaten,
Daß ihre Reize all', von euch betrogen,
Unſelig ſiegreich auf die Wange traten!
Wie heiß Lorenzo's Blicke ſie umflogen!
Und, ſchwelgend in der Blüthe vollem Prangen,
Den holden Reichthum trunkenhaft erwogen!
Wie zauberiſch Lorenzo's Lippen klangen!
Bald ſüß und weich die weltgeſchliffnen Worte,
Bald kühn und kräftig auf den Hörer drangen,

Wenn er leicht ein junges Herz durchbohrte!
Den Vater auch bezwang der Rede Kraft,
Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
Mir ward Roberto's Schloß zur Kerkerhaft:
Ich stieg zu Roß in selber Nacht und sprengte
Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,
Ich konnte nicht die Glut im Herzen mildern,
Die heimlich und unlöschbar mich versengte.
Lang kämpft' ich mit des Zweifels schwanken Bildern,
Bis aus der Heimath mir ein Bote kam,
Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
Wie der Verführer frech und ohne Scham
Gar bald die Eide brach, die er geschworen:
Lorenze floh; Maria starb vor Gram.
Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
An seines Kindes kalter Leich' erfroren:
Und wie sein Blick, ins todte Kind versunken,
Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt:
Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
Rastlos, wie durch den Wald der Jäger schnaubt.

Doch ſah er ſtets die blut'ge Hoffnung ſchwinden:
Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
Er konnte nicht die Spur Lorenzo's finden.
Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterſtrahl,
Prophetiſch durch der Seele Finſterniß
Die Sehnſucht nach dem fernen Felſenthal:
Und was ihn erſt in alle Fernen riß,
Nun zwang es ihn zurück in dieſe Räume,
Als wäre hier ſein Opfer ihm gewiß.
Hier träumt' er immer wilder ſeine Träume,
Die rings umher getreue Freunde hatten:
Ruinen, Gräber, finſtre Tannenbäume.
Wie auf der Wüſte, dürr und ohne Schatten,
Wenn ſie den Tag um dunkle Nacht vertauſcht,
Der Wandrer ſinkt in durſtendem Ermatten,
Einſchläft und träumt, daß ihm die Quelle rauſcht:
Vom Sand empor dann fährt der Frohbethörte,
Und in die Nacht, die dunkle, ſtille lauſcht:
So war's Robert, wenn's ihn vom Schlaf empörte,
Als ob er aus Lorenzo's Buſen noch
Die heißerſehnte Quelle rieſeln hörte.
Wenn dann das ſchwarze Traumbild ſich verkroch,
Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
Des eignen Herzens einſames Gepoch!

Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
Erweckt' er seine alten, treuen Knechte,
Und schwor mit ihnen seinen Racheschwur.
Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
Wahrheit und Traum in grausigem Geflechte.
Die Puppen mußten spielen, Zug für Zug,
Viel längstvergangne, traurige Geschichten,
Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
Doch immer war das Spiel ein Klagen, Richten:
Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
So lebte Robert manche Jahre lang;
Von allen Wandrern, die das Thal betreten,
That keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
Der Strahl, wie einst, mit röthlichem Verspäten.
Roberto saß betrübt im Abendschein,
Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
Und hüllte ins Vergangne ganz sich ein.
Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
Und wie sein starrer Blick leidhaft vor sich
Das Bild Lorenzo's in die Dämm'rung baute:

Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
Der wunderbar genau Lorenzo glich.
Es war Lorenzo's Sohn. Aus fernem Land
War er gefolgt dem dunklen Trieb, zu reisen,
Bis sich sein Pfad in diese Thäler wand,
Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,
Verführte schlangenhaft in diese Schluchten,
Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
„Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!"
So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest:
„Gelüstet dich nach meinem Kind, Verruchten?
Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
Lorenzo, hab' für dich kein Opfer mehr!
Maria ist von deinem Kuß verwest!"
Und riesenkräftig schleift er ihn einher.
Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
Beschwor die Wuth zu schneller Wiederkehr.
Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
Ist er mit ihm zu jenes Thurmes Thüre,
Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
Umsonst betheuerten Antonio's Schwüre,
Es sey Lorenzo's vorwurfsloser Sohn,
Um den er seine Eisenkette schnüre;

Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
Daß welk und grau ja längst Lorenzo sey,
Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn.
Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
Lorenzo's Züge waren mit den Zeiten
Gealtert nicht in seiner Phantasei.
Und in des Thurmes finstern Einsamkeiten,
War nun Antonio's schrecklich Loos, zu schmachten,
Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
Roberto säumte noch, ihn hinzuschlachten:
„Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
Soll dich die feste Kerkerwand umnachten.
Die Frist sey dir, Verbrecher, noch gespendet,
Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!"
Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
Da kam das Schreckensblatt von seinem Kinde:
Da brach er auf und flog mit Sturmeseile,
Daß er Antonio noch lebendig finde,
Daß er des Wahnsinns blut'gen Irrthum heile,
Und das schuldlose Opfer schnell erlöse:
We nicht, den Tod mit seinem Sohne theile.

Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
Der Jugendschuld, als er dem Schloß genaht,
Mit des Gewissens hämmerndem Getöse;
Wohl trieb er seinen Witz nach klugem Rath,
Wie er den Sohn entreiße der Gefahr,
Und selber nicht bezahle seine That.
Ihm folgte schützend eine Waffenschaar
Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
Rauh, wie der Rache thürmender Altar.
Durch Nebel taucht' empor das blutigrothe
Antlitz des Mondes am bewegten Himmel,
Der schreckensvollen Nacht ein ernster Bote.
Der Wolken trübweissagendes Gewimmel
Flog unstet über's Thal, die Winde trugen
Herüber fernen Donners dumpf Getümmel:
Als an das Grafenschloß die Wandrer schlugen,
Und bald darauf das Thor, das langentwöhnte,
Einlaß gewährend knarrt' in seinen Fugen.
Ihr scheuer Tritt im öden Burghof tönte,
Wo alles einsam, still und finster lag,
Durch's hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.
Die Waffenknechte lauschten stumm und zag;
Lorenze hört des Busens alten Wächter
Stets lauter mit erinnrungsvollem Schlag,

Und ihn ergriff, wie die gedungnen Fechter,
Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
Schnitt durch die Nacht ein höhnisches Gelächter:
Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riefen.
Scheu sah Lorenzo, dem der Muth zerbrach,
Die Nacht vom Blute seines Kindes triefen.
Und zaudernd schritten sie dem Laute nach,
Und über Treppen, dunkle Hallengänge,
Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
Hier sah'n sie das phantastische Gepränge
Der wunderlichen Marionettenbühne;
Hier lernten sie verstehn die grausen Klänge.
So eben eifert der wahnwitzig kühne
Poet, daß er auch strafe die Bethörung
An seinem Helden und das Schicksal sühne:
Und mit den Worten innigster Empörung
Empfing den Todesstreich Lorenzo's Puppe.
Jetzt fuhr der Alte auf, entzückt der Störung:
„Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
Soll wiederholet werden euch zu Ehren
Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!
Ich kenn' euch wohl und euer heiß Begehren:
Doch wollet nur indeß Geduld'n tragen,
Und lustig erst den Willkommsbecher leeren!"

Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
Der Becher, den Roberto's Knechte reichten,
Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten;
Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
Verhöhnt von Roberts tragischem Sermon,
Mit plumpem Tritt — Antonio's Leiche treten.
Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn;
Die Knechte hüllten schreiend ihr Gesicht,
Und mit Entsetzen stürzten sie davon." —
So weit des Klausners nächtlicher Bericht.
Und ich erwacht' an eines Baches Rand,
Als durch die Felsen drang das Morgenlicht,
Nachsinnend, wo der Eremit verschwand;
Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
Ob eines bösen Traumes wilder Tand? —
Und als ich aus dem Klippenthale schied,
Sah wieder ich des Lammes Wolle beben
Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
Im Hintergrund den stillen Geier schweben.

Anna.

(Nach einer altdeutschen Sage.)

1.

Anna sieht in sich versunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet, eigner Schönheit trunken,
Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, sprich,
Schönes Bild im lauen Schweben,
Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir schwört,
Daß so holder Rosenschimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
Den dies süße Lächeln bricht?
Seh' ich doch, wie auch der kleine
Zeugend mir entgegenspricht.

Tiefes Wasser, sag, erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes [illegible],
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihr [illegible] in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie [illegible] und [illegible],
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Wann hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, [illegible] bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Gedanken,
Die das Bild ihr eingehaucht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau [illegible] [illegible].

„Wenn in Thale ich immer blicke
Mich mein Bild kann auch ansehn?“
Bittet sie, selbes Eigenliebe,
Sprach' sie Mutter bedacht weise:

Kaum kommt auch ihr Bild zurückgekommen
Im angenehm Wellenschaume:
Hat das Mädchen sehr bekommen
Sich seine ungeahn wie Traume.

Hat im Thale Narcis es funden,
Hat am Ufer schmeichelt sich Nixe,
Hat sein Thalbild, freundlich winket,
Deutet ein altes Weib heraus.

Wie spricht, und meine verdrießen
„Wo sein Bild im Wasser gebadet,
Müssen seine Blumen sterben
Deiner Schönheit sagte Opfer.“

„Denn die Schönheit ihren Blumen
Ist ein Blumen leichter Raub,
Ist ein Blumen leichter Hauch,
Schöne Jungfrau, merk' es auch!“

„Wag es nur und kehre wieder
Nach dem erſten Wochenbett,
Komm und ſpiegle deine Glieder
Dann im reinlich klaren See.“

„Komm und ſchau dann mit Entſetzen
Deine Brüſte, junges Blut,
Gleich gezogenen Fiſchernetzen
Zitternd ſchwimmen in der Flut.“

„O dann frage deinen Schatten:
Wangen ſeyt ihr mein, ſo bleich?
Augen mein, ihr hohlen, matten?
Meinen wirft du in den Teich.“

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geſchwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängſt ein Kind.“

Anna ſpricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinſt,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, ſo komm' ich einſt.

II.

Vor dem Fenſter ſteht der Ritter,
Singt bei Nacht mit ſüßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zitter:
„Willſt du heißen meine Braut?“

„Hab' ein Schloß und finſtre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und noch dir ein krankes Herz!“

„Schmücke dir mit Edelſteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, ſchmücke dich mit meinen
Narben aus dem heil'gen Land.“

„Morgen wird die Sonne ſteigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll ſie meinen Wuchs dir zeigen,
Und die leuchten zum Altar.“

„Hier an dieſem Roſenſtrauche
Häng' ich dir mein Ringlein auf!"
Sang's und ſchwang ſich auf zu Roſſe,
Sprengt davon im flücht'gen Lauf. —

„Willſt du meinen Finger tauſchen,
Ringlein, mit dem Roſenreis?"
Anna nimmt's, die Hecken rauſchen,
Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
Durch den Blütenſtrauch herein
Wiegt ſich eine Blendlaterne,
Wie Johanniskäferſchein.

Freundlich nickend, bleich verdüſtert,
Steht das Mütterlein vom Tor,
Weint verſtohlen, und ſie flüſtert:
„Schöne Jungfrau, weh dir, weh!"

„Von den Roſen hier empfangen
Haſt du's Ringlein, und es droht
Bald den Roſen deiner Wangen
Dieſes Ringlein bleichen Tod."

„Folge mir!“ — Sie ſchreiten beide
Breite Strecken ſtumm und ſacht
Ueber eine öde Haide
In der ſtummen, dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl ſtille
Hält das alte Zauberweib:
„Bräutchen, iſt's dein feſter Wille,
Daß unfruchtbar ſey dein Leib?“

„Willſt?“ — „Ich will es!“ und ſie ſchleichen
Jetzt die Mühlentreppe empor,
Feiernd ſtehn die Flügelſpeichen,
Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner ſieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Ringlein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger ſtreift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
— Spricht das Mütterlein vom See —
Würdeſt Sieben du gebären
In der ſchmerzenreichen Eh.“

Durch das Ringlein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter,
Brausend fällt ein Windstoß drein:

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todtstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde,
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte,
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Haid.

Mütterlein jetzt freudig kichert,
Bringt das Ringlein ihr zurück:
„Nie ereilt dich, sei gesichert,
Jammervolles Mutterglück!"

Heim, zuvor den Morgenstunden,
Eilt nun Anna, fürcht't sich schier:
Schüchtern blickt sie um — verschwunden
Ist die Alte hinter ihr.

III.

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen
Auf der Haid' im Mondenstrahl,
Würdet ihr im Schloß nicht lärmen,
Rüsten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Kluft,
Mancher Keuler ward erſchlagen,
Vögel ſtürzten aus der Luft.

Und der Hirſch, der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgeriſſen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre ſeines Feſtes
Rief der Ritter in den Forſt:
„Lieber Wald! heraus dein Beſtes,
Schönſtes an Geweih und Borſt!"

Früh am Morgen in dem Schloſſe
Werden hundert Gäſte laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Roſſe,
Holen ſie die ſchöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeſchmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufſchreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schaar.

Kein ſo ſchönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Prieſter, wie er ſegnet,
Vor Erſtaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Prieſter angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offnen Himmel, ſchaut.

Anna freut ſich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut ſie ſich,
Ihres grünen Myrtenkranzes,
Ihrer ſelbſt herzinniglich.

Bald beginnt ein feſtlich Schmauſen,
Geigenſchall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrauſen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh'
Hört die ſchöne Braut, beklommen,
Rauſchen den bekannten See.

Trüb ihr alle Kerzen flimmern,
Und die Luft wird ihr so schwül,
Durch's Getös das leise Wimmern
Hört sie von der Haidemühl.

IV.

Sieben Jahre sind verflossen
Spurlos, wie die Flut in's Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau:
Sie empfängt die Huldigungen,
Wie die Rose ihren Thau.

Keines von den süßen Liedern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwiedern:
Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei geſchloſſnem Riegel
Iſt ſie unbelauſcht allein,
Stürzt ihr Aug' ſich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerſchein.

Gerne mag ſich Anna zieren,
Reich geſchmückt am Spiegel ſtehn:
Bis ſie fühlt geheimes Frieren,
Wenn ſie lang hineingeſehn.

Klirrt und rauſcht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener bange Laut der Haide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna iſt ſo ſchön geblieben,
Wie als Braut einſt am Altar,
Erich trauert, daß ſein Lieben
Und ſein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten ſie zum Schloſſe
Heim von einer Kindestauf';
Als ihr leuchtender Genoſſe
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
Hinter ſeinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken,
Unſtet wechſelnd hier und dort.

Als ſie heiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als ſie kommen auf die Haide,
Wo ſie einſt geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verkürzt,
Und das Bild erſchreckt den Gatten,
Ob ſein Weib vom Roß geſtürzt?

Nein, ſie ſitzt! „Gott ſey uns gnädig!“
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging' es ledig,
Keinen Schatten wirft dein Leib!“

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondenſtrahl,
Vor dem himmliſchen Vergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jetzo ſtürzt ſie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Thränengüſſen,
Flehend, was ſie einſt verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer ſonſt als Blumenduft,
Triſft der Hauch aus ihrem Munde
Jetzo ihn wie Grabesluft.

Erich ſchaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Fenſterſpalt,
Ihr friſch blühend Angeſichte,
Ihre bräutliche Geſtalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entſetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterſchlagnen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!“

„Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Noth und Jammer!
Fluchend ſtoß' ich dich hinaus!“

„Dir ſo wenig wird vergeben,
Wie aus dieſer Diele je
Friſche Roſen ſich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlaſſen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loos;
Schweigend drückt ſie nur die naſſen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüſch der Winde Sauſen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brauſen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Troſt nicht lauſchen
Zur Natur im Troſtgewand,
Zwiſchen ihnen flatternd rauſchen
Hört ſie das zerriſſne Band.

Und die Menſchen ſchaudernd kehren
Ab das Herz von Anna's Noth;
Ihre Buße nur zu nähren,
Reichen ſie das Bettelbrot.

Sieben Jahre ſind es heute,
Seit ihr Gatte ſie verſtieß,
Seit ſie, Reu' und Kummers Beute,
Klagend ſeine Burg verließ.

Heute ſind es ſieben Jahre,
Daß ſein Fluch ſie fortgeſchnellt,
Daß ſie mit gelöstem Haare
Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
Hat ihr Antlitz nie verſehrt,
Aber bis zur Todtenbleiche
Hat der Jammer es verheert.

Als ſie aufblickt von der Erde,
Naht im Strahl des Abendlichts
Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
Mitleidvollen Angeſichts.

„Anna, hebe dich vom Grunde!
Komm, du haſt genug geweint;
Des Erbarmens milde Stunde
Deinem Kummer auch erſcheint."

„Folge mir zur Waldkapelle!"
Spricht der alte Eremit,
Als des Abends letzte Helle
Von den Wipfeln ſich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
Kaum manchmal durch Baum und Strauch
Zweifelt eines Sternes Flimmer,
Stiller, kühler wird es auch.

Und ſie wandeln und ſie ſchweigen,
Finſter wird es ganz und gar,
Auf des Walds gewundnen Steigen
Leuchtet ihr ſein weißes Haar.

In des Waldes tiefſten Schauern
Kommen ſie an die Kapell:
Grabesſtill ſind ihre Mauern,
Doch erleuchtet iſt ſie hell.

Zu der traurigſten der Frauen
Spricht der Alte: „tritt hinein!
Die du drinnen wirſt erſchauen,
Bitte, daß ſie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
In die Waldkapelle tritt,
Von den öden Wänden klagend
Hallt zurück ihr ſcheuer Schritt.

Niemand hier; doch liſpelnd nennen
Ihren Namen hört ſie klar;
Sieben Kerzen ſieht ſie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuſpenden,
Hängt die Lampe ohne Schnur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umriſſe nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerriſſnes Tuch;
Keine Meſſe wird geſprochen
Aus dem unbeſchriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
Jetzt an ihr vorüberziehn,
Und mit stummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
Schritten den Gestalten naht:
„Meine ungebornen Waisen!
Ach, verzeiht ihr, was ich that?“

„Grausam frevelnd ausgestoßen
Hab' ich euer keimend Herz,
Von den Freuden ausgeschlossen,
Von dem trauten Erdenschmerz!“

Und sie nicken, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch stumm:
Und der Alte, näher schwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
Und sie klagt und weint nicht wieder:
Der Einsiedel war der Tod.

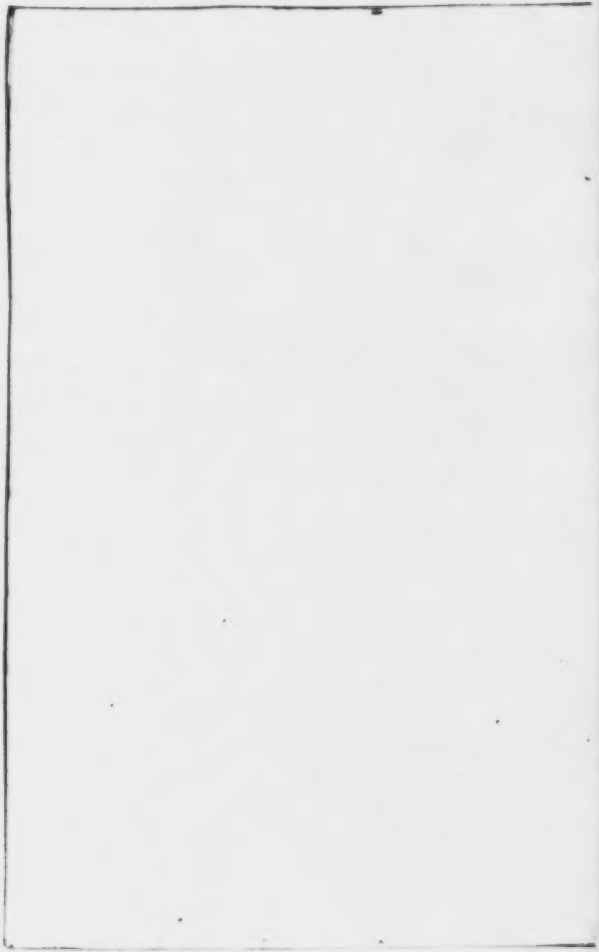
Und zur Stund' ein ſanftes Toſen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er ſieht mit friſchen Roſen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todeshager,
Grüßend ihm vorüberging,
Und ſie legt ihm auf ſein Lager
Leiſe ſeinen goldnen Ring.

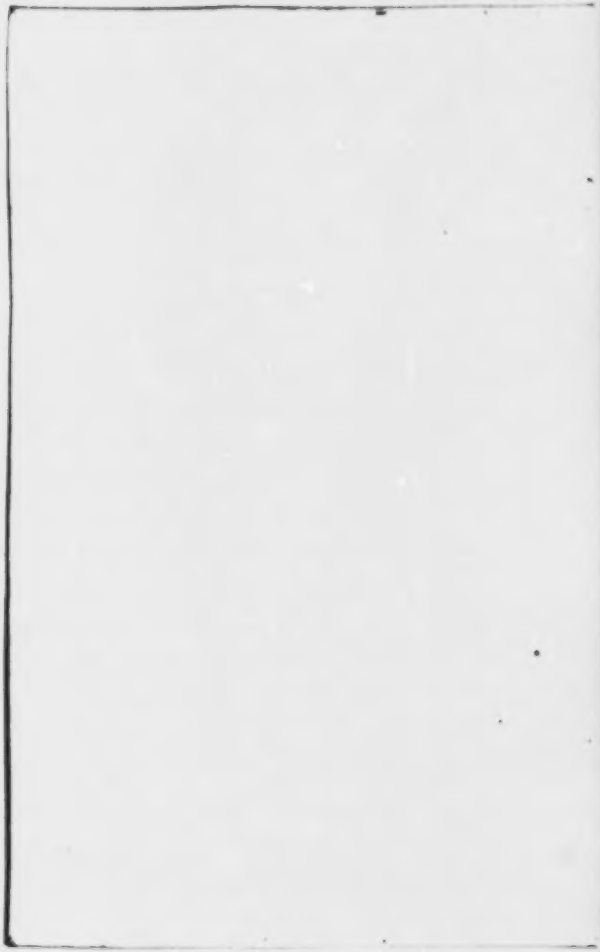
Als ſein todtes Weib dem Ritter
Sammt den Roſen wieder ſchwand,
Nimmt er die beſtaubte Zitter
Endlich einmal von der Wand.

Und er ſingt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenſter hallte
Anna einſt, der ſchönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finſtre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!"



Mischna.



Mischka an der Theiß.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog[1] klare Wellen
Mit der Tisza grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten lustig mit Gesängen
Drei Husaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Netze warf im Mondenstrahl,
Hört vergnügt die Heldenweisen
Klingen weithin durch das Thal,
Höret durch des Liedes Pausen
Hellen Schlag von Rossesthufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen.

[1] Bodrog nun Tisza (Theiß), zwei Flüsse, die bei Tokay zusammenmünden

Bald entſchwunden ſind die Lieder
Und der Waſſen heller Schein,
Und es hört der Fiſcher wieder
Rauſchen nur den Strom allein.
„Haben doch ein ſchönes Leben,
Dieſe flüchtigen Huſaren!
Zwiſchen Freuden und Gefahren
Hoch zu Roſſe hinzuſchweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu ſterben oder ſiegen
Für das Vaterland, den König!
Ach, dem Fiſcher ziehn die Tage
Mit dem dumpfen Wellenſchlage
Arm vorüber und eintönig!“
Alſo denkt in ſtillem Sinnen
Dort der Fiſcher trübgemuth,
Sieht des Stromes muntre Flut
Mondbeſtrahlt hinunter rinnen.
Wie er ſtarret in die Wellen,
Malt die Sehnſucht ihre Träume
In die ſchwanken, lichten Räume
Ihrem nächtlichen Geſellen,
Und er ſchaut im Wellentanze
Kriegsſcenen mancherlei,

Männer ziehn im Waffenglanze,
Und es rauſcht die Schlacht vorbei:
Und ihm dünkt, ob aus den Tiefen
Fernverworrene Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Heldenſchlacht und Siegsgeſänge. —
Und der Fiſcher träumt noch lange
Sich ein froh Huſarenleben,
Er vergißt das Netz zu heben
Und zu ſehn nach ſeinem Fange. —
Ferne reiten ſchon die Drei
In dem Thale von Tefany.
Sie verſtummten allgemach,
Still für ſich ein jeder zieht,
Lauſcht den Stimmen, die das Lied
Nief in ſeinem Herzen wach.
Wie ſie reiten, wie ſie ſchweigen,
In dem ſchönen Tefanthal,
Dringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen.
„Cimbalſchlag mit Geigenklängen,
Das iſt Michels, ſeine Bande!“
Ruft der eine, und ſie ſprengen
Schnell um Schenk' am Tiſchestrande.

Von den Rossen abgesprungen
Sind sie schnell, und klirrend ein
Treten die drei Reiterjungen:
„Mischka, streiche! Wirth, gib Wein!“
Manche Geige mag im schönen
Lande der Magyaren tönen,
Doch im Land die Geige Keiner
Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
Wohlgefällig trifft des Alten
Blick die hohen Mannsgestalten,
Ihre schmucken, schimmerblanken
Waffen und Hußarenputz;
Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
Federbüsche drohend schwanken.
Mischka steht von seinem Sitz,
Schwingt den Wein zum Gruß empor,
Aus den schwarzen Locken vor
Fährt ein froher Augenblitz:
„Die Hußaren sollen leben!“
Ruf der Geiger: „Krieg soll's geben!“
Rufen die drei Schwertgenossen,
Eilen mit ihm anzustoßen.
„Hab' in meinen Jugendtagen,
Denen ich nachhinke jetzt,

Auch mein Reiterſchwert gewetzt,
Eh die Kugel mich geſchlagen,
Focht in euren tapfern Schaaren;
Mancher Franzmann mußte reiſen,
Dem mein ſcharf Hußareneiſen
Zwiſchen Leib und Seel' gefahren!"
Alſo ſpricht der Miſchka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er raſch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten ſtimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und ſein Haar, ſein langes, ſchwarzes,
Wirft er ſchüttelnd in's Genick,
Drückt die Fiedel unter's Kinn,
Und ſein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Miſchka voll und langſam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,
Das vor manchen hundert Jahren
Klang verſunknen Heldenſchaaren,
Das mit ſeiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmuth,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,

Als ſie ſpeiſten ihre Rächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Chriſtenreichen. —
Schneller brauſen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungeſtümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Miſchka's Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe ſchallen.
Und des Cimbals Hämmer pochen,
Bald wie Sturm hereingebrochen,
Bald hinſäuſelnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlſtatt flüſternd gleiten,
Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen ſpielend.
Aber langſam, ernſt und trübe
In der Tiefe wühlt der Baß,
Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! wie tanzen die Huſaren,
Echte Söhne der Magyaren!

In der Freude Sturmeswogen
Unaufhaltſam fortgezogen
Von des Klanges dunkeln Mächten,
Schwingen ſich die Starken, Flinken,
Hoch die Flaſche in der Linken,
Hoch den Säbel in der Rechten.
Und den Reitern durch die Kehlen
Strömt im Tanz das ſüße Feuer,
Strömt der herrliche Tokayer,
Wie das Lied durch ihre Seelen.
Nach dem Takt der kühnen Weiſen
Klirrt der Sporen helles Eiſen,
Und im Takt des Tanzes ſingen
Laſſen ſie die Säbelklingen.
Wie ſie jetzt die Fauſt empören,
Im Gebrauch aus alten Tagen,
Und beim Schwertzuſammenſchlagen
Haß und Tod den Türken ſchwören!
Wilder ſtets Muſik erwacht;
Raſen die Zigeunerleute?
Werden ſie der Uebermacht
Ihres Liedes ſelbſt zur Beute?
Horch, wie ſcherzend, horch, wie klagend,
Und das Herz von hinnen tragend,

Miſchka's Wundergeige waltet,
Durch und durch die Seele ſpaltet.
Dieſe bangen, dieſe ſüßen,
Zauberhaften Töne müſſen
In das Land der Schatten dringen
Und die Todten wiederbringen.
Dieſes Zittern ſeiner Saiten
Iſt das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnſuchtsvoll die Geiſter ſchreiten,
Drauf der Helden Geiſter wallen,
Treu der Heimath ſüßem Drange,
Die bei dieſes Liedes Klange
In der Vorzeit ſind gefallen;
Und ſie ſchweben und ſie ſchwanken
Um die Tänzer ungeſehen,
Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.
Plötzlich ſtürzen die Huſaren
An den Strand hinaus mit Macht,
Und ſie raſen in die Nacht:
„We? wo ſind die Türkenſchaaren?“

Hauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.
Nur die Tiſſa iſt noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brauſen,
Und des Ufers Büſche ſauſen;
Friedlich ſtrahlt der Mond herunter.

Mischka an der Marosch.

I.

Von der Theiß, der klaren, fischereichen,
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Marosch barsche Wogen
Brausend durch beschäumte Klippen streichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,
Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde:
Wenig brauchend kommt und geht
Dieser fiedelnde Ascet.

Mischka's Hüttlein mit dem Halmendach
Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
Und vorüber wild und jach
Stürzt die Marosch durch die Felsen, Tannen.

Horch, wie rauſchen Miſchka's helle Saiten
Unter dieſen Halmen, die vor Zeiten
Bei dem Klang der Lerchenlieder
Auf dem Feld ſich wiegten hin und wieder.
Nicht allein an Schall und ſüßen Weiſen
Iſt dies niedre Hüttlein reich zu preiſen:
Strahlen hegt es auch in Fülle,
Wie ſie aus den ſchönſten Welten
Uns herüber, flüchtig, ſelten,
Leuchten durch die Menſchenhülle.

Miſchka's treues Liebchen ruht im Grabe;
Doch ſie ließ zur Abſchiedsgabe
Seines Glücks ihm einen theuren Reſt,
Daß ſein Herz ſich minder härme:
Wie die holde Sommerwärme
Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Miſchka geigt, und ſeine hellen Töne
Trägt hinaus der Abendwind;
Vor der Hütte ſteht die wunderſchöne
Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendroth Geküßte
Ist vom leichten West umflogen,
Und es flattert um der Brüste
Melodiegeschwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn diese schöne Brust erwacht!
Dieses Busens keusche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem sie einst entgegen schwellen
Und an's Herz im Sturm der Liebe branden!
Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
Darf den ersten Blitz der Leidenschaft
Und aus diesem Mund ein Flüstern saugen,
Süß und wonneirr und zauberhaft,
Daß der Cherub beim Gesang der Worte
Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
Bald doch, bald die Worte unter Küssen
In ein süßres Leben sterben müssen! —
Also glühen die Gedanken
Durch die Brust dem Liebeskranken:
Einsam dort am Waldessaume
Harrt und lauscht er unterm Baume,
Ob kein Rascheln aus dem Tannengrunde
Ihm ein Wild verräth, zur Abendstunde

Sachte auf den freien Anger ſchreitend,
Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er ſtellt dem Liebesglück ein Zeichen:
Wenn ich heut ein edles Wild noch ſchieße,
Werd' ich meinen heißen Wunſch erreichen,
Daß ich ſie in meine Arme ſchließe.

Sieh dort eine braune Wohlgeſtalt,
Ruhig kommt ein Hirſch dort aus dem Wald,
Daß der Jäger kann die Enden zählen:
„Sechzehn! — ſollen's ihre Jahre ſeyn?
Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
Ha! er ſtürzt, halloh! nun iſt ſie mein!"

II.

Mischka spielt zu einem Hochzeitreigen,
Lustgelächter, Sporen, Gläser, Geigen
Brausen wild im Edelhaus zusammen;
Und die Tänzer schießen durcheinander,
Um das Brautpaar, sturmgejagte Brander
Auf dem Meer der Lust in hellen Flammen.

Trauben, die des Sommers Strahl und Glut
Eingesogen in ihr Blut,
Strömen den empfangnen Himmel wieder
Den Magyaren in die Glieder.
Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
Schweben durch den Saal im raschen Tanz,
Und im Fluge heller Liebesblicke
Zünden sich die seligsten Geschicke.

Ha! Musik! wie waltet Mischka's Bogen!
In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
Jedes schöne Auge laut zu singen.

Iſt die Braut auch ſchon entſchleiert,
Noch drei Tage, noch drei Nächte
Wird die Hochzeit fortgefeiert
Von dem freudenrüſtigen Geſchlechte.

III.

Während Miſchka geizt im Erdhauſe,
Schleicht ein Mann zur ſtrohgedeckten Klauſe.
Mira ſteht allein und ſinnend,
Ihrem Vater eine Saite ſpinnend,
Und ſie hört, ſchon will der Abend dämmern,
An der Thür, erſtaunt, ein leiſes Hämmern.
„Ach, wer pocht?“ ſo ruft die Maid beklommen,
„Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
Und der Bettler fürchtet, bei ſo Armen
Koſte ihm ein Scherflein ſein Erbarmen!“

Doch ſie hört um Einlaß Worte bitten
Von ſo ſicher weichem Klange,
Mit ſo ſüßem Schmeichelzwange,

Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten:
Einen schönen Jüngling vor sich stehen
Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht ihr, huldigend, die Worte:
„Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,
Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darbend,
Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labetrug,
Du nur, du allein bist ihm genug;
Wund ist mir das Herz und nie vernarbend.
Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
Wenn ich jage, gleich' ich selbst dem Wild,
Ueberall gejagt von deinem Bild.
Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
Zieht es mich zu deinen Füßen nieder,
In den Schatten deiner Augenlieder,
Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
Peinlich scheint mir nun mein wildes Roß
Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,

Schleudernd blanken Schaum auf's Haidekraut,
Und die Roſſehirten jubeln laut.
Wenn die Kerzen der Kapelle brennen,
Und der Prieſter opfert am Altare,
Bete ich von Gott, du Wunderbare,
Namen nur, die deine Reize nennen.
Dein gedenk' ich wachend und im Schlafe,
Jeder Traum, von Liebesſchmerz gebunden,
Ruft nach dir und klagt dir ſeine Wunden,
Wie nach ſeiner Heimath weint der Sklave!"

Mira ſpricht, indem ſie hold erröthet,
„Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,
Werd' ich ſeyn glückſelig immerdar;
Täuſchen ſie, ſo haſt du mich getödtet.
Eines edlen Stamms du ſchöner Sproſſe,
Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
Doch du mußt, hat dich mein Arm umfangen,
Bleiben bis zum Grabe mein Genoſſe!"

Wie im Land, von wannen Mira ſtammt,
Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
Süße Frucht mit ſchnellem Strahle reifend,
Alſo urgewaltig, ſchnell ergreifend

Ist in's Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend ist sie ihm an's Herz gesprungen.

Hochzeit jubelt dort im Edelhause,
Offen, mit Gepränge und Gebrause;
Hier im Hüttlein still und schlicht, allein,
Kaum belauscht von einem Dämmerschein,
Welchen durch der Scheiben trübe Blenden
Sterne nach dem Erdenhimmel senden.
Hochzeit feiernd, hat im Haus die Stille
Mit dem Dunkel traulich sich verschwistert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es knistert,
Spielt Musik, und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten süß begonnen,
Und vollendet in des Kusses Wonnen.
Und vorüber braust an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Marosch ungestümen Wellen,
Wie einst von der Paradiesesweide
Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen.

IV.

Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
Einem ſehnſuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, Niemand ihr vergüten,
Was in ſolchen unermeßnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüthen,
Der auch nicht, um den ſie es empfunden.
Wenn er dann auch ſtürzt zu ihren Füßen,
Wenn er unter Thränen, tauſend Küſſen
Leiden und verſäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat weh gethan, der Wurm genagt.
Aber Mancher kehret nie mehr wieder,
Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.

Mira! herrliches Zigeunerkind!
Schnell haſt du geliebt, und welkſt geſchwind.
Er verrieth, verließ dich feigen Muthes,
Weil die Liebe, die ſein Herz verſchönt,
Ward in einer Schilderei verhöhnt
Von den Adeligen ſeines Blutes.

Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
Ihm ein Bild, und das entreißt dir ihn,
Weil's dich schmäht; auch hat er schon dahin
Schnellgesprochner Liebe süßes Amen.
Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
Seinen altberühmten Wappenbaum,
Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
Neben solchem Baume, hehr und stolz,
Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz,
Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen,
Und an jedem hangend ein Zigeuner:
Und zerstreut im grausen, dürren Walde
Sind viel schwarze Raben als Heralde;
Andre auf dem Stammbaum breit sich setzend,
An den Wappen sich den Schnabel wetzend.

V.

Mira wird mit jedem Tage blaſſer,
In den tiefſten Wald, auf Wildesbahnen
Flieht ſie, wenn der Marosch laute Waſſer
Sie zu ſchmerzlich jener Nacht gemahnen.

Miſchka klagt, doch fern, daß er verdamme
Seines Kindes unglückſel'ge Triebe,
Weil bei ihm und ſeinem wilden Stamme
Frei und heilig gilt des Menſchen Liebe.

Weinend ſinkt ſie oft am ſtillen Teiche
Vor den Göttern hin um Troſt und Hilfe:
Und ſo fand man ſie, das ſtarre, bleiche
Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
Läßt ein andres ſchon an ſeinem pochen.

Miſchka ſtiehlt ſich in den Stall des Grafen
Mitternachts — die müden Knechte ſchlafen —,

Leise tastend schleicht der Pferdekenner,
Prüfend Mähn' und Schweif, von Roß zu Roß,
Bis sein Griff erkennt den schnellsten Renner,
Drauf der Graf jüngst durch die Haide schoß;
Und er schneidet sacht mit scharfer Scheere
Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,
Zu behaaren seinen Fiedelbogen,
Denn es kommt die Hochzeit angezogen;
Mischka hat, bevor er's Freie sucht,
Still des Rosses Hufe noch verflucht.

VI.

Wieder soll zu einem Hochzeitreigen
Der Zigeuner frische Tänze geigen;
Cimbal, klinge hell vom Hammerschlage!
Clarinette, schmettre in's Gelage!

Im Husarenwamms, vielfach geflickt,
Mit verblichnem Golde reich gestickt,
Und geziert mit mottenhaftem Brame,

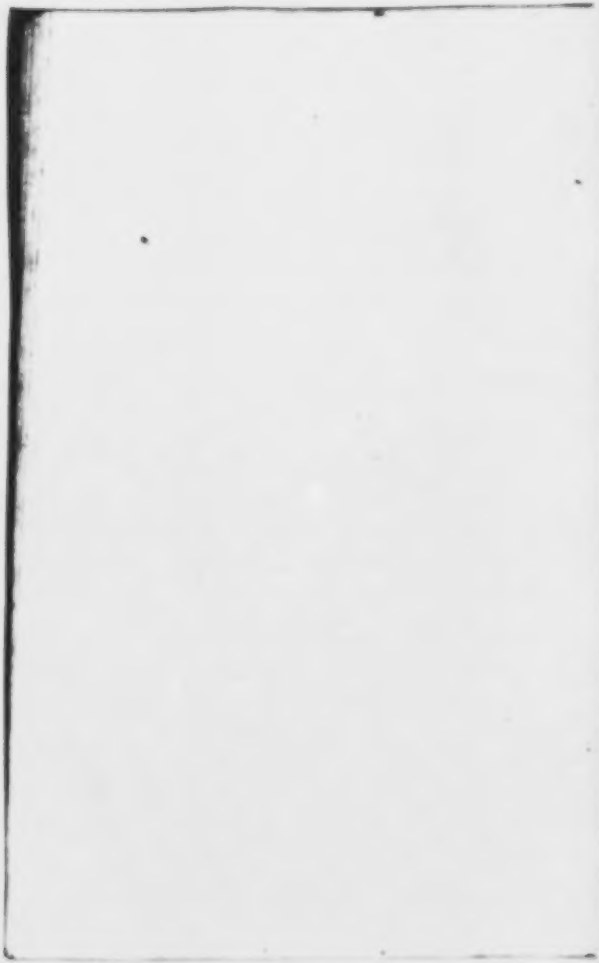
Nähert Mischka sich dem Bräutigame.
Und er spricht mit bückendem Verneigen:
„Möcht' es Eurer Herrlichkeit gefallen,
Eh' die frischen Tänze hier erschallen,
Mich zu hören erst ein Solo zeigen.
Damit möcht' ich Eure Gunst erwerben;
Hab's zu Eurem Ehrentag erfunden,
Schön ist's, Herr, so herzlich tief empfunden,
Daß vor Lust der Hörer möchte sterben."

„Sey gewährt der Bitte," spricht der Graf,
Den das Auge des Zigeuners traf,
Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
„Spiele, sollst dafür Tokayer trinken!"
Stille wird der Saal, wie Mira's Gruft:
Alles hat um Mischka sich geschaart,
Und er läßt den Bogen, frisch behaart,
Wie versuchend, sausen durch die Luft.
Plötzlich streicht er durch die Saiten alle,
Und durch alle Herzen, schnell bemeistert:
Seine Geige in der Freudenhalle
Hat zur Rachegöttin sich begeistert.
Frevler! horch! in diesem süßen Liede
Säuselt und verweht der Unschuld Friede: —

Hörſt du, wie der Blitz der Liebe zündet?
Wie ihr ganzes Herz in deines mündet? —
Jener Brautnacht unermeſſ'ne Wonnen,
Wie ſie in ein Meer von Schmerz zerrennen? —
Stürmen hörſt du der Verlaſſ'nen Klagen;
Hörſt den Wurm an ihrer Blüthe nagen; —
Horch, wie ſie, zum Tod ſchon auf der Flucht,
Weinend dich durch alle Wälder ſucht;
Wie ſie alle Götter ruft um Hülfe,
Bis ſie todt zuſammenbricht im Schilfe. —
Furchtbar läßt der Alte deinem Lauſchen
Durch die Saiten die Vergeltung rauſchen! —
Aus dem Saal iſt jede Luſt gewichen,
Dunkles Weh durch alle Herzen ſchlägt;
Und nicht wiſſend, was ſie tief bewegt,
Hat die Braut ſich weinend fortgeſchlichen.

Von der Macht gezogt des Rachehalls,
Eilt der junge Bräutigam zu Roſſe,
Sprengt in finſtrer Nacht aus ſeinem Schloſſe,
Stürzt und bricht im Graben ſich den Hals.
Die Zigeuner leeren ihre Neige,
„Gute Nacht!" — Früh ſieht ein Hirtenknab

Mitchka ſtehn an ſeines Kindes Grab
Und hinein verſcharren ſeine Geige.
Meiſterlos zerſtreut ſich ſeine Bande,
Und fortan ſah Niemand ihn im Lande.



Johannes Ziska.

Bilder aus dem Huſſitenkriege.

I.

Ruhig iſt der Wald bei Trocznow
In der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel ſind ſo ſtille,
Wie die Wurzeln, tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
Um den Arm den Zaum geſchlungen,
Schlendernd ſenkt den Kopf ſein Rappe
In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
Wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab, und zieht den Degen,
Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieſer feſten Eiche
Hat in einer Wetternacht,
Ueberraſcht von ſcharfen Wehen,
Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreißen,
Windsbraut war die Hebeamme,
Und ſie goß dem Kinde ſegnend
Ueber's Haupt die Blitzesflamme.

Für Geſchoſſe mich zu ſtärken
Und ein hartes Heldenloos,
Schlug der Hagel meiner Mutter
In den ſchmerzgeſprengten Schooß.

Donner war mein erſtes Hören,
Sturm mein erſter Athemzug;
Als ein rauher Wetterſäugling
Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieſer feſten Eiche
Schwör' ich Rache deinem Tod;
Huß! vom Blute deiner Schergen
Wird es bald auf Erden roth.

Huß! ſo reich aus ihren Adern
Soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte
Löſchen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandſchutt ihrer Burgen
Soll die Erde ſchwarz ſich färben;
Wo ich einen Prieſter treffe,
Soll er fallen, ſoll er ſterben.

Rothgebeizt von Rauchswolken,
Soll des Himmels Aug' ſich trüben;
Weil ſie durften ſolchen Frevel
Ihm in's Angeſicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken,
Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöſchbar; wie der Frevel
Sey die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
Beſter, den die Welt getragen,
Schnöd verrathen, hingerichtet! —
Mordend will ich um dich klagen.

O wie ſtill die Lüfte Böhmens
Horchen meinem Racheſchwören!
Und die vaterländ'ſchen Blätter
Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
Schwert und Flammen und Geſchoß,
Bis ich ſterbe — hör' es, Böhmen!
Stille, ſtampfe nicht, mein Roß!

II.

Frühling, ſchönſter Held auf Erden!
Wonniglich ſind deine Kriege
Gegen ſtarre Todesmächte,
Wie heilbringend deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
Deinem Walde zugeritten,
Freudig tanzt der Staub zum Himmel
Ueber ſeines Roſſes Tritten.

Heiße feſtlich ihn willkommen,
Lenz, in deinen grünen Hallen,
Laß ihm deine reinſte Quelle
Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
Rühre deine ſüßen Flöten,
Und entzünde Freudenfackeln,
Pappeln an den Abendröthen;

Bette Moos für ſeine Mannen,
Tränk' und füttre ſeine Roſſe;
Denn der Held, den du bewirtheſt,
Frühling, iſt dein Stammgenoſſe. —

In die Buche holden Namen
Ritzte hier verliebtes Härmen,
Daß ihn Blüthenhauche küſſen
Und die Vöglein ihn umſchwärmen:

Ziska will den Namen „Freiheit",
Der ſein Herz zu Thaten ſchwellt,
Tief mit ſeinem Heldendegen
Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
Rache iſt die ſtarre Rüſtung,
Die er trägt auf ſeinem Gange,
Seine Werbung heißt Verwüſtung.

Ziska bringt als Morgengabe
Seinen Leichenſchatz ihr dar,
Huſſens Schatten ſey der Prieſter,
Flammen bauen den Altar.

Frühling, ſieh, von ſeinem Rappen
Hat der Wilde ſich geſchwungen,
Und er ſucht ein kurzes Schlummern
In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
Haben ſich um ihn gelagert,
Gierig weiden ſchon die Roſſe,
Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Huſſiten
Fröhlich in der Abendkühle,
Es verſinken ihre Panzer
In des Mooſes weiche Pfühle.

Vögel ſingen durch die Schatten,
Locken Schlummer auf die Wimpern,
Und melodiſch ſäuſelnd, rauſchend,
Im Gezweig die Lüfte klimpern.

Ziska's Auge blicket ſchläfrig
Durch's Entſpinnen eines Traumes
Nach dem abendrothen Stamme
Dort des alten Eichenbaumes:

Zweifelnd miſchen Aug' und Seele
Ihren Blick in Eins zuſammen:
Iſt's die Sonne? iſt's ein Blutſtrom?
Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
Ueberſtreuen Bart und Locken,
Weiß er nicht mehr im Entſchlummern,
Ob es Blüthen, Aſchenflocken?

Mann und Roß hier, ſchlummernd, weidend,
Lenz, erquicke ſie und ſtärke
Sie zur heißen Heldenarbeit,
Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
Stürme zur Nachtgleiche melden,
Hat dein Bruder Geiſtesfrühling
Sich vorausgeſandt den Helden.

Ziska iſt erwacht; es duften,
Klingen rings um ihn die Schatten,
Gleich als wollten ſie des Helden
Zorn in weicher Luſt beſtatten;

Doch, zum Aufbruch ſchon gerüſtet,
Weckt er, ſtoßend in ſein Horn,
Aus des holden Lenzes Armen
Seine Krieger, ſeinen Zorn.

III.

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
Iſt glückſelig dann zu preiſen,
Wenn vor ſich er ſeinen Feind hat,
Draufzuſchlagen mit dem Eiſen;

Wer nicht ſtreitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wilddherzter Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
Bürgen ſind dir deines Wirkens
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergeudend,
Einen Tag hindurch geſchlagen,
Möchte in der Nacht und Kühle
Weiter fechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er ſeine Schaaren
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, ſeinem Liebchen,
Aufzuſpielen Serenaden

Mit der Feldſchlacht, ſeiner Orgel,
Die er weiß ſo ſtark zu greifen:
Pfaffenvolk und Fürſtenknechte
Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen über's Thal weg
Setzt ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert ſich das Dunkel
Um die Wagenburg, die Roſſe,
Die Geſchirr' im Winde raſſeln
Und die Bündel der Geſchoſſe.

Ziska ſpricht: „O wie ſo flüchtig
Dieſer ſchöne Blitz entfährt!
Könnt' ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

„Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle heim die Racheſchuld,
Brüder, könnt euch doch das Feuer
Leuchten meiner Ungeduld!“

Ha! ein Blitz, ein ſonnenheller!
Herrlich ſtrahlen aus der Nacht
Der Huſſiten Schreckgeſtalten,
Ziska's Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
Aus des Himmels tiefſter Bruſt,
Dem Gewitter lauſcht der Feldherr,
Nachtgebannt, mit Neideskluſt:

„Könnt' ich fliegen wie die Wolken,
Nachts in ungehemmter Eile!
Könnt' ich auf verſchanzte Sünder
Schießen meine Todeskeile!“

Feſtgekoppelt ſtehn die Roſſe,
Stampfend im Gewitterregen,
Manche Streiter, ſchlachtermüdet,
Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gebüſche,
Singen Taboritenchöre;
Ziska harrt des Morgengrauens
Unter einer alten Föhre.

IV.

In des Donners Klängen lauschet
Ziska der verwandten Seele,
Als ein Mann ihm naht behutsam,
Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durch's große
Herz dem Donnergotte wallen,
Wenn er läßt die starke Stimme
Jauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht
Glüht durch's edle Heldenmark
Einem Mann wie du, o Ziska,
Der so haßt und ist so stark!

Aber süßre Wonne gibt es,
Als sie wird dem Helden kund,
Der, wie Wetter kalte Schloßen,
Leichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne:
Hat dein Herz ihr nie geſchlagen,
Als du einſt am Königshofe
Lebteſt in beglückten Tagen?

Königin Sophia ſandte
Mich zu dir und deinem Grimme,
Daß ich in der Bruſt dir wecke
Eine holde Friedensſtimme:

Königin Sophia ſendet
Einen Gruß dir und die Kunde:
Iſabella, die du liebteſt,
Trauert ſich um dich zu Grunde.

Als ich ſcheidend ſtieg zu Roſſe,
Sah ich noch die Edeldame,
Senkend ihr gebleichtes Antlitz,
Still verzehrt von Liebesgrame.

Eilend ſpornt' ich meinen Renner,
Denn die ſchönſte Frau indeſſen
Welket raſch und unaufhaltſam,
Stirbt, wenn du ſie haſt vergeſſen.

Kehre heim, dir iſt vergeben;
Laß des Glaubens wilde Streiter,
Nimm der Liebe ſichern Himmel,
Denn dir winkt vielleicht kein zweiter."

Alſo flüſternd ſprach der Bote,
Scheu ſich ſchmiegend an die Föhre;
Ihm entgegnet Ziska leiſe,
Daß es kein Huſſite höre:

„O ſie ſterbe! als das reinſte
Opfer ſey ſie hingegeben
Für die Freiheit, der ich opfre
Jede Freude, all mein Leben.

Iſabella, Stern der Liebe,
Sinke! — meinem Pfade muß
Leuchten nur des Zornes Fackel: —
Bring ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raffe dich von hinnen,
Eile, Bote, und entweiche,
Weil du nanntest einen Namen,
Der dich ſchützt vor meinem Streiche!"

V.

Gerne ſehn wir ſchöne Spiegel
Im Gemache ſchöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen draus entgegenſchauen!

Hat ja ſelbſt Natur, die ernſte,
Nichts ſo ſchön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin ſie anſchaut,
Ihre Züge und Geberden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menſchenauges Zauberſpiegel
Ihrer Züge ſchöne Räthſel,
Wie ein lächelnd Gottesſiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Iſt das Weltmeer hingegoſſen,
Doch ein Ocean der Tiefe
Iſt das Auge, eng umſchloſſen.

Welten ſchwimmen auf den Fluten
Dieſes Meers an uns heran,
In den ew'gen Geiſt hinunter
Reicht der ſtille Ocean.

Lieben kann ich Ungeſchautes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd' ich nur, was ſchön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen iſt die höchſte Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück iſt ſeinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In die Bruſt dem Blinden ſchlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden ſtillen Troſt verſagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er ſie beklommen,
Doch der Wehmuth ſtilles Lächeln
Und ihr Troſt iſt ihm genommen.

Tiefer ſtürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirſche, dem erſchrocknen,
In die Wildniß; noch das ſtumme
Lächeln kann das Auge trocknen.

Ziska hat gen Raby's Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er iſt geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Huſſens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, ſchreckenvoller
Wird ſein Zorn der Welt ſich melden.

VI.

Ragend ſteht der blinde Führer
Ziska dort auf ſeinem Wagen,
Mit der Donnerſtimme herrſchend,
Wie die heiße Schlacht zu ſchlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken,
Und ein andrer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden ſie, daß er befehle;
Alles ſchaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnſeele.

In den Tagen, eh' der Pfeilſchuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er ſcharf dem Vaterlande
In's geliebte Angeſicht;

All die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind' und Bergesrücken
Eilt' er damals dem Gedächtnis
Unauslöschlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zu erspähen
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.

Dunkelt auch um Ziska's Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
Rauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziska's Leiblied,
Und im Hörsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All die sächsischen Geschwader
Sammt den ungrischen Husaren.

Und dem wilden, blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

VII.

Durstig zieht die Karavane
Durch die Wüste, sucht die Quelle:
Horch! da rauscht auf grüner Matte
Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
Stürzen alle froh und eilig,
Doch sie sollen hier nicht trinken,
Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
Die Oase sich zu eigen,
Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
Reichen, gottvergess'nen Wonnen:
Doch der Wüstendurst ist mächtig,
Schwerter klirren um den Brunnen.

Und mit kampferhöhtem Durste
Stürzen an den Quell die Sieger,
Und sie trinken gierig, hastig,
Wie das Blut der heiße Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
Schlürft noch einen vollen Zug,
Um die Seele zu erfrischen
Auf den weiten Scheideflug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Zizka's Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!"

Jauchzend schwingen sie die Kelche
Nach der Schlacht auf offner Wiese,
Mancher sterbend riecht im Weine
Blumen schon vom Paradiese.

Mit dem Blut des Liebevollſten
Will des Haſſes Glut ſich laben:
Drüben aber werden Todte
Von Verſtümmelten begraben.

Wenn der lang und ſchwer Bedrückte
Freiheit ſucht, ſo haſt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Milde.

VIII.

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geſchildert!
Aus dem milden Götterboten
Iſt zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reife
Sterblichen verkünden ſoll,
Seine Hand zur Wange haltend,
Stand der Tod gedankenvoll:

Oder zeigte, mildſymbeliſch,
Daß die Erdenluſt zu Ende,
Löſchend die geſtürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber ſeine Hände.

Leiſe trat ſein Fuß die Pfyche:
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leiſe gibt, vom Feſtgelage
Ohne Störung fortzuſchleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingsbrüder
Standen oft auf einem Bilde:
Beiden, ach, ſo weit Verſchiednen
Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erſchien der Genius,
Fragen ſollte der Beſchauer:
Iſt's der Schlaf und die Erholung?
Iſt's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gewendet,
Und das herbre Bildniß trug,
Daß der Blick den Tod erkenne,
Falter, Kranz und Aſchenkrug.

Dort den Charos ſieht der Grieche
Noch in ſpätern, rauhern Zeiten
Mit der dunkeln Schaar der Seinen
Ueber das Gebirge reiten:

Ihm voraus die Jungen wandern,
Alte kommen nachgeſchlichen:
Und gereiht am Sattel ſitzen
Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
Sein Gesinde trat den Reigen,
Und zu Lust und Tanz von hinnen
Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
Auf die Opfer Sperre schwingend;
Ein Athlet, auf glattem Boden
Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
Ist zum Sensenmann verbauert,
Mäht den Menschen, einen Grashalm,
Der zur Erde niederschauert.

Fischer, mit dem leisen Köder,
Angelt er im Meer der Luft;
Legt uns Schlingen als ein Vogler,
Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
Drohend, in's Verderben lockend,
Auch dem Menschen wie ein Kobold,
Irrwisch auf dem Halse hockend.

Gräßlich naht uns mit der Senſe,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechſelnden Geſtalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, ſchlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu erſetzen,
Seine Rüſtung umgenommen;

Denn unwiderſtehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winkt der ſchwarze Helmbuſch Ziska's
In die ew'ge Nacht hinaus."

IX.

Finſter ſitzt, abſeit vom Heere,
Ein Huſſit im Walde dort,
Einſam in des Baches Rauſchen
Murmelt er ſein Trauerwort.

Waſchend in der Flut die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte ſterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule!

Ziska liegt in ſeinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde:
Doch es iſt kein Weibgeborner,
Der ihm ſchlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen ſie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf ſchwarzen, weißen Roſſen;
Alle hat er ſie erſchlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
Niederſchmettert und zerſchellt,
Hat dem Ziska, dem Gewalt'gen,
Feig und tückiſch nachgeſtellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdkreis
Sind verwaiſt des größten Helden." —

Ziska tröſtet die Betrübten,
Die an ſeinem Lager trauern:
„Brüder, heute werd' ich ſterben;
Doch die Thaten werden dauern.

Denn es wird in ſpäten Tagen
Unſern Leid- und Kampfgenoſſen
Stärkend aus Huſſitengräbern
Troſt und grüner Muth entſproſſen.

Darum ſollt ihr meinem Tode
Stark, nicht trüb und weich erſcheinen;
Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
Keinen Todten zu beweinen?

Seyd gehorsam, wackre Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle:
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heitrer Kriegerseele.

Hochzeit ist in diesem Zelte,
Mit der Pest bin ich getraut;
Furchtbar war Johannes Ziska,
Furchtbar auch ist seine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett getheilt,
Sie allein, von deren Kusse
Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Theil von mir noch immer
In der Schlacht den Muth euch wecke,
Spannet lustig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

Ha! schon hör' ich Schlachten brausen;
Fliehend geben sie die Sporen,
Da den Feinden mein Vermächtniß
Schrecken trommelt in die Ohren."

Alſo ſprach er, wieder ſinkt er
In den Traum der Fieberhitze,
Tummelt mitten in der Feldſchlacht
Seine Keul' und Lanzenſpitze.

Alle, die ſein Arm getödtet,
Tödtet er im neuen Strauß,
Alle, die ſchon längſt im Grabe,
Müſſen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Hußaren!
Panzerdicke deutſche Reiter!
Ziska kolbt euch eure Tage
Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
Ließ der Himmel Böhmens fallen,
Daß der Feinde Blut in grellem
Abſtich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenſpitze
Tief den Feinden in's Gedärme,
Daß vom Froſt des harten Winters
Sich das Eiſen gütlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
Gab ihm seine Augen wieder,
All die Pfaffen, Fürstenknechte
Schaut er klar und haut sie nieder.

Also träumt er, also kämpft er,
Bis die letzte Kraft geschwunden,
In der Schlacht ein Held verscheidend,
Unversehrt, unüberwunden.

Nicolaus Lenau's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Anastasius Grün.

Dritter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Fauſt.

	Seite
Der Morgengang	3
Der Beſuch	7
Die Verſchreibung	16
Der Jugendfreund	32
Der Teufel	42
Der Tanz	45
Das arme Pfäfflein	51
Die Lection	57
Das Lied	70
Die Schmiede	73
Der nächtliche Zug	91
Der See	95
Maria	98
Der Maler	100
Die Warnung	104
Der Mord	107
Der Abendgang	116
Der Abſchied	128
Das Waldgeſpräch	132
Die Reiſe	139
Der Traum	151
Der Sturm	160
Görg	168
Fauſt's Tod	187

Savonarola.

	Seite
Die Entweichung	197
Die ſuchende Mutter	201
Der Brief	204
Der Eintritt in's Kloſter	209
Die Novizen	214
Die Wanderer	219
Weihnacht	225
Mariano	239
Die Antwort	249
Der Tod Lorenzo's des Erlauchten	266
Tubal	286
Die Entſcheidung	298
Der Troſt	309
Das Gelage	315
Die Beſtattung	326
Vater und Sohn	329
Die Peſt	334
Der Bann	349
Der Papſt und Mariano	360
Die Verhaftung	365
Alexanders Freude	374
San Marco	378
Die Tortur	380
Cecrone	395
Sein Tod	402

Faust.

Der Morgengang.

Ein hoher Berg, vom Morgen angeglüht,
Der hell und froh herauf im Oſten ſprüht:
Ein Wandrer kühn, der dort zum Gipfel ſtrebt,
Von Fels zu Fels im raſchen Fluge ſchwebt.
Was willſt du, Fauſt, auf dieſen Bergeszinnen?
Den Nebeln und den Zweifeln dort entrinnen?
Des Abgrunds Nebel werden nach dir ſchleichen,
Auch dort dir Zweifel an die Stirne ſtreichen.
O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu dich an ſeinem Kind, der ſtillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die ſich einſam ſchwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchſchauern,
Und ſie verwehn dein ungerechtes Trauern;

Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen ledern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern:
O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang dein Loos auf Erden ist zu wallen.
Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur:
Was Gott dir liebend in die Seele schwur,
Empfängst du erst im Lande der Verheißung,
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung! —
Umsonst, umsonst! Die ungestümen Fragen
Ihn ohne Rast von Fels zu Felsen jagen.
Viel Pflanzen hat er schon entrückt dem Grund,
Und, kaum beschn, geworfen in den Schlund;
Viel Steine schon hat dringend aufgerafft,
Am Fels zerschmettert seine Leidenschaft;
Und manch Insekt zerknickt des Forschers Hand,
Weil's ihm von seiner Schöpfung nichts gestand.
Nun bleibt er stehn und lauscht dem Glockenklang
Vom Thal herauf, und fernem Kirchensang;
Der Glockenruf — die Lieder — mit den Winden
Dem Ohr des Wandrers schwellen und verschwinden;
Und wechselnd hercht er auf der Töne Flucht,
Und spricht hinab in eine tiefe Schlucht:
„Wie wird mir nun zu Muth mit einem Mal!
Wie faßt mich plötzlich ungekannte Qual!

Ich fühl's: des Glaubens letzter Faden reißt,
Umweht mein Herz ein kalter, finstrer Geist.
O, daß die Töne, die vom Thal sich schwingen,
Mich wie ein Aufschrei bittrer Noth durchdringen!
Da unten Wandrer durch die Wüste ziehn,
Und jetzt im Nothzezelt, dem Kirchlein, knien,
Und die Verlass'nen rufen sehnsuchtsvoll
Dem Führer, daß er endlich kommen soll.
Ob eure Sehnsucht betet, flucht, weint,
Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!"
Und weiter, höher, steiler treibt die Hast,
Der Unmuth fort der Berge trüben Gast,
Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
Wohin verzweifelnd nur die Gemse springt.
Schon kann der Klang vom Thal ihn nicht erreichen;
Doch ferner tönt's von dumpfen Donnerstreichen.
Zu Füßen jetzt dem ungestümen Frager
Erbraust ein sturmversammelt Wolkenlager,
Und wilder stets das Wetter blitzt und kracht:
Er ruft hinab frohlockend in die Nacht:
„Die Wetterwolken hab' ich übersprungen,
Daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen,
Nach mir ausstreckend ihre Feuerzungen:
So will ich mich der Geistesnacht entraffen!"

Da plötzlich wankt und weicht von seinem Tritt
Ein Stein und reißt ihn jach zum Abgrund mit;
Doch faßt ihn rettend eine starke Hand
Und stellt ihn ruhig auf den Felsenrand;
Ein finstrer Jäger blickt in's Aug' ihm stumm,
Und schwindet um das Felseneck hinum.

Der Besuch.

Faust mit dem Famulus Wagner im gothischen Zimmer an einer Leiche.

Faust.

Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!
Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschaun,
Daß wir die Todten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Messer taugt vergebens
Verlass'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längst ist das scheue Wild auf und davon;
Es setzte flüchtig durch den Acheron,
Trin sich dem Jäger seine Spur verloren.
Ich will's nicht länger hier im Walde suchen.
Mir dünkt das Loos des tiefgelehrten Thoren,
Das Loos des Forschers wahrlich zu verfluchen.

Wagner.

Mir aber dünkt das stille Loos des Weisen
Vor jedem andern glücklich und zu preisen.
Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
So wissen wir des Wahren doch schon viel.

Faust.

Du weißt nicht mehr vom Leben, als das Vieh,
Trotz deiner sämmtlichen Anatomie.

Wagner.

Ihr scherzt, Meister; welch ein Hochvergnügen,
An dieser frischen Leiche zu erfahren,
Wie all' die feingewebten, wunderbaren
Gebilde sich so schön zusammenfügen;
Wie sein Geschäft ein jegliches Organ
Einträchtig übt, dem Ganzen unterthan.

Faust.

Dich mag beglücken, Freund, das tiefe Wissen,
Daß dieser Todte, als er war gesund,
Das Futter hat gesteckt in seinen Mund,
Und daß er mit den Zähnen es zerbissen.

Auch ist zu deinem Glücke nicht errichtet,
Der Magen war zum Dauen eingerichtet,
Und daß dazu in dem erwähnten Falle
Getröpfelt aus der Leber kam die Galle,
Und daß die Säfte durch's Geäder kreisen,
Und was noch schlau der Forscher sonst erfrug:
Doch ist die ganze Weisheit nicht genug,
Auch nur den kleinsten Zweifel satt zu speisen.

Wagner.

Ich ehre die Natur in ihrem Schweigen;
Erfreut sie mich mit noch so leiser Kunde,
So dank' ich ihr aus tiefem Herzensgrunde.
Seht nur, wie viele Nerven sich verzweigen,
Durch die die ew'ge Seele fühlt und denkt,
Gebieterisch des Leibes Glieder lenkt.

Faust.

Oft, wenn ich so die langen Forschernächte
Einsam mit stillen Leichen nur verbrachte,
Und in der Nerven sinnigem Geflechte
Eifrig verfolgt des Lebens dunkle Fährte;
Wenn meinem Blicke dann sich aufgeschlossen

Der Nerven Stamm mit seinen Zweigen, Sprossen —
Da rief mein Wahn, entzückt ob solchem Funde:
Hier seh' ich deutlich den Erkenntnißbaum,
Von dem die Bibel spricht im alten Bunde;
Hier träumt die Seele ihren Lindestraum,
Süßschlummernd noch im Schatten dieser Aeste,
Durch die sich Paradieseslüfte drängen,
Und Vögel ziehn mit wonnigen Gesängen,
Aus andern Welten lieblich fremde Gäste.
Kaum aber ist vom Traum die Seel' erwacht,
Wird glühend ihre Sehnsucht angefacht,
Die süße Frucht den Zweigen zu entpflücken,
Unheilbar ihren Frieden zu zerstücken.
Ich will, so rief ich, diese Frucht genießen,
Und wenn die Götter ewig mich verstießen!

Mephistopheles.

als fahrender Scholast rüstig zur Thür herein

Ha! ha! Herr Anatom, recht fein und zierlich!
Des Baumes vom verlornen Paradiese
Steckt die fatale Wurzel euch possierlich
Im Schädel eingepflanzt als Färbedrüse!

Faust.

Wer ist es, der so spät hier ein sich findet,
Da schon die Glocke zählte Mitternacht?
Der da so laut herein zur Thüre lacht,
Und mein zu spotten frech sich unterwindet?
Ich sprach von einem Traum aus frühern Tagen;
Verloren ist zusammt dem Paradies
Der Baum der Wahrheit;

Mephistopheles.

wenn nicht all' die Sagen
Die Lüg' aus alter Zeit herüberblies.
Verzeiht, daß ich so spät mich eingedrungen.
Auch ich bin Arzt, deß Kuren oft gelungen.
Es macht mir Spaß, des Nachts mit klugen Leuten
Das Menschenloos zu prüfen und zu deuten.

Faust.

O unglückselig Wort: das Menschenloos!
Ich fühl's in seiner ganzen Bitterkeit.
Vom Schooß der Mutter in den Grabesschooß
Jagt mich die ernste, tiefvermummte Zeit,

Die dunkle Sklavin unbekannter Mächte.
Sie spricht kein Wort auf alle meine Fragen,
Gleichgültig meinem Fluchen und Verzagen,
Stoßt sie mich weiter durch des Lebens Nächte.
In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
Unheimlich eigenmächtig, rastlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnißvoll'n Geschäften,
Von welchen all' mein Geist nichts will und weiß.
So bin ich aus mir selbst hinausgesperrt,
Und stets geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschloss'ner Felswand,
Auf des Bewußtseyns schmalem, schwankem Stege,
So lang dem Herz belieben seine Schläge.

Mephistopheles.

Euch grämt, daß Kräfte rüstig in euch schaffen,
Und euch nicht lassen in die Werkstatt gaffen!
Was kümmert's euch, woher's die Kräfte geben
Und wie bereiten, was ihr braucht zum Leben?
Der Geist soll einem Cavaliere gleichen,
Dem, was er braucht, die Unterthanen reichen,

Der aber nicht begierig iſt zu ſchauen,
Wie ſie viehzüchten und die Felder bauen.
Doch iſt vergeblich Forſchen euch verleidet,
Wie kommt's, daß ihr an dieſer Leiche ſchneidet?

Faust.

Wer was Verlegtes ſucht in ſeinem Zimmer,
Kehrt wieder an die alte Stelle immer,
Wo er ſchon oft vergebens hat geſucht:
So zog mich ſtets mit klaglichem Betrug
Zu Leichen ein geheimer Hoffnungszug.
Nun aber ſey die Stunde mir verflucht,
Die je mich äfft' hier am verſtockten Aaſe!

Mephiſtopheles.

Die Wiſſenſchaft, die ſich von Leichen nährt,
Da hat ihr Recht, iſt nicht der Mühe werth,
Daß ihr damit behelligt eure Naſe.

Faust.

Warum doch muß in meiner Seele brennen
Die unlöſchbare Sehnſucht nach Erkennen!

Nichts ist die Wissenschaft; doch wo ist Rettung
Aus meiner Zweifel peinlicher Verkettung?

Mephistopheles.

Mein wackrer Mann, ich sind' an dir Behagen,
Drum will ich dir ein Wort des Trostes sagen:
Dein Schöpfer ist dein Feind, gesteh' dir's keck,
Weil grausam er in diese Nacht dich schuf,
Und weil er deinen bangen Hülferuf
Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.
Du mußt, soll sich dein Feind dir offenbaren,
Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager
In sein geheimnißvoll verschanztes Lager,
Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
Willst du in deines Feinds Entwürfe dringen,
So mußt du ihn durch tapfern Angriff zwingen,
Daß er die stumme, starre Stellung bricht,
Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
Du mußt entweder dieses Erdenleben
Betäubend kämpf, in vichischer Geduld:
Wo nicht, dich als entschloss'ner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.
Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet,
Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,

Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrale
Die Wahrheit freundlich wachſen vor die Naſe.
Den Menſchen gab der ewige Despot
Für ihr Geſchick ein räthſelhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überſchritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geſchnitten.
Haſt du den Muth, um tiefen Preis zu wetten,
So kann dich dieß mein Wort vom Zweifel retten.

Er verſchwindet.

Wagner.

Gott ſey mit uns! — wer war der fremde Mann?
Wo iſt er hin? mir graut vor ſeinem Werte,
Daß ich das Meſſer nimmer halten kann.
Er kam und ging durch die verſchloſſ'ne Pforte.
Welch ein Geſicht, ſo fahl und grimmig kalt!
Wie hat ſein Blick ſo ſchrecklich mir geſtrahlt!
Verſuch uns nicht, o Himmel, und erlöſe
Vom Uebel uns; ich mein', es war der Böſe.

Er verſchwindet hat.

Die Verſchreibung.

In eines Urwalds nie durchdrungner Nacht
Saß Fauſt auf einem Stamm, bemoost, vermodert;
Wildhaſtig gräbt ſein Geiſt, der Wahrheit fodert,
Im labyrinthiſchen Gedankenſchacht.
Das Auge zu; die feſtgeballten Hände
Sind an die Stirn gepreßt mit ſtarrem Krampfe,
Als wollten helfen ſie dem Geiſt im Kampfe,
Eindrücken ſeines Kerkers Knochenwände.
So ſaß der dumpfe Forſcher manche Stunde,
Von ſeinen Zweifelqualen ſtets betäubter;
Bedenklich ſchütteln über ihm die Häupter
Die alten Eichen in verſchwiegner Runde.
Nun ſpringt er plötzlich auf von ſeinem Sitze,
Sein Aug' durchſtarrt die öden Waldesräume

Und ſchießt umher im Dunkel Zornesblitze,
Und alte fährt er ſcheltend an die Bäume:
„So ſprich, ſo ſprich, verfluchte Säuſelbrut!
Sag an: was iſt der Tod? was iſt das Leben?
Ich find' es nicht; mein Geiſt will Antwort geben,
Doch ſie erſauft ſogleich in meinem Blut.
Ihr Bäume haftet an der Mutter Bruſt,
Woraus hervorquillt der Geheimnißwuſt,
Ihr lauſchet mit den Wurzeln in den Grund,
Doch gebt ihr nichts aus ſeiner Tiefe kund.
Steht ihr im Blätter-ſchmuck, iſt euer Rauſchen
Ein dummbehaglich Durcheinanderplappern;
Zu Winterszeit vernimmt mein gieriz Lauſchen
Von euren Aeſten nur ſinnloſes Klappern.
Ihr kommt, das Wachsthum in die Luft zu ſtrecken,
Mit eurem ſtillen Glück mein Herz zu necken;
In Aſt und Krone, Rindenriß und Knorren,
In eurem Blühen, Rauſchen und Verdorren,
In Weiſen mannigfalt, je nach den Zeiten,
Den alten Räthſelkram mir auszubreiten.
Schweigſam verſtockt iſt alle Creatur,
Sie weiſet und verſchlingt der Wahrheit Spur;
Den holden Flüchtling ſelbſt, den räthſelhaften,
Der leiſe nur berührt die Erd' im Fluge,

Ihn können auch die Steine nicht verhaften
In dauernd starrender Krystallenfuge:
Und bei dem Thier ein Narr um Kunde wirbt,
Das frißt und sprießt, das zeugt und säugt, und stirbt.
Ich kann mich nicht vom heißen Wunsche trennen,
Den schöpferischen Urgeist zu erkennen,
Mein innerst Wesen ist darauf gestellt,
In meiner ewigen Wurzel mich zu fassen:
Doch ist's versagt, und Sehnsucht wird zum Hassen,
Daß mich die Endlichkeit gefangen hält.
Furchtbarer Zwiespalt ist's und tödtlich bitter,
Wenn innen tobt von Fragen ein Gewitter,
Und außen antwortlose Todtenstille,
Und ein verweigernd ewig starrer Wille.

Ein Mönch

aus dem Waldesdunkel hervortretend

Nicht wende an die Creatur dein Fragen,
Sie weiß, wornach du dürstest, nicht zu sagen.
Was soll dein herber Groll und die Empörung?
Wer betend fragt, gewinnt allein Erhörung.
Dein Donnern weht wie Zirpen der Cicade
Vorüber an dem großen Gott der Gnade.

Willſt du den Heiligen ſchauen und erkennen,
Muß erſt ſein Licht in deine Seele brennen,
Durch ſeine Kraft allein kannſt du ihn denken:
O möchte ſegnend ſie zu dir ſich ſenken!

Fauſt.

Wenn Er der Angeſchaute iſt,
Und Ang' und Licht zu gleicher Friſt,
So ſieht doch nur Er ſelber ſich
In meinem Haus, nicht aber ich.
Verworrne Demuth iſt das Beten:
Ich will Ihm gegenüber treten,
Beglücken kann mich nur ein Wiſſen,
Das mein iſt und von ſeinem losgeriſſen.
Ich will mich immer als mich ſelber fühlen:
Nicht ſoll aus meinem feſten Mauerring
Die heilige Meereswoge fort mich ſpülen
Wie Thau, der leicht am Ufergraſe hing.

Mönch.

Durch Seine Kraft allein kannſt du ihn finden,
Und mit der Kirche ſollſt du dich verbinden.

Faust.

Was biſt du, Mönch, zu ſtören mich, gekommen?
Ich kenn' euch wohl und haſſ' euch längſt, ihr Frommen!
Willſt du um's Haupt dein Cingulum verſtohlen
Mir werfen, wie die Schlinge einem Fohlen?
Ich lache dein und ſpotte ganz gewaltig
Der Metze Babels, alt und mißgeſtaltig.

Mönch.

Zur Kirche, wüſtes Weltkind! ſollſt du kehren,
Daß mütterlich ſie dir die bittern Zähren
Des Zweifels trockne, der Verlaſſenheit,
Die, unbewußt dir ſelbſt, um Hülfe ſchreit.
O kehre heim zur gläubigen Gemeinde,
Und laß von ihr das kranke Herz dir pflegen!
Rings ſteht um dich der brüderliche Segen
Und wird dich ſchützen vor dem wilden Feinde:
Erlöſen wird dich im geweihten Bunde
Der Geiſt des Herrn, lebendige Liebeskunde.

Faust.

Ohnmächtig iſt und elend auch die Schaar,
Wenn jeder Einzle aller Weisheit baar.

Die Kunde, die mir Einſamen geſchwiegen,
Mit Vielen würd' ich ſie zu hören kriegen?
Zur Kirche, meinſt du, daß ich flüchten ſoll?
Ei! wartet Gott, gleich einem Bänkelſänger,
Mit ſeiner Stimme, bis die Stube voll?
Mönch, hebe dich und laſte mir nicht länger!

Wieder allein

Iſt dieſe Welt dadurch entſtanden,
Daß Gott ſich ſelber kam abhanden?
Iſt Göttliches von Gotte abgefallen,
Um wieder gottwärts heimzuwallen? —
Iſt aus urdunkeln Ahnungstiefen,
Worin die Gottesкeime ſchliefen,
Das Göttliche zuerſt erwacht,
Und ſtieg es auf zur Geiſtesmacht?
So daß Natur in Haß und Lieben
Als ihre Blüthe Gott getrieben? —
An dieſer Frage hängt die Welt,
Doch hab' ich immer ſie umſonſt geſtellt.
Ja! ob die Welt mit ihrem Lauf
Zu nennen ein Hinab? Hinauf?
Iſt wohl der ernſten Frage werth;
Wie aber, wenn es ein Hinaus?

Des vollen Gottes Ausstrom, Ueberbraus,
Der nie zurück zu seinem Quelle kehrt?
Ob alles Leben ein Verschwenden
Des unerschöpflich Reichen ist,
Das nie mehr wird von ihm vermißt,
Und bald wie ein vergessnes Spiel muß enden?
Wenn ich vorbei an einem Kirchhof geh',
Und Gräber mit den Leichensteinen seh',
Und mir das Wechselspiel bedenke,
Das mit den hier Vergessnen ward getrieben,
Ist's wie ein Blick in eine leere Schenke,
Wo auf dem Tisch die Karten liegen blieben.
Was ist's? — Man spricht von unglücklicher Liebe,
Wie sie manch armes Herz zu Staub zerriebe;
Ich habe diese Liebe nie gekannt,
Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt;
Die unglücklichste, ewig hoffnungslose,
Die Liebe für die Wahrheit ist mein Schmerz.
Vom Himmel fallen nicht Erhörungsloose,
So schreit' ich, sie zu suchen, höllenwärts."
Faust sprach es aus, das grausenvolle Wort,
Riß aus der Brust ein Buch und warf es fort,
Und eine Rolle rafft er nun dafür
Aus abgebleichtem Schriftenhauf herfür,

Und lieſt daraus ein dringendes Beſchwören,
Daß rauſchend ſich des Waldes Haar' empören.
Er blickt umher im öden Waldesraume,
Ob er nicht ſeh' den ſchauerlich Erſehnten.
Was kniſtert hinter jenem alten Baume,
Dem ſturmgebrochnen, traurig hingelehnten?
Er iſt's! am Baum hervor, aus Moos und Moder,
Mit ſeiner Augen finſterem Gelober,
Der Teufel blickt gewärtig und bereit,
Und ſtreckt ſein Haupt in Fauſtens Einſamkeit.

Mephiſtopheles.

Fauſt, kennſt du noch den Medicus,
Der an der Leich' um Mitternacht
Dich überraſcht mit ſeinem Gruß,
Und dir ein Wörtlein Troſt gebracht?
Fauſt, kennſt du mich, den Jäger, noch,
Der dich auf jenem Berge hoch,
Als du geglitſcht vom ſteilen Rand,
Ergriff und hielt mit feſter Hand,
Und ſtehen ließ verblüfft im Schrecke,
Hinumſchwand um die Felſenecke?

Faust.

Ich kenne dich, doch ohne Dank;
Mir wäre besser, wenn ich dort versank.

Mephistopheles.

Freund, mir gefiel die Leidenschaft,
Die dich hoch über Blitz und Sturm
Von Fels zu Fels emporgerafft
Nach Stein und Blume, Kraut und Wurm:
Wie du in heißer Lieb' entflammt
Für deine räthselhafte Braut,
Die noch kein Auge nie geschaut,
Wie du am Stein dich festgeklammt,
Wie an der Eiswand, ohne Halt,
Du fest und keck die Hand geballt,
Sie blutig schlugst, im tollen Schweben
Mit deinem Blut dich hinzukleben.
Freund, mir gefiel so heiße Gier,
Und wahrlich, ich gestehe dir,
Wer also mit dem Tode wettet,
Ist werth, daß ihn der Teufel rettet.
Sieh da, noch sind die Hände wund,

Wie du ſie haſt in's Eis gehackt:
Dies Blut beſiegle dir den Bund:
Auf, ſchreibe friſch den Ehepakt
Mit deines Herzens Purpurnaß
Für's holde Liebchen Veritas!
Doch haſt du was am Boden dort,
Das fort muß, oder ich muß fort.
Was ſtarrſt du ſo auf jenes Buch,
Das du wegwarfſt mit einem Fluch?
Was hinterm Baum mich angekündet,
Wonach du hingelauſcht, das Kniſtern,
Vom Feuer kam's, das ich entzündet,
Es brennt nach der Scharteke lüſtern:
O wirf hinein den ekten Band
Mit allen Liedern und Gebeten,
Geſchichtefaſern und Propheten.
Hinein, 's gibt einen luſt'gen Brand.

Faust.

Hab' ich verworfen auch die Schrift,
Ihr Anblick noch das Herz mir trifft:
Durch die mir einſt ſo theuren Zeilen
Hör' ich die Winde blätternd eilen:

Sie wecken, wie sie drüber fahren,
Mir Klänge aus vergangnen Jahren:
Als ob die Bibel mahnend wehte
An's Herz mir Psalmen und Gebete
In wunderbaren Sehnsuchtsklängen,
Fühl' ich darin ein bang Bedrängen.

Mephistopheles.

Ha, die Gebete waren Wind.
Du sey ein Mann und schnell dich fasse,
Eh' ich verachtend dich verlasse;
Der Teufel taugt nicht für ein Kind.
Die Blätter, einst dir noch so theuer,
Wirf sie geschwind in dieses Feuer!
Und sind verbrannt sie ganz und gar,
So streu' zur Sühnung dir in's Haar
Die Asche vom geliebten Buch:
Mit einem büßerischen Spruch
Verneige dein geäschert Haupt,
Daß du so dumm warst und geglaubt,
Die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig,
Nach der dir heiß die Pulse pochen,
Sie habe, völlig zahm und züchtig,
In diesen Schweinsbalg sich verkrochen,

Schlag dir die Faust zur Stirne oft,
Daß du so dumm warst und gehofft,
Daß du geträumt hast, der Geschichte
Längst abgewelkte Jugendblätter,
Sie dauern grün im Zeitenwetter,
Und daß sie dir noch bringen Früchte,
Die ewig frisch das Herz dir laben,
Weil Einer aufstand, der begraben.
O, Freund, sey bis zum Tod betrübt,
Daß du so dumm warst und geliebt,
Wie diese Blätter dir geboten,
Den ungeheuern Urdespoten!

Faust.

Den Herrn nicht lieben, wäre schwer;
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr.

Mephistopheles.

So, Faust, du hast es recht begonnen:
Die Wahrheit mehr — ist viel gewonnen.
Sieh, wie das Feu'r die Zunge streckt,
Nach dem geweihten Futter leckt: —
Hinein damit, hinein damit,
Und deiner Knechtschaft bist du quitt!

Faust

nimmt die Bibel mit Andacht

Mich soll der Glaube nimmer locken.
Sie brennt; ihr Zauber ist besiegt;
Der Trost, den sie geboten, fliegt
Zerstreut in grauen Aschenflocken.
Entschieden war mein Sinn zuvor,
Als dich mein Wort heraufbeschwor.
Jetzt wär's zu spät, mich zu bedenken,
Im Herzen noch den süßen Wahn
Unschlüssig feig herumzuschwenken:
Ich schütt' ihn plötzlich aus: wohlan,
Ich bin ein Mann, und was ich liebe,
Lieb' ich mit vollem Mannestriebe,
Ich lieb's auf Leben und auf Sterben,
Auf Heil und ewiges Verderben.
Wohlan, du letzter Helfer, sprich:
Willst du zur Wahrheit führen mich,
Daß ich ihr Antlitz schauen mag?

Mephistopheles

Ich will; doch schließe den Vertrag.
Das beste Mittel wäre fast,

Du hängteſt dich an tiefen Aſt:
Doch wirſt du wohl noch länger weilen
Herum dich treiben auf den Schellen:
Und wenn ich's recht genau bedenke,
Schad' wär's, daß Fauſt ſich jetzo henke.
Dein halbes Leben iſt verfloſſen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einſam in ſtudiis verſtübelt,
Haſt nichts gethan und nichts genoſſen.
Haſt noch die Weiber nicht geſchmeckt,
Noch keinen Feind in's Blut geſtreckt.
Das Beſte, ſo das Leben beut,
Haſt du zu koſten dich geſcheut.
Sonſt iſt des Menſchen höchſte Luſt,
Daß liebend er ein Kindlein mache,
Und wenn er haßt, dem Mann der Rache
Den Dolch zu ſtoßen in die Bruſt.
Denn liebend zeugen, haſſend morden,
Iſt Menſchenherzens Süd und Norden:
Und was dazwiſchen innefteckt,
Sind Keime, doch zurückgeſchreckt,
Sind Sproſſen, doch die halben, matten,
Von Todtſchlag oder von Begatten.
Du warſt bis jetzt ein blöder Thor:

Drum höre, was ich schlage vor:
Der alte Zwingherr hält die Erde
In knechtisch frömmelnder Geberde:
Doch hat mein Erzfeind nicht verjagt
In seiner Welt mir freie Jagd.
Verdinge dich mir zum Gesellen
Und hilf mein Waidwerk mir bestellen.
Ich will dafür, bei meinem Leben,
Die Wahrheit dir zum Lohne geben,
Und Ruhm und Ehre, Macht und Geld,
Und Alles was den Sinnen hold.
Von deiner Seel' es sich versteht,
Daß sie mit in den Handel geht.
Laß bluten die verharschte Hand,
Zu schreiben mir das Vaterland,
Und daß dazu beitrage jeder,
Reich' ich dir diese Hahnenfeder,
Die ich in einem Forste fing,
's war grade Sonntag früh, zu Pfingst,
Dem Raubschütz aus dem Hute flog,
Als ihm in's Herz die Kugel flog.
Recht artlich war es anzusehn,
Wie so der Dieb, im dichten Laub
Versteckt, auflauscht dem Wildesraub;

Wie doch vier Jäger ihn erspähn,
Wie er auf sie drei Kugeln sendet,
Von denen jed' ein Leben endet,
Die vierte, ohne Sakrament,
Ihm selber durch die Lungen rennt.
Was ist dir, Faust, du wirst so blaß,
Ging dir zu Herzen gar der Spaß?

Faust.

So reiche mir den Hahnenkiel:
Doch laß der Laune freches Spiel,
Die widerlich dein Wort mir salzt.

Die Feder betrachtend.

Der arme Hahn, voll Liebesnoth,
Hat selber sich dem bittern Tod,
Und mich der Hölle zugesalzt.
Hier unterschreib' ich den Vertrag,
Weil ich nicht länger zweifeln mag.

Mephistopheles.

So recht, mein Faust, es ist geschehn:
Leb wohl, auf frohes Wiedersehn!

Der Jugendfreund.

Große Wohnung.

Graf Heinrich von Straßburg und Kanzler Wagner, seiner Sorge.

Wagner.

Ihr werdet nimmer ihn erkennen;
Verwandelt ist sein ganzes Wesen,
In jedem Zuge ist zu lesen,
Was ich nicht wage laut zu nennen.
Als wär' er innerlich zerbrochen,
Wich alle Freude von ihm fort.
Der Finstre spricht oft lange Wochen
Mit mir, dem treuen Freund, kein Wort.
Es ist mit großem Herzeleide,
Wenn ich gezwungen von ihm scheide.

Er that mich laben und belehren,
Ich werde schwer sein Wort entbehren.
O, daß ein Mann von so viel Wissen
Kann seyn im Herzen so zerrissen!

Ilenburg

Wohl lange hat sich Faust herumgetrieben,
Bin ohne Kunde lang von ihm geblieben.
Vorüber sind zehn Jahresstunden,
Seit ich und mein geliebter Faust
Die hohe Schule Wittenbergs besuchten
Und in der Schenke manche Nacht verbrachten.
Noch steht vor mir sein herrlich Bild.
Wie war er dort so frisch, so wild,
Wie war er dort der Erste stets,
Die edle Kraft war sein Gebiet!
Wie er den alten Perückherren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthürmern,
Dem Autoritum zum Trotze,
Die hochgethürmten Lehrgebäude,
Des Volksverstandes Burgverließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies!
Und wie sein Geist, voll Forschermuth,

Nur nach den höchſten Sternen flog,
So war ſein Herz voll edler Glut,
Der ſchnell die tapfre Klinge zog.
Nicht beugen konnte ſolchen Mann
Die Zeit, die tief mit ihrer Beute
Zu Füßen ihm vorüberrann;
Und was er war, iſt er noch heute.
Und wenn ihn einſt der Tod erfaßt,
Thut er's mit zagendem Verdruß,
Wie ein Rebellenknecht erblaßt,
Der einen König morden muß.

Wagner.

Und doch iſt er ein Andrer ganz und gar,
Als er vor wenig Monden war.
Er hat die theure Wiſſenſchaft,
Verkennend ſeine eigne Kraft,
Und ſeine Pflichten aufgegeben;
Auf dunklen Bahnen geht ſein Leben,
Wohin ich ihn nicht kann geleiten,
Will ich mein Seelenheil nicht auch verſcherzen.
Mag auch die Freundſchaft gegenſtreiten,
Ich ſcheid' von ihm; weiß Gott, mit ſchwerem Herzen.

Ifenburg.

Seyd ihr ſein Freund, ſo bleibt ihm treu,
Sein finſtres Weſen geht vorbei.
Wie ſehn' ich mich, o daß er käme!
Daß ich ihn ſchließ' in meine Arme,
Und ihn entreiße ſeinem Harme,
Und euch Kleinmüthigen beſchäme!
War ich ſein liebſter Freund ihm doch,
Er hielt mich ſtets vor Allen hoch.
Ihr werdet ſehn, mir wird's gelingen,
Die Freude wieder in ſein Herz zu bringen.

Wagner.

Das hoff' ich, leider! nimmermehr.
Die Freude flieht mit ſchnellen Sohlen:
Läßt man ſie fort ſo weit, wie der,
So iſt ſie nimmer einzuholen. —
Seht nur, da liegen noch die Splitter
Vom alchymiſt'ſchen Apparat,
Den er im Zorn zerſchlug, zertrat;
Wie kränkt' er mich damit ſo bitter!
Da kam er heim in ſpäter Nacht,
Als ich am Herde noch gewacht,

Und so vergnügt mein Feuer schürte,
Und meinen Kolben hitzt' und rührte:
Da rief er aus mit wildem Spott:
„Ist doch die sämmtliche Natur
Zu unsrer Qual geschäftig nur,
Ein heimlich tückisches Complott:
Die Glieder halten fest zusammen,
Daß keins das andre je verräth,
Von ihrem Sinne was gesteht,
Daß sie, geworfen in die Folterflammen,
Den Märtyrtod des Schweigens sterben."
Er rief's und hatte mit den Worten
Phiolen, Flaschen und Retorten
Zerschmettert schnell in tausend Scherben.
Herr, so umnachtetem Gemüth
Kein Hoffen mehr auf Erden blüht.

Faust

bereintretend und auf Ifenburg zueilend

O Freund aus meinen Jugendtagen!
Mein Ifenburg! dich sandte Gott!

Ifenburg

Mein Faust!

Sie umarmen sich.

Wagner.

Wohl mir, ich hör' ihn wieder ſagen,
Und ohne Groll, den Namen Gott.

Iſenburg kommt herzutreten.

Dein Leben traf ein harter Streich;
Mein Fauſt, wie biſt du worden bleich,
Seit ich dich ſah zum letztenmal!

Fauſt.

O Freund! du ſchöner, letzter Strahl
Von meiner Sonne, die verſunken!
Wohl bleich, — ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in ſtarken Zügen,
Und meine böſen Würfel liegen.

Iſenburg.

Nein, nein! mußt wieder dich erheben
Und freuen dich am ſchönen Leben.
Nicht länger hier ſo einſam bleib,
Nimm dir an's Herz ein holdes Weib.
O Freund, du kennſt die Liebe nicht,
Sie ſoll dir bringen Troſt und Licht.

Iſt an der Welt dein Herz erkrankt,
Und wenn dein guter Glaube wankt,
Blick' einem Weibe, das dich liebt,
In's Auge, und dein Gram zerſtiebt.
Die Welt wird ſich dir freundlich zeigen,
Es werden all' die Stimmen ſchweigen,
Die dich zum Abgrund lockend riefen,
Du blickſt in heitre Gottestiefen.
O, laß dein Herz an Vaterwonnen
Sich froh zum ew'gen Frühling ſonnen.
Was frommt die ungewiſſe Saat
Der Wiſſenſchaft? was frommt die That?
Die leichte Saat verweht der Wind,
Und eine That iſt doch kein Kind!
Du kannſt ihr nicht die Locken ſtreicheln,
Ihr nicht in's liebe Antlitz blicken,
Und ihr mit ſüßen Namen ſchmeicheln,
Das warme Haupt an's Herz dir drücken.
Ich hab's erfahren: Weib und Kind
Das höchſte Gut auf Erden ſind.

Fauſt.

Ich will kein Weib als Braut umſchlingen.
Mein Leben iſt ein wildes Hadern,

Aus grelldurchgiftet bösen Adern
Soll mir kein Kind, mir gleich, entspringen.
Mir taugt kein Weib voll Lieb' und Treu,
Es ward mein Herz versöhnungsscheu.
Ein Weib, das mir nicht Ekel brächte,
Das müßte fromm seyn und im Bund der Mächte,
Mit denen ich in Bruch und Fluch;
Das wär' ein ärgerlicher Widerspruch.
Wenn du das helle, farbenfrohe
Röslein hinfreygeist in den Eichenspalt,
So wird es von der scharfen Lohe
Des Baumes schwarz und mißgestalt.
Kurz, Freund, laß mich damit in Frieden;
Mir dünkt die Welt ein enges Kerkerloch,
Und hält' ich im Gefängniß noch
Der Bürde seyn, mich anzuschmieden?
Für mich ist jedes Glück verloren.
Ich will dir treuen Freund nicht sagen,
Du könntest mich zu schwer beklagen,
Wenn ich mein Leben zugeschworen.

Isenburg.

O schwör' es einem Herzen zu,
Das ohne dich ist ohne Ruh.

Gedenkst du meiner Schwester noch, Theresen?
Sie war ein zartes Mägdlein noch
Als sie dich sah, und konnte doch
Von deinem Bilde nicht genesen;
Ist nun ein Fräulein, herrlich anzuschauen,
Die Zierde aller sächsischen Jungfrauen,
An Seele fromm und himmlisch rein:
Kannst du sie lieben, sey sie dein!
Als einst ich nah dem Tode lag,
Da standst du treulich, Nacht wie Tag,
Am Bett mir, bis dein seltnes Wissen
Des Todes Armen mich entrissen.
Du hast das Leben mir gerettet,
Ich rette dir den Lebensfrieden,
So ist dein Glück und mein's entschieden,
Wir sind auf ewig festverkettet.
Wie freundlich mir die Zukunft glänzet!
Der Liebe und dem Herrn ergeben,
So wollen wir zusammenleben
Auf unserm Schlosse, waldumkränzet,
Uns theilen brüderlich in Gottes Segen,
All' unsre Freuden treu zusammenlegen.
Faust, freue dich, und reiche mir die Hand,
Mit mir zu ziehen in mein Heimathland!

Fauſt.

Geliebter Freund, du biſt umſonſt gekommen,
Nun kann mir deine Treue nichts mehr frommen.
Du letzter Strahl aus meinen hellen Tagen,
Kann dich und deine Liebe nicht ertragen;
Du dringſt mir in des Buſens Finſterniſſe,
Beleuchteſt mir des Herzens tiefe Riſſe,
Die durch und durch hinab zur Hölle klaffen.
's iſt aus! leb wohl! ich muß mich dir entraffen! —

Fauſt eilt davon. Iffenburg eilt ihm nach; doch Mephiſtopheles erfüllt das Haus mit ſchwarzem Nebel, in welchem Fauſt verſchwindet.

Der Teufel.

Landstraße

Mephistopheles

allein und dem fortteilenden Faust von ferne nachschreitend.

Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn 's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht,
Als wären alsdann seine Tugendwächter,
— Die doch am Ende nur gedungne Fechter —
Vom Schmerz berauscht, verschlafen an der Pforte.
Gewaltig packten ihn des Grafen Worte:
Nun steht's mit meinem Faust am rechten Sprunge,
Ganz durchgeweicht ist mir der arme Junge,

Wogegen er ſich lange mochte ſträuben,
Dem wird er nun ſich raſch entgegenſtürzen,
Im Drang ſich zu zerſtreuen, zu betäuben,
Die Tage des Verdruſſes abzukürzen,
Friſch zu verzehren ſeine Lebenskraft
Im Todestaumel ſüßer Leidenſchaft.
Von Chriſtus iſt er los; noch hab' ich nur
Zu löſen meinen Fauſt von der Natur.
Gelingen wird's, ich hab' es mir durchdacht!
Tief in die Luſt, bevor die Lieb' erwacht!
Mit Weibern zärtlich rohes Spiel getrieben!
Manch Kind gezeugt! — So wird der grade Stand
Sich zwiſchen Fauſt und der Natur verſchieben,
Und er im Unmuth ſtürmen an den Rand.
Dann faßt die Liebe ihn am ſteilen Bord,
Und ſtürzt hinab ihn jählings in den Mord.
Und ſchlug er der Natur dann manche Wunde,
So läßt ſein Stolz ihn nicht Verſöhnung ſuchen;
Nein! weil er ſie gekränkt, wird er ihr fluchen
Und los ſich reißen wild aus ihrem Bunde.
Iſt mir der Bruch gelungen zwiſchen beiden,
Von jeder Friedensmacht ihn abzuſchneiden,
Dann ſetzt er ſich mit ſeinem Ich allein,
Und in den Kreis ſpring' ich dann mit hinein.

Dann laſſ' ich rings um ihn mein Feuer brennen,
Er wird im Glutring hierhin, dorthin rennen,
Ein Skorpion ſein eignes Ich erſtechen. —
So wird mein Schmerz am Göttlichen ſich rächen,
So will Verſtoßner ich mein Leiden kühlen,
Verderbend mich als Gegenſchöpfer fühlen.

Der Tanz.

Luſtſchenke.

Hochzeit. Muſik und Tanz.

Mephiſtopheles als Jäger zum Fenſter herein.

Da drinnen geht es luſtig zu;
Da ſind wir auch dabei. Juchhu!

Mit Fauſt eintretend.

So eine Dirne, luſtentbrannt,
Schmeckt beſſer als ein Foliant.

Fauſt.

Ich weiß nicht wie mir da geſchieht,
Wie mich's an allen Sinnen zieht.
So kochte niemals noch mein Blut,
Mir iſt ganz wunderlich zu Muth.

Mephiſtopheles.

Dein heißes Auge blitzt es klar:
Es iſt der Lüſte tolle Schaar,
Die eingeſperrt dein Narrendünkel,
Sie brechen los aus jedem Winkel.
Fang Eine dir zum Tanz heraus,
Und ſtürze keck dich in's Gebraus!

Fauſt.

Die mit den ſchwarzen Augen dort
Reißt mir die ganze Seele fort.
Ihr Aug' mit lockender Gewalt
Ein Abgrund tiefer Wonne ſtrahlt.
Wie dieſe rothen Wangen glühn,
Ein volles, friſches Leben ſprühn!
's muß unermeßlich ſüße Luſt ſeyn,
An dieſe Lippen ſich zu ſchließen,
Die ſchmachtend ſchwellen, dem Bewußtſeyn
Zwei wolluſtweiche Sterbekiſſen.
Wie dieſe Brüſte ringend bangen
In ſelig flutendem Verlangen!
Um dieſen Leib, den üppig ſchlanken,
Möcht' ich entzückt herum mich ranken.

Ha! wie die langen, ſchwarzen Locken
Voll Ungeduld den Zwang beſiegen
Und um den Hals geſchwungen fliegen,
Der Wolluſt raſche Sturmesglocken!
Ich werde raſend, ich verſchmachte,
Wenn länger ich das Weib betrachte:
Und doch verſagt mir der Entſchluß,
Sie anzugehn mit meinem Gruß.

Mephiſtopheles.

Ein wunderlich Geſchlecht fürwahr,
Die Brut vom erſten Sünderpaar!
Der mit der Höll' es hat gewagt,
Vor einem Weiblein jetzt verzagt,
Das viel zwar hat an Leibeszierden,
Doch zehnmal mehr noch an Begierden.

Zu den Spielleuten

Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
Iſt viel zu ſchläfrig noch gezogen!
Nach eurem Walzer mag ſich drehen
Die ſieche Luſt auf lahmen Zehen,
Doch Jugend nicht, voll Blut und Brand.
Reicht eine Geige mir zur Hand,

's wird geben gleich ein andres Klingen,
Und in der Schenk' ein andres Springen!

— — — — — — — — — —

Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
Der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende, nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei in's Gemurmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hülfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Bube, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von feinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten:
Der eine, besiegte, verstummt allmählig,

Die liebenden Beiden umklammern ſich ſelig,
Im Doppelgetön die verſchmolzenen Stimmen
Aufraſend die Leiter der Luſt erklimmen.
Und feuriger, brauſender, ſtürmiſcher immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erſchallen der Geige verführende Weiſen,
Und alle verſchlingt ein bacchantiſches Kreiſen.
Wie närriſch die Geiger des Dorfs ſich geberden!
Sie werfen ja ſämmtlich die Fiedel zu Erden.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß ſie nicht mittanzen können, bedauern.
Vor Allen aber der ſelige Fauſt
Mit ſeiner Brünette den Tanz hinbraust:
Er drückt ihr die Händchen, er ſtammelt Schwüre,
Und tanzt ſie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hinterher jagen die Geigenklänge:
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiſer und leiſer die Geige verhallt.
Die ſchwindenden Töne durchſäuſeln die Bäume,
Wie lüſterne, ſchmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneſchall

Aus duftigen Büſchen die Nachtigall,
Die heißer die Luft der Trunkenen ſchwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel beſtellt.
Da zieht ſie nieder die Sehnſucht ſchwer,
Und brauſend verſchlingt ſie das Wonnemeer.

Das arme Pfäfflein.

Wie's Völklein in der Stube
Die tollſten Tänze ſpringt,
Und in die Luft der Bube
Zuhöchſt die Dirne ſchwingt,
Verſtummt die Geig', verſchwunden
Der fremde Waidgeſell,
Und wie von hundert Hunden
Erſchallt ein laut Gebell.
Am Geigerbänkel ſitzend,
Aus rothen Augen blitzend,
Sieht einen ſchwarzen Pudel
Das bange Bauernvolk:
Fauſts Hund, Präſtigiar genannt,
Im Lande weit und breit bekannt.

Doch war's von ihm nur Necken,
Die Leutchen zu erſchrecken,
Denn mit gedrucktem Schädel,
Diskretem Schwanzgewedel
Der Pudel ſich verkriecht
Zu's Eck und rührt ſich nicht.
Die Burſche haben, luſtberäubt,
Gar bald den Spuk vergeſſen,
Die Dirnen wieder ungeſträubt
Zum Tanze ſich vermeſſen.
Auch ſind beſchämt die Muſikanten
An ihre Bank zurückgeſchlichen,
Es werden die beliebt bekannten
Drehwalzer beſtens abgeſtrichen.
O arme Dorfesfiedel,
Dein Ruhm iſt nun zerſtört!
Weh Ohr einmal gehört
Ein reizend Höllenliedel,
Dem ſoll die Einfalt ſchweigen,
Iſt ſchwer zu Dank zu zeigen.
Jetzt durch die Schenke poltert,
Von Eiferſucht gefoltert,
Der Hahnrei-Bräutigam,
Dem Zauſt ſein Schäpel nahm.

Er hat den Garten rings durchsucht,
Und aus und ein den Wald durchsucht.
Laut verzehrt den Wunden,
Die Braut ist nicht zu finden.
Arm Hannchen ist verfallen
Der Meue scharfen Krallen,
Denn als des Zauders Bande
Im vollen Kuffeebrande,
Im glühendsten Vereinen
Der Taumelnden sich lösten:
Ergriff sie lautes Weinen,
War sie nicht mehr zu trösten. –
Nun sehn erstaunt die Bauern,
Wie der, auf den sie lauern,
Eintritt mit kaltem Muth.
Er hatte, tanzgeschäftig,
Vergessen seinen Hut,
Den Mantel, zauberkräftig,
Sein Fahrzeug durch die Luft:
Und Alles: „packt ihn!“ ruft.
Wie sie den Doctor schnell umringen,
Wie sie die harten Fäuste schwingen,
Die guten Lehren festzunageln,
Die brausend auf den Sünder hageln.

Den Fauſt jedoch berührt das nicht.
Verachtung lächelt ſein Geſicht.
Er donnert in's Getümmel:
„Still! rührt euch nicht, ihr Lümmel!“
Da faßt ſie alle ſchnell der Bann,
Und keiner ſich bewegen kann,
Und wie geſtellt ihn der Verdruß,
Ein jeder ſo verharren muß:
Die Mäuler ſind weit aufgeriſſen,
Zu ſchelten drollig ſtumm befliſſen:
Die Fäuſte, zornzuſammengepreßt,
Sie wurzeln in der Luft gar feſt.
Als gute Fauſtversteinerung
War wirkſam die Versteinerung;
Denn wie nun Fauſt den Zauber hob,
Sprach Jeder ſeufzend ein: Gottlob!
Wie Fauſt herab ſich ließ, zu ſagen:
„Wir wollen friedlich uns vertragen!“
Schleicht Jeder mit geſenkter Stirne
Zu ſeiner Flaſche oder Dirne.
Die Bauern werden allgemach
Mit Fauſtens Rath' vertrauter,
's wird in der Schenke nach und nach
Die Freude wieder lauter.

Der schwarze Pudel kriecht hervor
Zu Faust mit freudigem Rumor,
Bemüht, den Doctor zu erfreuen
Mit seltsamlichen Gaukeleien.
Doch, nun die Thür wird aufgethan,
Und kommt ein junger Wandersmann
Mit einem hübschen Frauenbild,
Und ringsum grüßt, verlegen mild,
Und Wein begehrt, und fasset Platz.
Unweit von Faust, mit seinem Schatz:
Beginnt der Hund zu zittern,
Zu schnuppern und zu wittern,
Und läßt sich nicht bescheiden,
Stets knurrend um die Beiden.
Der fremde, luftige Gesell
Scheint weidlich froh an seiner Stell',
Er trinkt es seiner Schönen zu,
Sie kosen zärtlich, du zu du,
Ihn scheint das frohe Lärmen,
Der goldne Bergwein, Guß auf Guß,
Stets gründlicher zu wärmen;
Er gibt der Schönen Kuß auf Kuß.
Die Heißverliebten schämen
Mit nichten sich und nehmen

In so behaglichem Besitz
Dem Groll des Hundes nicht Notiz,
Nun aber ist der Pudel frisch
Mit einem Satz auf ihrem Tisch,
Und gierig schnappt Pollignar
Dem fremden Wandersmann in's Haar,
Reißt ihm vom Kopf sein Häubchen,
Ein rund Perrückenscheitelchen,
Und trägt, dem Mann zu Schimpf und Tort,
Rasch hin den lustigen Rapport.
Weh! wo vom Haupt das Käpplein fuhr,
Kriecht vor verrätherisch — die Tonsur.
Der Hund verbringt ein grimmig Kläffen,
Wie man den schelmisch gelben Pfaffen
Hat in der Schenke scharf geplagt,
Und sammt dem Weib hinausgejagt.

Die Lection.

[illegible]

[illegible] Wilhelm, Faust, [illegible] Mephistopheles [illegible]
[illegible]

Wilhelm.

Gelehrte Herren, ich bin entzückt,
Daß mir zu finden ist geglückt
Ein paar so köstliche Talente.
O daß ich doch die Mittel fände,
Zu lohnen solche Trefflichkeiten!

Mephistopheles.

Wir sind zu Eurem Dienst bereit.
Talente, Herr, von andrer Art

Sind für gemeinen Lohn zu zart;
Für mich und dieſen Muſenſohn
Iſt's reichlicher Genuß und Lohn,
Zu ſehn, wie unſre Phantaſeien
So recht verſangen und gedeihen.

Miniſter zu Faust

Ihr alſo, hochgelahrter Mann,
Dem ſich kein Stern der Facultäten
In artibus vergleichen kann,
Ihr ſeyd vorerſt von mir gebeten,
An meines Fürſten Trauungsfeier
Zu ſchmücken morgen Eure Leier
Mit einem feinen, blühend warmen,
Und ſchmeichelhaften Hochzeitscarmen;
Daß Ihr darin den hohen Geiſt,
Die unvergänglich großen Werke,
Die Tapferkeit des Königs preiſt,
Und ſeine ſchöne Jugendſtärke.
Auch laſſet über Eure Saiten
Der Braut erhabne Zierden gleiten,
Mit denen wirklich ſie begabt,
Und ſolche, die ſie nie gehabt,

So, daß ſie ſelbſt nicht unterſchiede
Die wahren und die angefungnen
Liebreize in dem ſchlauverſchlungnen
Ganz meiſterhaften Hochzeitsliede.

Fauſt.

Ich will, was meine Kräfte können,
Das Feſt mit einem Liede zieren;
Doch müßt Ihr mir die Ehre gönnen,
Es kann auch ſelbſt zu declamiren;
Kein Andrer ſpricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm von Herzen geht.

Miniſter.

Ihr thätet zwar mir eine Liebe,
Wenn morgen mir die Ehre bliebe,
Was Ihr gedichtet, vorzutragen,
Doch will ich dem Gewinn entſagen.

Mephiſtopheles.

Das Lied wird gut, ich ſteh' dafür,
Ihr klopftet an die rechte Thür.

Fauſt abgehend.

Ich will im Schatten jener Fichten
Euch die beſtellten Verſe dichten.

Miniſter zu Mephiſtopheles.

Und Ihr, hochpreislicher Scholaſt,
Ihr wiſt gewiß ſo Manches noch,
Was recht in meine Pläne paßt:
Fahrt fort in Euern Reden doch.
Es unterbrach Euch, o verzeiht,
Die Hochzeitangelegenheit.
Ihr ſeyd mein Mann, noch fand ich nie
Solch ein politiſches Genie.
Vielwerther Freund, habt doch die Güte
Und laßt mich weiden an der Blüthe
Der Staatsweisheit, die Ihr gefunden
In ſo beglückten Forſcherſtunden.

Mephiſtopheles.

Das Erſte alte, wie geſagt,
Wird immer ſeyn; Das Volk geplagt!

Miniſter.

Wenn aber ſich das Volk empört?

Mephiſtopheles.

Nur in zwei Fällen bricht's das Getter:
Wenn Ihr's geplaget allzubitter,
Wenn Ihr's zu plagen aufgehört;
Steht das Euch nicht im hellſten Lichte,
So ſeyd Ihr ſchwach in der Geſchichte.

Miniſter.

Ich geb' es zu; doch nennet, was
Gibt uns der Plage rechtes Maß?

Mephiſtopheles.

Ihr Herrſcher über Volk und Land,
Das iſt der Klugheit rechter Stand:
Verkümmert ſtets, doch nie zu ſcharf,
Dem Volk den ſinnlichen Bedarf,
Und lenket ſo all ſein Begehren
Nach dem, was Ihr ihm könnt gewähren.
So wird es, nach dem Nächſten greifend,
Niemals weitſichtig, überſchweifend,
Nach dem gelüſten frechverwegen,
Was nicht in Eurer Macht gelegen.

Das Volk ſich gerne ſelbſt belügt.
Es iſt am Ende hochzufrieden,
Und unterthänigſich vergnügt,
Wenn ihm des Zwingherrn Huld beſchieden,
Was ohne ihn und ſeine Kette
Das dumme Volk von ſelber hätte.

Miniſter.

Der Grundſatz klingt für mich entzückend,
Und iſt gewiß auch volksbeglückend;
Doch thürmen ſich ihm allerwegen
Der Feinde gar zu viel' entgegen.

Mephiſtopheles.

Der ſchlimmſte Feind für Euer Wirken
Iſt der Gedanke, der da feiert,
Als Vagabund entfeſſelt ſteuert
Nach fernen, luftigen Bezirken.
Laßt Ihr ihn ziehn vom Heimathſtrand
Fort in die öde, weite Fern,
So ſchleppt er Euch zurück in's Land
Das Bild von jener ſchönen Fee,
Der Freiheit, die auf ferner Inſel

Von Geiſtern wohnt; — das Volk wird toll,
Und: Freiheit! Freiheit! ſehnſuchtsvoll
Ruft dann ſein Fluchen, ſein Gewinſel.

Meiſter.

Wie ſägte ſich der ewig ſchwanke,
Nie feſt zu haltende Gedanke?

Mephiſtopheles.

„Verkümmert ſtets, doch nie zu ſcharf,
Dem Volk den ſinnlichen Bedarf."
O haltet feſt an dieſem Worte.
Wie Weingeiſtesflamme, der Retorte
Dienſtbar, muß Elixire kochen,
Sollt Menſchengeiſt Ihr unterjochen,
Stellt Euren Sklavenköpfe
Dem Magen heizen ſeine Töpfe.
Will jemals von den Nutzgeſtalten,
Daran Ihr nichts die Geiſter halten,
Sich der und jener diſpenſiren,
Sich in's Ideenreich verlieren,
Weil er in Schriften gar den Knochen
Einnamen was vom Menſchenrechten:

So müßt Ihr solche Herrscherplagen
In ihrem Keime gleich erschlagen.
Ich rath' Euch hier das beste Mittel:
Wie für die Thaten einst die Alten
Censoren hielten, sollt Ihr halten
Censoren als Gedankenbüttel.
Ja, so ein Censor, so ein ächter,
Ein unerbittlich scharfer Wächter
Und tapferer Gedankenwürger,
Der leider! erst, zum Heil der Bürger,
In fernen, schönern Zeiten sproßt,
Das wäre so mein Augentrost!
Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
Da ist sein Bild mir klar erschienen,
In meinen patriotischen Träumen:
Wie er mit lieben Forschermienen
Gedanken greift auf ihrer Flucht,
Und ihre hüllenden Gewande,
Jed' Fältlein lüftend, streng durchsucht,
Ob sie nicht führen Contrebande
An allerlei verruchten Dingen,
Ob sie ein Liebesbriefelein
Der Freiheit wollen überbringen,
Und ein gefährlich Stelldichein. —

Mir ward in jenen Visionen
Beglückter Zukunft schönster Gruß:
Ich sah das Heer von Maulspionen,
Welch ein prophetischer Hochgenuß!
Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
An's Loch des Bau's ihm Schlingen stellen,
Drein sich der Loose muß verfangen,
Treibt ihn aus seiner dunklen Schluft
Hinaus vorwitziges Verlangen
Nach freier, frischer Waldesluft:
So schaut' ich damals mit Ergetzen
An Menschenmundes offner Pforte
Spione lauern und die Worte
Auffangen mit Verraths-Netzen.
Hat es die Politik gebracht
In ihrer Kunst zu solchen Flügen,
Dann ist begründet Eure Macht,
Dann ist Regieren ein Vergnügen.

Minister.

Nur seufzend kann ich nach dem Eden,
Das mir aufblüht in Euern Reden,
Und hoffnungslos hinüberschauen;
Unüberspringlich weite Klüfte

Gräbt mir mein Fürſt, der — im Vertrauen
Etwas gewiſſenhaft Verblüffte.

Ein Hofbedienter
mit Erfriſchungen kommend

Verzeihen, Herr Miniſter, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle,
Aufmerkſam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfriſchung einzuladen.

Miniſter zu Mephiſtopheles

Mein trefflicher College, laßt
Euch von dem Obſte was belieben;
Ich pfropfte ſelbſt den braven Aſt,
Der dieſe Pfirſchen mir getrieben,
So farbig friſch und ſaftgeſchwellt;
Nehmt von den Pflaumen, wenn's gefällt,
Kühlt Euch an dieſer edlen Traube,
Gepflückt von meiner Lieblingslaube.

Mephiſtopheles.

Viel Dank, viel Dank; ich find' es eben
Im Garten hier nicht gar ſo heiß,
Wie dieſer Burſche vorgegeben

In ſeinem dieneriſchen Fleiß.
Natur kommt mit Erfriſchungsfrüchten
Etwas post festum angezogen,
Wenn ſchon die Sommerglut verflogen,
Und 's Laub will von den Bäumen flüchten;
So bringt die Weisheit ihre Kühlung
Im Nachtrab ſtets der Leidenſchaft,
Wenn's aus iſt mit der heißen Fühlung,
Wenn ſchon von ſelber friert die Kraft,
Und Tod ſich niſtet in die Glieder.
Auch iſt mir überhaupt zuwider
Das Obſt, an dem ſich Kinder laben,
Und die noch was vom Kinde haben.
Ihr heißet da mit ſolcher Luſt
Den Pfirſich, daß der Bart Euch faſtet;
Dran ſeh' ich, was ich längſt gewußt,
Daß Ihr noch ſehr am Wahne haftet.
Ihr habt noch viel zu viel vom Kinde;
Und weil ich wollt' aus Eurem Herzen
Die letzte Spur vom Kinde merzen,
Darum ich mich vor Euch befinde.

Miniſter.

Ihr ſeyd ſehr wunderlich, Scholaſt!

Ich ſah noch niemals Euresgleichen;
Betracht' ich Euch genauer, faſt
Will mich's unheimlich überſchleichen.

Mephiſtopheles.

Laßt das, mein Gönner; lieber ſeht
Den Burſchen hier Euch ſchärfer an,
Im Knechtskittel angethan,
Wie dem die Sklavenmiene ſteht!

Miniſter.

zum Bedienten.

Entferne dich. —

Zu Mephiſtopheles.

Ihr habet Recht,
Geboren ſcheint er mir zum Knecht.
Mein Freund, es iſt wahrhaftig köſtlich,
Und ſehr für unſre Hoffnung tröſtlich,
Daß ſo die Menſchen ein Behagen
Am Sklaventhum im Herzen tragen,
Es iſt durchaus nicht zu verkennen,
Sie lernen leichter Sklavenſitten,
Als daß ſie Freiheit an ſich litten,
Für die ſie doch ſo leicht entbrennen.

Mephiſtopheles.

Und alſo, meint Ihr, müſſet freilich
Ihr guten Herren Euch bequemen,
Des Herrſchens Laſt auf Euch zu nehmen,
Damit die Andern recht gedeihlich
Und ungeſtört dem ſüßen Triebe
Der Sklaverei ſich widmen können;
Den Andern ihre Luſt zu gönnen,
Seyd Ihr das Opfer Eurer Liebe.
Vergeßt Ihr meine Worte nicht,
Könnt Ihr ein großer Staatsmann werden.
Gebt Eurem Herrn auch Troſt und Licht
Zu ſeinen fürſtlichen Beſchwerden.
Nun aber kann ich nicht mehr weilen,
Ich muß zu meinem Doctor eilen.

Das Lied.

Saal im königlichen Palaſte.

Der **König**, die **Königin** und die Großen des Reiches ſitzen an der Hochzeitstafel. Allgemeines Zutrinken und Anklingen mit den Pokalen.

Der Miniſtergünſtling

ſich von ſeinem Stuhl erhebend.

Auf einen Wink von Euren Majeſtäten
Soll in den Saal ſogleich ein Sänger treten,
Den ich aus fernem Lande herbeſchied,
Zu feiern dieſes Feſt mit ſeinem Lied.

Der König.

Daß Ihr zum Feſt den Sänger uns geladen,
Befeſtigt Euch in unſern höchſten Gnaden.

Die Königin.

Ihr ſetzet meinen Dank in Eure Schuld;
Nehmt dieſen Ring als Zeichen meiner Huld.

Mephiſtopheles.

Das Lied wird gut, ich ſteh' dafür;
Ihr klopftet an die rechte Thür.

Während der Miniſter den Ring auf ſeinen Knien empfängt, tritt Fauſt mit einer Guitarre ein.

Fauſt ſingt zur Guitarre.

Greift die Leier hin und her,
Was ein Lied das beſte wär',
Nirgends doch die grobe Hand
Feines Schmeichelverslein fand;
Pflücke nun vom nächſten Aſt
Euch ein Sprüchlein, bring's zu Gaſt
Stecher Mann' haſt keinen Leib,
Keine Seel', du blödes Weib'
Drum, du hocherlauchtes Paar,
Paßt zur Hochzeit auf ein Haar
Dir das Sprüchlein: Mann und Weib"
Eine Seele und Ein Leib'

Alle erheben sich unwillig und drohend von der Tafel. Faust und Mephistopheles fahren zum Fenster hinaus. Der Minister ist vor Wuth und Schreck wahnsinnig geworden, und heult herumspringend und die Hände ringend, fort und fort:

Mann und Weib

Eine Seele und Ein Leib! —

Die Schmiede.

Faust reitet hin im grauen Dämmerschein
Auf seinem Rappen, sinnend und allein.
Es zieht der Weg durch grüne Wogenfelder,
Durch Oesterreichs erhabne Eichenwälder.
Der Reiter folget ohne Wunsch und Wahl
Dem Weg bergüber und durch manches Thal.
Heiß war am Frühlingstag der Sonne Sengen,
Das Roß ist müde von des Weges Längen,
Und von des Reiters feurigen Gedanken,
Die es gefühlt als Spornstich in den Flanken.
Jetzt duldet Faust dem Rosse seinen Willen,
Es lenkt an einen Bach, den Durst zu stillen.
Der Reiter läßt die losen Zügel sinken,
Das müde Roß am klaren Quelle trinken,

Und er gewahrt mit lächelndem Vergnügen,
Wie seinem Rappen in gedehnten Zügen
Die Flut behaglich rieselt durch die Zähne,
Und wie im Wasser badet seine Mähne.
Zum weitern Ritte faßt er drauf die Zügel,
Von ferne winkt ein Dorf am Waldeshügel. —
Die Dämmerung verliert sich tiefer immer
In stille Nacht, kein Mond, kein Sternenschimmer.
Bald hat das Roß, erquickt von seiner Labe,
Das Dorf erreicht im aufgefrischten Trabe.
Die Häuser decket schon ein trauter Friede,
Nur brennt noch frisch das Feuer in der Schmiede.
Die Eisenstange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer springt der Funkentanz.

Faust in die Schmiede tretend

Ich grüß' euch, hämmernder Kumpan!
Ihr seyd doch früh und spät geschoren.
Schlagt meinem Roß ein Eisen an,
Das auf dem Waldweg ging verloren!

Meister

Seyd schön gegrüßt, mein edler Gast!
Ja, wohl muß unser Eines hämmern,

Wenn längſt der Tag hat ſeine Raſt;
Wie bei des Morgens frühſtem Dämmern.
Doch ſind wir fröhlich, ſchwing' ich doch
Den Hammer für mein Weib und Kind,
Und ruht nun endlich das Gepoch,
Umfaßt ihr Arm mich lieb und lind,
Und meine rüſtigen Geſellen
Erklopfen redlichen Gewinn,
Und haben ſtets dabei im Sinn,
Sich auch ein Ehbett aufzuſtellen.

Fauſt.

Ihr ſollt den Rappen mir beſchlagen,
Kam nicht nach Eurer Eh' zu fragen.
Hemmt Eure raſche Plauderflut!

Meiſter.

Verzeiht, war Euch mein Wort zur Laſt.
Das Eiſen liegt ſchon in der Glut,
Gleich wird's dem Hufe angepaßt.
Ich bin ein einfach plumper Schmied,
Der leicht die rechte Art verſieht.
Hier aber tritt aus ihrer Stube

Mein Weib, das Euch begrüßen will:
Auf ihrem Arm mein jüngster Bube.
Nun bin ich gerne wieder ſtill.
Der Anblick, Herr, Euch doch erzählt,
Daß mir's im Haus an Glück nicht fehlt.

Schmieds Frau.

Mein Herr, ich grüß' Euch unterthänig!
Verargt mir nicht, daß ich ein wenig
Will ſolchen ſeltnen Gaſt beachten
Und ſeine Koſtbarkeit betrachten.
Die ſchwarze Feder am Barette!
Am Hals von Gold die ſchwere Kette!
Die unſers Biſchofs iſt geringer!
Viel Ring' an beiden Händen blitzen,
Gar edle Stein', Ihr habt ja ſitzen
Schier Haus und Hof an jedem Finger!

Faust.

Das Weib mit ihrem Kindelein,
Umglüht vom hellen Eſſenſchein,
Gefällt mir wahrlich gar nicht übel;
Ich grüß' Euch, Frau, und euer Bübel!

Meister.

Hier, edler Herr, beschlag' ich Euch
Das Roß: doch gönnt' mir meine Bräuch',
Ich singe gern dazu das Lied
Von einem guten, alten Schmied.

Er singt, indem er das Roß beschlägt.

Mein Rößlein, ich
Beschlage dich,
Sey frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Nach flinkem Lauf;
Leicht wie die Luft,
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich
Gar frisch und fromm,
Und wieder komm!

Faust.

Mein guter Schmied, wenn Euer Eisen
Nicht fester haftet an der Mähre,
Als Eure weise Sittenlehre,
So wird's nicht lange mit mir reisen.

Meister.

Ich meine, Herr, ein frommer Segen
Thut Manchem gut auf seinen Wegen;
Da aber sey Gott gnädig vor,
Daß er an Euch die Kraft verlor!

Faust.

Was Ihr da schwatzt von Gottesgnade,
Klingt meinen Ohren matt und fade.
Da, nehmt für Eure Müh den Lohn,
Führt vor mein Roß, ich will davon.

[illegible]

Meister.

Ihr habt mas Gut's in Euren Hügen,
Traum kann mich Euer Wort nicht trügen:
Doch seht Ihr bleich vom Karfer Matt,
Und Euer Augen sehn verstört,
Ob Euer Inneres heimlich litte,
Ihr scheint mahrhaftig krank; traum hirt.
Bleibt diese Nacht in meinem Haus,
Und schlaft Euch von dem Ritt aus,
Was noth auch Eurem Pferde thut,
Ihr habt's gejagt wohl müd und heiß,
Auf seinem Rücken steht der Schweiß.
Von seinen Weichen rinnt das Blut.
Herr, tretet in mein Zimmer ein,
Labt Euch an einem Becher Wein.

Zu seinem Diener

Geh, Knecht, hol' aus unserm Keller
Vom Gumpoltskirchner, von dem alten,
Und deck' die zinnern blanken Teller,
Worauf der Bischof Mahl gehalten,
Als von der Jagd er eingekehret
Bei mir mit vielen Edelleuten.

Und mit dem Hufeisen wie gefeiet
Mein niedres Haus auf ewige Zeiten.

Faust

Die Abendmahlzeit nehm' ich an
Für mich und meinen guten Rappen;
Dann mag er wieder frisch die Bahn
Mit mir durch Nacht und Nebel tappen.

Schmieds Frau

Erwartet nur das Morgengrau;
Was eilt Ihr doch so gar geschwind?
Ihr trachtet wohl zu Eurer Frau?
Habt Ihr daheim ein krankes Kind?

Faust

Ihr ärgert mich doch fort und fort
Mit Eurem gutgemeinten Wort.
Da hatt' ich einmal an der Rechten
'nen bösen Finger, als ein Tölpel kam,
Der seine plumpe Liebe übernahm,
In seine Arme mich zu flechten;

Er drückte mir in seiner Lust'
Die Rechte mit so zärtlicher Gewalt,
Daß ich die Finger [illegible] im Schmerz geballt
Und ihm die [illegible] blutig [illegible].
Und wenn Ihr nicht so [illegible]
Gemüthlich [illegible] vor mir [illegible],
So hätt' ich euch schon längst das Haus
[illegible]

Weiber

Verdammt! verflucht! was soll das heißen?
Das käm' Euch wohl zu stehen theuer!
Mein Herr, ich wünscht' Euch dort in's Feuer
Wie einen voll'gen Nagel schmeißen!

Faust

Laßt Euch gefallen, kommt zum Essen;
Will meine [illegible] an Euch nicht vergessen.
Reicht mir die Hand, seyd wieder froh.
Schwört, Ihr gefielt mir selber so,
Wie Ihr im hellen Feuer brenntet,
[illegible]

Schmied

(bem bie Hand reichend)

Nehmt nichts für ungut, edler Gaſt,
Ihr habt ein wenig hart gefaſt.

Sie haben ſich geſetzt an's Abendmahl.
Die Wirthin dient mit freudigem Geſicht,
Entſchuldigend ein jegliches Gericht
Mit ihrer Kochkunſt gar beſchränkter Wahl;
Daß ſie gefaßt auf ſolchen Gaſt nicht wäre,
Doch hoffe ſie, der Gumpoldskirchner Wein,
Der wackre, werde noch der Retter ſein
Von ihres Mannes gaſtfreundlicher Ehre.
Der Doctor läßt die Mahlzeit ſich behagen;
Die brave Hausfrau hat in froher Haſt
Ihm Speiſen, köſtlich, ſchmackhaft, aufgetragen,
Und drängt zu eſſen herzlich ihren Gaſt.
„Sie hat ein gut Gemüth, drum kocht ſie gut,
„Drum wird an ihrem Tiſch mir froh zu Muth!“
— Spricht Fauſt — „wir wollen ihr ein Vivat! bringen.“
Er ſchwingt den Becher mit dem goldig hellen
Bergwein: „Stoßt an, mein Schmied, und ihr Geſellen,
„Die Wirthin lebe!“ und die Gläſer klingen.

„Ich hab's erfahren oft auf meinen Reiſen"
— Bemerkt nun Fauſt mit ſchwatzhaftem Vergnügen —
„Der Frauen Herz, voll räthſelhaften Zügen,
„Erprobt ſich ſtets am Wohlſchmack ihrer Speiſen.
„Wenn ſo ein gutes Weib kocht, brät und ſchürt,
„Und in den Topf den Wunſch des Herzens rührt,
„Daß es den Gäſten ſchmecke und gedeihe,
„Das gibt den Speiſen erſt die rechte Weihe!" —
Darauf beginnt der Ritter zu erzählen
Von ſeinen Thaten viel und Abenteuern,
Sie ſehen ihn mit froh geſpannten Seelen
Gen Rieſen kämpfen und durch Meere ſteuern;
Prahlhaft gedenkt er manchen Schauderfalles
Aus ſeinen vielbewegten Lebensſtunden,
Und manch ein Schwank wird Augenblicks erfunden;
Die guten Leutchen aber glauben Alles.
Wie ſtrahlt der Wirthin freundliches Geſicht!
Nur manchmal wird ihr blühend Antlitz blaſſer,
Wenn Fauſt im Eifer das geſchwungne Meſſer
In's ſeine Tiſchtuch ihr zuweilen ſticht;
Fauſt ſpricht, die Dulderin anlächelnd, ſpöttiſch:
„Oft ſchon ergötzte mich auf meiner Fahrt
„Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
„Daß ſie am Tiſchzeug hangen faſt abgöttiſch,

„Daß ſo ein Stich auf ihre weißen Linnen
„In's Herz ſie trifft!“ — Er ſtoßt die Meſſerſpitze
Tief durch's geblümte Tuch, und aus der Ritze
Sehn Alle, ſchreckenbleich, Blutstropfen rinnen.
„Seht, Frau, hier euer häuslich Herzblut fließen:
„Doch ſollt ihr mir nicht gar zu viel vergießen!“
Fauſt wollte ſie nicht dauerhaft erſchrecken:
Er läßt ſogleich des blut'gen Spukes Necken
Zuſammt dem Riß vom weißen Tuch verſchwinden;
Es kann die Frau ſich lang nicht wiederfinden.
Fauſt müht ſich jetzt, mit ſeinen beſten Schwänken
Ihr aus dem Sinne liſtig fortzuſchwänken
Des blut'gen Fleckens ſchaurig Angedenken,
Und ſie mit Schmeicheleien zu ergötzen.
Streng blickend nimmt ſie's hin vom fremden Reiter;
Den Schmied bekümmert's nicht, der iſt zu heiter,
Der hat Vertraun ſich eingeflößt im Weine,
Daß Fauſt nur ſcherzend ſpricht in Schmeichelworten,
Und wenn er mit den Roſen ja was meine,
Daß ſie anprellen an verſchloſſ'ne Pforten.
Auch hat er völlig ſich zurückgetrunken
In jenen Tag, deß Glorie ihn umzieht,
Schon wieder iſt der dankbar gute Schmied
In ſeinen lieben Biſchof ganz verſunken.

Der Meister

Mein Herr, ihr untersagtet mir's vergebens,
Hier wäre Schweigen Sünd', es muß heraus:
Es war die schönste Stunde meines Lebens,
Als einst Hochwürden traten in mein Haus.

— — — — — — — — — — — —

Da lächelt Faust, er will nicht widersprechen,
Doch denkt er still und haltbar sich zu rächen,
Und er beginnt, wie spielend, die Buchstaben
In's Zinn des Tellers unbemerkt zu graben:

Von diesem Teller ließ einmal,
Als mit Halleh' durch Berg und Thal
Die Jagd verklungen und verbraust,
Ein frommer Bischof sich's beliehen,
Und heute thut's der Doctor Faust,
Der sich dem Teufel hat verschrieben.

Es wird an's Fenster geklopft

Faust hinaustretend

Ich muß hinaus, es wird mein Diener seyn,
Er wagt es nicht zu treten frei herein.

Mephiſtopheles

(zu Fauſt)

Mach ſchnell, mach ſchnell, verſäume nicht dein Glück!
Das ſchöne Weib ging wieder in den Keller,
Sie lange du gekitzelt auf den Teller,
Nicht merkend ihren führerſtohlnen Blick.
Ich will indeß den dummen Schmied
Und die beſeſſenen Geſellen
Mit einem luſt'gen Schelmenlied
Um eine Viertelſtunde prellen.
Mach ſchnell, mach ſchnell, dem jungen Weib
Gliht ſchon vor Luſt der ſüße Leib!

Fauſt.

Du ſagſt, dieß Weib iſt nimmer zu verführen,
Die blickt nicht aus, die hält an ihren Schwüren:
So gern ich auch die friſche Frucht genöſſe,
Ich mag' es nicht, ſie gab mir keine Blöße.
Die Sünd' iſt Spaß, doch kann's mein Stolz nicht tragen,
Von einem Weib zu werden abgeſchlagen.

Mephiſtopheles

(indem er Fauſt gegen das Kellerfenſter zieht)

Geſchwind iſt ein hübſcher Cavalier,

Fein huldigend, den Frauen auf dem Lande,
Denn nicht begriffen wird in niedrem Stande
Und plump genossen ihre schönste Zier.
Die junge Wirthin that nur, ob sie grollte,
Sie lugte auf den schönen fremden Ritter
Wohl öfter hin und länger als sie sollte;
Die Weiberzucht hat mürb' und morsche Gitter
Mach schnell, mach schnell, versäume nicht dein Glück,
Sie gab dir einen süßverstohlnen Blick!

— — — — — — — —

Der heiße Faust verwünscht die Weiberfreue,
Er schwankt noch immer zwischen Lust und Scheue,
Als nun die brave Wirthin mit den Krügen
Vom Keller kommt, und schon von fern die vollen
Dem Gast zuschwingt mit schalkhaftem Vergnügen,
Nicht ahnend was die fremden Männer wollen.
Sie mahnt den Ritter freundlich unbefangen:
„Eilt noch nicht fort, laßt Euch noch einmal füllen
„Das Glas!“

Der Bergmannsbuhn [illegible]

„Doch wer ist der, um Gotteswillen?“
Fragt sie erschrocken, mit verfärbten Wangen.
Faust gibt nicht Antwort, wie sich selbst entrückt,
Das Blut in seinen Adern stürmisch wallt.

Und ſeine ganze Flammenſeele zückt
Auf ihre ſchöne, reizende Geſtalt. —
Da klopft es an die Thüre mit Gewimmer;
Scheu zögernd, mit zerriſſenem Gewand,
Tritt eine blaſſe Bettlerin in's Zimmer,
Ein ausgehungert Kind an ihrer Hand.
Die Arme fleht in ihrer bittern Noth
Für's Kind und ſich um einen Biſſen Brod;
Man möchte doch in einem Winkel wo
Barmherzig ihnen ſtreun ein Häuflein Stroh.
Da ſpringt zu Fauſt ſein Diener hin und ſchlägt
Ihn auf die Schulter derb: „Freund, aufgewacht!“
Und dreht ihn nach der Bettlerin und lacht,
Daß dröhnend ſich das ganze Haus bewegt.

Mephiſtopheles.

Kennſt du dein Hannchen noch aus jener Schenke?
O wiederhole die verliebten Schwänke:

Nachſprechend.

„Die mit den ſchwarzen Augen dort
„Reißt mir die ganze Seele fort.
„Ihr Aug' mit lockender Gewalt,
„Ein Abgrund tiefer Wonne, ſtrahlt!“

Jetzt iſt es hohl, und leer an Wonnen,
Ein ausgepumpter Thränenbronnen.
„'s muß unermeßlich ſüße Luſt ſeyn,
„An dieſe Lippen ſich zu ſchließen,
„Die ſchmachtend ſchwellen, dem Bewußtſeyn
„Zwei wolluſtweiche Sterbekiſſen!"
Die Lippen, welk, nach Brod nur ſchmachten,
Und betteln um ein Uebernachten.
Du ſahſt „die Brüſte ringend hangen
In ſelig flutendem Verlangen!"
Und ſiehſt ſie jetzo niederhangen;
Die Arme hat an dieſen Brüſten
Dein Kind, gezeugt in tollen Lüſten,
Und ihren Jammer auferzogen,
Die haben ſie ſo ausgeſogen.
Willſt um den Leib, den hungerſchlanken,
Du noch „entzückt herum dich ranken?"

Immer ſpottender.

„Ha, wie die langen ſchwarzen Locken
„Voll Ungeduld den Zwang beſiegen
„Und, um den Hals geſchwungen, fliegen,
„Der Wolluſt raſche Sturmesglocken!"
Jetzt hangen träg die ungeſtümmten Haare,
Als lägen ſie ſchon lieber auf der Bahre.

„Greif zu! greif zu! bist sonst kein Kostverächter!“
Und wieder schallt sein höhnisches Gelächter.
Faust wird todtblaß, es zittert seine Seele
Vom ungeheuren Wechsel dieser Stunde:
Der Reue Schmerz schnürt heftig ihm die Kehle,
Er bringt kein Wort aus stummbewegtem Munde.
Lang stand er so; doch, plötzlich nun gefaßt,
Reicht er der Bettlerin mit Krampfeshast
Die Börse Gold, abwendend sein Gesicht.
Sie heftig aus in lautes Weinen bricht,
Zeigt ihm sein Kind mit schrecklicher Geberde,
Und wirft die Börse klirrend auf die Erde.
„Du mußt mich führen heut noch zum Altar!“
So ruft sie schmerzverwirrt und rauft das Haar.
Da stürzte Faust hinaus und auf sein Roß,
Das sturmgeschwind mit ihm von dannen braust,
Und hinterher mit ihrem Kinde schoß
Die Bettlerin, nachrufend: „Faust! Faust!“
Sie hat ihn bald in dunkler Nacht verloren;
Er aber kann, wie er auch stürmt und flieht,
Den bangen Ruf nicht schütteln aus den Ohren,
Und überall ihr Bild sein Auge sieht.
Es treibt ihn fort, trotz seiner Seelenbängniß,
Stets tiefer in die Sünde sein Verhängniß.

Der nächtliche Zug.

Am Himmel ſchwere, dunkle Wolken hangen
Und harrend ſchon zum Walde niederlauſchen.
Tiefnacht; doch weht ein ſüßes Frühlingsbangen
Im Wald, ein warmes, ſeelenvolles Rauſchen.
Die blüthentrunknen Lüfte ſchwinden, ſchwellen,
Und hörbar rieſeln alle Lebensquellen.
O Nachtigall, du theure, rufe, ſinge!
Dein Wonnelied ein jedes Blatt durchdringe!
Du willſt des Frühlings flüchtige Geſtalten
Auch Nachts in Lieb und Sehnſucht wach erhalten,
Daß ſie, ſolang die holden Stunden ſäumen,
Vom Glücke nichts verſchlafen und verträumen. —
Fauſt aber reitet fürder durch die Nacht,
Und hat im düſtern Unmuth nimmer Acht

Der wunderbar bewegten Frühlingsſtimmen.
Er läßt nunmehr ſein Roß gelaſſen ſchlendern
Den Weg dahin an friſchen Waldesrändern.
Leuchtkäfer nur, die hin und wieder glimmen,
Bedämmern ihm die Pfade manchesmal,
Und ſelten ein verlorner Sternenſtrahl.
Je tiefer ihn die Bahn waldeinwärts führt,
Je ſtiller wird's, und ferner ſtets verhallen
Der Bäche Lauf, das Lied der Nachtigallen,
Der Wind ſtets leiſer an den Zweigen rührt.
Was leuchtet dort ſo hell zum Wald herein,
Daß Buſch und Himmel glühn in Purpurſchein?
Was ſingt ſo mild in feierlichen Tönen,
Als wollt' es jedes Erdenleid verſöhnen?
Das ferne, dunkle, ſehnſuchtsvolle Lied
Weht ſüßerſchütternd durch die ſtille Luft.
Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
Von ſeinen Lieben weinend, betend kniet,
In ſeine hoffnungsmilden Schmerzensträume
Hinter den Gräbern flüſtern die Gelänge
Der Seligen: ſo ſäuſeln dieſe Klänge
Wohllautend durch die aufhorchſamen Bäume.
Hanſt hält ſein Roß und lauſcht, geſpannter Sinne,
Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne

Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
Da scheucht es ihn, in's Dunkel hoher Eichen
Seitab des Wegs mit seinem Roß zu weichen,
Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmählich.
Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Zehn priesterliche Greise, streng gereiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.

Als ſie vorüber, und der letzte Ton
Des immer fernern, leiſern Lieds entflohn,
Und als der fernen Fackeln letzter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,
Als Fauſt im Finſtern wieder ſteht allein:
Da faßt er feſt und wild ſein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in ſeine Mähnen
Und weint an ſeinem Halſe heiße Thränen,
Wie er noch nie ſo bitter ſie vergoß.

Der See.

An Kloſtermauern, alten, einſam düſtern,
Iſt weit ein ſtiller See hinausgegoſſen;
Am Saume Binſ' und Weide heimlich flüſtern,
Und ſanftgewiegte Waſſerblumen ſproſſen.
Hell ſcheint der Mond, es ſpielen, leiſen Bebens,
Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See,
Wie über den Geheimniſſen des Lebens,
Und ſeiner Tiefe ungeahntem Weh,
Die Kinderſeelen lieblich zitternd ſpielen,
Die rein und klar vom Himmel niederfielen.
Am Ufer wandelt Fauſt und ſein Gefährte,
Der heute unvermerkt den Abendgang
Zu dieſem See, zu dieſem Kloſter kehrte.
Nun ſtehn ſie ſtill und beide ſchweigen lang.

Verſenkt iſt auch die Nacht in ernſtes Schweigen,
Man hört es, wenn im Kloſtergarten ſacht
Ein frühgewelktes Blatt entfällt den Zweigen,
Wenn auf dem See ein Lüftchen halb erwacht.
Seltſame Töne aus dem Schilfe dringen,
Und manchesmal das Schweigen unterbrechen:
Die Vögel dort von Wanderzügen ſprechen
Im Traum und regen ſehnſuchtsvoll die Schwingen.
Zum See hinſtarrend, hat ſich Fauſt verloren
In ſtummes Trauern, daß er ward geboren.

Mephiſtopheles.

Blick auf die Mauern dort, ſind Altbekannte;
Vor ihnen iſt dein ſchmachtend Lied erklungen,
Woran die ſchöne Nonne heiß entbrannte,
Sie haſt du damals feurig überſprungen.
Dort ragt der Baum, wo ihr ſo wonnig ſaßet
Und euch in ſüßer Trunkenheit vergaßet,
Der Baum, der eure Küſſe überrauſchte,
Wenn euch ein Ohr in jener Nacht belauſchte.
Blick auf den Mond, es iſt derſelbe noch,
Er ſtand, wie jetzt, genau ſo voll, ſo hoch;
Nur daß er damals eurem Glutverlangen,
Und heute eurem Kummer aufgegangen.

Der Mond, der deinem Auge strahlt so helle,
Dringt auch der Nonne mahnend in die Zelle.

Faust.

Wirst mir zuwider und verhaßt;
Du wirst mir immermehr zur Last.

Mephistopheles.

Verhaßt? das kümmert mich mit nichten,
Du kannst es ohne mich nicht richten:
Bin doch für dich von großem Reize,
Denn deine kranke Seele braucht,
Daß nicht ein Seufzer sie verhaucht,
Zur Stärkung meine scharfe Beize.

— — — — — — — —

So sprach der böse Führer; plötzlich sprang
Er in den See hinab, der ihn verschlang:
Nach kurzer Weile taucht' er jetzt empor,
Und was er hat heraufgeholt vom Grund,
Streckt seine Hand den Blicken Faustens vor:
„Das ist aus jenen Zeiten noch ein Fund!"
Da schimmern schreckhaft hell im Mondenscheine
Von einem Kind die nassen Todtenbeine.

Maria.

Wie Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen, hellen Klang,
Durch Stadt und Flur und stillen Waldeshang
Weithin geführt vom sanftbewegten Weste:
So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.
Vergebens war manch Dichterherz entglüht,
Zu schildern durch begeisternde Gesänge
Der jungfräulichen Reize hold Gedränge,
Das um den schönen Leib Maria's blüht:
Vergebens preist sein bettelhaft Geklimper,
Wie tief dieß Auge mit der Schattenwimper

In ſüße Einſamkeit das Herz entreißt
Und alle Welt umher vergeſſen heißt:
Wie dieſe Roſenlippen ſich erſchließen,
In jedem Wort ein holdes Lied vergießen:
So läßt der Lenz aus friſchen Roſenröthen
Der Nachtigallen Zauberlieder flöten:
Wie dieſe ſanftgehauchte Jugendglut,
Ein Traum von Roſen, auf den Wangen ruht,
Vom Morgenroth ein fernes Wiederſcheinen,
Das einſt geſtrahlt den Paradieseshainen.
Sie iſt ſo ſchön, die ſchönſte der Jungfrauen,
Daß man ſie nicht kann ohne Schmerz betrachten,
Denn zitternd ſpricht das Herz mit bangem Grauen:
Nach dir muß ſelbſt der Tod, der kalte, ſchmachten! —
O ſchwelge noch in ihrem Anblick, Welt,
So lange dieſer flücht'ge Zauber hält!
Berauſchet euch in ihrem Odem, Lüfte!
Verhaucht, beglückte Blumen, eure Düfte!
O eilet ſchneller aus den Himmelsfernen
Herüber, goldne Strahlen von den Sternen,
Und ſtrömet eure Küſſe auf ſie nieder,
So holde Jungfrau findet ihr nicht wieder.

Der Maler

Einsam die hohe Königsvilla ragt,
Und ragt in's Meer vom steilen Felsenstrand
Cypressenhaine und Orangengärten,
Die schattend sich an ihr landeinwärts dehnen,
Erwecken oft dem Hermann heimlich Sehnen,
Schifft er dahin die müßten Wogenfelder. —
Es ruht auf Land und Meer ein schwüler Tag,
Es regt sich kein Blatt, kein Wellenschlag;
Doch Abends kommt ein schwarz Gewölk gezogen,
Der Sturm erwacht und wühlet in den Wogen.
Am offnen Fenster lehnt im Sommerhaus
Maria, blickend in das Meer hinaus.

Die sieht der Sonne letzte Gluten schwinden,
Die überläßt ihr blondes Haar den Winden,
Die kreuzig mit der Lockenbeute schwanken,
Und ihrer Seele sinnigen Gedanken.
Und Faust, in stummer Wonnetrunkenheit,
Die holde Königstochter entzerfeit.
Er ist ein Meister in der Kunst der Farben,
Sein Ruhm und sein Bemühn die Gunst erwarben,
Dem königin Maria's Bild zu malen,
Eh sie verglühn, der Schönheit Morgenstrahlen.
Er ist zur höchsten Stelle hier gedrungen,
Die je ein kühner Maler noch erschwungen:
Marien gegenüber, stundenlang!
Die wunderbaren Züge zu erfassen,
Und seine Seele frei zu überlassen
In tiefer Schönheit ihrem Untergang!
Ein schönes Bild! die Reize ohne Namen
Umschließt des Fensters luft'ger Bogenrahmen:
Das wilde Meer, die Wetterwolken tragen
Die Lichtgestalt als dunkler Hintergrund.
Faust wollt' ein kühig Abenteuer wagen,
Und schaute hier das Herz sich tetewund.
Er hat manch Weib genossen und verlacht:
Hier aber soll er schmerzlich sinn werden:

Der wahren Frauenschönheit holder Macht
Kann widerstehen keine Macht auf Erden. —
Ein schönes Bild! wie sanft und lieblich ruht
Marions Antlitz auf der dunklen Flut;
Ha! wie berauscht die aufruhrvollen Wellen
Um ihren weichen, warmen Busen schwellen,
Und höher stets an ihrem Nacken steigen,
Sie mitzureißen in den wilden Reigen!
Ihr goldnes Haar auf schwarzen Wellen wallt,
Die Blitze flammen aus den Wetternächten
Und flattern um die göttliche Gestalt,
Ein Strahlendiadem um sie zu flechten. —
Je mehr nun Faust des Bildes Farbenglanz
In wunderbarem Leben sieht erwarmen,
Je heftiger ergreift sein Herz der Drang,
Entzückt das süße Urbild zu umarmen.
Doch, wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in engig auserlesensten Weisen;
Das ist kein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie fast mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.

Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Die Warnung.

Herzog [illegible] reitet durch einen Wald zur Stadt.

Mephistopheles

ihm entgegenkommend.

Ihr reitet nicht behaglich heute;
Nichts kann beirren euren Tritt,
Nicht [illegible], nicht Wetternacht,
Nicht nasse Haut und [illegible]!

Herzog

Wer bist du, hoher, grauer Wicht,
Mit diesem Teufelsangesicht?

Mephistopheles

Ich bin, was meine Miene spricht.
Man sieht mir in's Gesicht geschaut,
Wenn auch dem Herrn ein wenig graut.
Ihr seht so seinen Kopf nicht mehr
Betrachtet diese Zimmerfalte,
Da diese fischer, tiefe, falte,
Von einem Tag' zum andern mir
Einst kam ein Mathematicus,
Ein scharfer Ritter Minusplus,
Der schlaue Bursch hörte mich
Und nannte diesen Zollstrich
Das Minuszeichen alles Guten,
Vom Kreuze Plus das Gegentheil,
Wobei er rechn' auf's Ebenbild.
Doch, edler Herr, Ihr müßt auch spüren:
Derweil Ihr mein Gesicht studirt,
Zeichnet ein Rahmen ganz verbrannt
Die Züge Eurer schönen Braut
Macht laut, ob sie den Kranz verlier!

Der Herzog.

Du lügſt, du lügſt, es kann nicht ſeyn!
Maria iſt getreu und rein.
Doch ſterben ſoll auf friſcher That,
Wer meiner Braut ſich frech genaht!

Der Mord.

Die königliche Villa.

Prinzessin **Maria**, ihre **Zofe**, **Faust**, später Herzog **Hubert**.

Faust.

Das Bild ist fertig, und ich glaube,
Mir ist gelungen zur Genüge,
Zu fesseln Eure holden Züge
In meiner Blicke stillem Raube.

Das Bild betrachtend.

Wie dieses sanfte, schöne Bild
Auf wildem Meeresgrunde ruht,
So ruht es ewig, klar und mild,
Auf meines Herzens wilder Flut.

Prinzessin

Es mag dem Künstler widerfahren,
Hat er ein Bild mit Fleiß vollbracht,
Daß ein Erinnern oft nach Jahren
An dessen Züge ihm erwacht.

Page

Das, gnädige Gebieterin,
Bleibt eurem Maler als Gewinn,
Der Eure Schönheit Zug für Zug
So wahr lebendig übertrug,
Daß sich das Bild ihm ungebeten
Im Angedenken wird verspäten.

Joan

Hell flammt in diesem Augenblick
Mir auf mein ganzes Mißgeschick.
Was ich bis jetzo nicht gekannt,
Hat mich allmächtig übermannt.
O lächelt, holde Königstochter,
Herab voll Mitleid auf mein Weh,
Der ich vor Euch, ein Unterjochter,
In meiner bittern Armuth steh',

Wenn Ihr mein glühend Herz verſteht,
Bleibt mir auch nicht der karge Troſt,
Daß ich mit einem ſtolzen Leide
Von Eurem lieben Antlitz ſcheide,
Daß ich auf meinem Trauerwege
Euch noch ein Opfer noch geweiht,
Entſagend, meine Seligkeit
Auf Eure Schwelle niederlege:
Hab' keine zu verlieren mehr,
Das drückt das Herz mir doppelt ſchwer.
Doch, blick' ich wieder Euch in's Angeſicht,
So hat die Hölle, der ich zugeſchworen,
Mit einmal ihre Macht an mir verloren,
Mir ſtrahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
O nein! ich kann, ich will Euch nicht entſagen,
Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!

Prinzeſſin.

Verlaſſet mich, unheimlich bang
Wird mir vor Eurem ungeſtümen Drang,
Kann Eure dunklen Worte nicht verſtehen;
Doch ruht auf Eurer Stirne tiefes Trauern,
Das mich bewegt zu innigem Bedauern,
Lebt wohl! ich will Euch nimmer wieder ſehen.

Faust auf die Knie fallend

Ach, nur ein leises Wort, ein Hauch, ein Blick,
— Und wär' es nur ein mitleidsvoller Trug, —
Daß Du mich liebst, es ist genug, genug,
Auf immer zu verwandeln mein Geschick.
Mag dann der Hölle tiefes Qualenmeer
Mit seinen Wogen rauschen um mich her,
Ich werde nicht darin zu Grunde gehn,
Mir wird aus Deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
Verzweifelnd muß die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
An's heilige Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab' ich Dich errungen!

Herzog Hubert herzinstürzend

Erstick' in deinem frechen Uebermuth!
Verdirb, verdirb, schamloses Sklavenblut!
Nach einer Königstochter, Fürstenbraut
Hast du den Blick zu heben dich getraut?
Streckst du, ein unerhört verwegner Buhle,
Die Arme auf aus deinem Pöbelpfuhle?

Am Prinzessin

Laß' ich ihn auch zu deinen Füßen sterben,
Du bist beschimpfet durch sein schnöd Bewerben.
Der Seufzer, den nach dir gesandt sein Lieben,
Ist gift'ger Hauch, vom Sumpf emporgetrieben;
Sein Blick, der frech nach deinen Reizen schmachtet,
Ein Irrwisch faul, der zu den Sternen trachtet.
Es ist dein Bild besudelt und entehrt,
Das er in seinem tollen Hirne nährt,
Das ihm vielleicht im Traum Erhörung lacht,
Mit ihm sich wälzt auf seinem Bett bei Nacht!
Könnt' ich in ihm erwürgen, süße Braut,
Dein Bild, eh' ihn mein Schwert in Stücke haut!
Doch nein! mein Fürstenschwert sey nicht verdammt
An diesem Knecht zu niederm Schergenamt. —

— — — — — — — — — —

Faust steht dem Prinzen gegenüber, schweigt,
Sein Blut aufkochend zu Gesichte steigt,
Empöret von der Lästrung Sturmeshauch;
Aus seinen schwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeschwellte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.
Er schüttelt wild und stolz sein zürnend Haupt,
Er knirscht die Zähne und sein Odem schnaubt,

Die Augen glühn im heißen Rachedürſten
Erſtarrte Blitze auf den ſtolzen Fürſten:
Er zückt ſein Schwert zum ungeheuren Streiche,
Und — nimmer läſtert ihn des Fürſten Leiche.
Maria ſtarr und bleich zu Boden liegt,
Der Schreck ſind Puls und Odem ihr verſiegt.
Die Zofe iſt entflohn; — des Prinzen Glut
Hat ſich nun abgelöſcht in ſeinem Blut. —
Wie iſt es nun ſo ſtill mit einemmal,
Wo erſt der Zorn gebraust, im weiten Saal!
Fauſt ſteht und ſtarrt die Leiche finſter an,
Und draußen ſteigt des Sturmes laute Wuth,
Es rauſcht der Wald, es knarrt der Wetterhahn,
Und an die Klippen ſtürzt die Meeresflut;
Vorbei am Fenſter ſchießen mit Geſchrille
Die Möwen, und die Donner ſchlagen ein:
Doch mag, o Fauſt, das Schrecklichſte dir ſeyn
Der Todte da, mit ſeiner tiefen Stille.

Mephiſtopheles

ploͤtzlich hinter Fauſt ſtehend:

Mir iſt, dich hört' ich einſt im Walde ſagen:
„Ich habe dieſe Liebe nie gekannt,

„Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt:“
Hier aber haſt du Einen drum erſchlagen.
Du biſt doch deßhalb treulos nicht geworden
Der „Liebe für die Wahrheit, die dein Schmerz“
Und wär'ſt du's auch, und hätt' ein bischen Morden
Schon für die Wahrheit abgekühlt dein Herz:
Sie gibt darum dich nimmer doch verloren;
Dein Sehnen hat ſie nicht umſonſt beſchworen;
Und wollteſt du nun aus dem Weg ihr eilen,
Sie ſtellt dir nach, darauf ſey nun gefaßt.
Verſchmähte alte Liebſchaft wird zuweilen
Zudringlich, lieber Freund, und ſehr zur Laſt.
Die Wahrheit ſteht an dieſer Leich' und ſchaut
In's Antlitz dir: ſey Mann und nicht erbebe,
Kühn ihren blutbeſprengten Schleier hebe,
Und ihre leiſe Lippe dir vertraut,
Daß, wer ein Bündniß mit der Hölle ſchlingt,
Den Menſchen Fluch mit ſeiner Liebe bringt.

Fauſt.

Marien hab' ich leider! Fluch gebracht.
O wenn ſie doch in's Leben nur erwacht!

Mephiſtopheles.

Das findet ſich; doch möcht' ich eben

Nicht Zeuge ſeyn, wenn ſie erwacht in's Leben.
Hier iſt's langweilig, Freund, komm fort,
Eh' da im Blut dein heller Muth verroſtet.
Was dir an Freuden hegte dieſer Ort,
Das haſt du, mein' ich, ziemlich ausgekoſtet.

Fauſt.

Komm fort, komm fort, Maria muß mich haſſen;
Doch kann ich nicht zurück ihr Bildniß laſſen.

Die Diener des Hauſes treten an die von Mephiſtopheles verſchloſſene Thür.

Mephiſtopheles.

Das Bildniß kriegſt du nimmermehr, fürwahr!
Ich reiße lieber ein Marienbild,
Zehnfach geweiht, und wundergnadenmild,
Dir eigenhändig wo vom Hochaltar,
Eh ich geduldet mag die Raſerei,
Daß du dich ſchleppſt mit dieſem Conterfei.

Fauſt.

Steh' ich vor dir, dein Werk, ein Mörder auch,
Und neigt ſich's tief mit mir bereits; doch ſpricht

Noch meines guten Geiſtes Sterbehauch:
Bewahre dir dieß Himmelsangeſicht!

Und Fauſt ergreift das Bild mit heißer Haſt,
Der Teufel hat's am andern End gefaßt:
Sie ringen mit dem Bilde hin und her,
Laut zankend, bis der Teufel es erzwingt
Und es mit wildem Hohngelächter ſchwingt
Hinaus zum Fenſter und hinab in's Meer.
Die Diener an die Thür ſtets lauter pochen,
Und ſtürmend kommen ſie hereingebrochen.
Entſetzenſtarr die Königswath' erſchaut
Den Fürſten hingeſtreckt und ſeine Braut.
Sie dringen auf die Fremden, ſie zu faſſen:
Die trotzen, unerſchütterlich gelaſſen,
Den vorgedrehten Hellebardenſpitzen:
Der Böſe läßt nur einen Augenblick
Die Höll' in ſeine dunklen Züge blitzen,
Und die Trabanten ſtürzen bleich zurück.
Nun ſchauen ſie, verblüfft und überwunden,
Den Fremden nach, die ſchnell waldein geſchwunden.

Der Abendgang.

Tiefſchweigend ruhn die Alpenwieſenhänge,
Die Blume ſchließt den Thau in ihren Schooß,
Und freut ſich ſtill an ihrem Frühlingsloos;
Die Vögel ſinnen ſchweigend auf Geſänge.
Fern unten tönt im Thal ein leiſer Brunnen,
Als träumte dem Gebirg von einem Quell;
Es glüht im Abendſcheine purpurhell
Der Wald, verloren in ſprachloſe Wonnen.
Wie freudeſinnend ſteht die Lämmerheerde,
Vergeſſend nun das friſche Alpenkraut;
Still hält der lichte Wolkenzug und ſchaut
Herunter nach der ſchönen Frühlingserde.
Nur manchesmal die blühenden Geſtalten
Der Bäume ſelig rauſchend ſich verneigen.

Ein Windhauch, überschwellend, bricht das Schweigen,
Wie Wonneseufzer nimmer festzuhalten. —
Doch unerfreut von Gottes Lenzgeschenken,
Irrt Faust umher durch Felsen, Wies' und Hain,
Von der Natur geächtet, und allein
Mit seines Mordes bittrem Angedenken.
Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
Hat sich ihm abgewendet und verschlossen;
Er ist von jeder Blüthe kalt verstoßen,
Denn jede Blüthe spricht: du sollst nicht morden.
Der frische Wald, die grünen Lämmerweiden,
Der Friede, der auf allen Bergen ruht,
Und drüber hell der Wolken Freudenglut:
Das Alles muß in's kranke Herz ihm schneiden.
Doch weckt ihm der Seele bangste Qual
Der ferne Bach, tief unten in dem Thal.
Die Wasserstimme, leise klagend, scheint
Ihm seine Unschuld, die von ferne weint.
Doch ist der Mann zu stolz, um solche Wehen
Dem eignen Herzen gerne zu gestehen.
Er läßt die düstern Blicke zürnend rollen,
Und er beginnt mit der Natur zu grollen:
Wie blöde Kinder ihrem Vater lauschen,
Wenn Mährchen bunt von seinen Lippen rauschen,

So horchet ihr, Fels, Wolke, Blum' und Baum,
Dem Mährchen froh in eurem Kindestraum,
Das euch ein Gott erzählt von seiner Liebe,
Indeß der Tod euch trifft mit scharfem Hiebe.
Was laß' ich, Thor, an meinem Herzen nagen
Den Vorwurf noch, daß Jenen ich erschlagen?
Ist nicht der Mord das alte Weltgebot?
Und gibt es ohne Mörder einen Tod?
Mag mir das Herz des Feindes Stahl durchstechen,
Mag mir den Leib Naturgewalt zerbrechen,
Mag diesen Leib an spätem Lebenstag
Selbstmörderische Trägheit überkommen,
Daß er zu seinem eignen Nutz und Frommen,
Sich selber treulos, sich nicht rühren mag: —
Wie auch das Leben aus dem Herzen floh,
All eins, ich bin gemordet, so und so.
Doch faßt es wieder mich mit herber Pein,
Als könne morden nur der Mensch allein.

Mephistopheles

zwischen den Bäumen hervortretend

Ja, ja, es mordet, das ist wahr,
Der Mensch allein, und jeder zwar:

Denn, ſchau dich um, wo find'ſt du einen
So frommen und unmäßig reinen,
Der Niemand haßt auf weiter Erden?
Er haßt, und gibt er auch dem Feind
Nicht zu verſtehen, wie er's meint,
Frei, mit todtſchlagenden Geberden;
Im Herzen doch der Wunſch ihm keimt:
O, wäre der hinweggeräumt!
Im Herzen aber, glaube mir,
Dort hat der Mord ſein Standquartier:
Und wagt er ſich hervor einmal
Aus dem geheimen Schattenthal
Verbotner, ſüßer Luſtgedanken,
Die flüſternd euer Herz umranken,
Hat er den Muth hinaus zu reiſen
Vom Buſen in die Fauſt, in's Eiſen:
So hat ihn nur an's Licht beſchworen
Der Grimm; er ward nicht erſt geboren.
Freund, was dir ſo zu Kopfe geht,
Und was dich brennt mit ſcharfer Pein,
War von dir einzig und allein
Ein Fehler der Genußdiät!
Du ſollteſt brauchen das Gewiſſen,
Damit zu würzen das Genießen:

Haſt zu viel Würze nur genommen,
Nun biſt du bäniſch und beklommen.

Faust.

Wohl gerne glaubt' ich deinem Wort,
Doch rauſcht die Luft und weht es fort:
Es ſprechen dieſe Bäume drein,
Die Häupter ſchüttelnd: nein, o nein!
Ganz andre Worte bringt der Wind
Vom Bache dort heraufgetragen,
Ich hör' es leiſe, ferne klagen,
Und möchte weinen wie ein Kind.
Wär' ich ein Lamm aus jener Schaar!
Die Wolke dort, ſo licht und klar!
Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein!
Doch wie ſie alle rein! doch rein! —
O Wolke dort im Untergang!
Ich ſegne dir dein Wandelſpiel,
Von dem ein Troſt in's Herz mir fiel,
So hoffnungsfroh, ſo ſehnſuchtsbang:
Du Wolke, zeigeſt meinem Blick
Vielleicht prophetiſch mein Geſchick.
Erſt haſt du hell und klar geblüht,
Vom Sonnenſtrahle überglüht: —

Dann wardſt du ſchwarz, es ließ der Schein
Verſunkner Sonne dich allein: —
Und nun zerfließet und vergeht
Dein Bild, vom Abendhauch verweht'
Mir iſt ein Troſt die Hoffnung nur,
Daß einſt, im kühlen Abendhauch,
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finſtres Traumbild der Natur.
Da unten wirkt die dunkle Tiefe,
Wo ich vielleicht geſichert ſchliefe,
Und unerreicht von meinem Dränger,
Der mich verfolget immer bänger.
Der Seele Frieden iſt dahin,
Ich kann der Reue nicht entfliehn:
Verſchließ' ich mich in meine Kammer,
Fühl' ich am Herzen ihre Klammer;
Flücht' ich heraus zu dieſen Eichen,
Seh' ich ſie lauernd nach mir ſchleichen.
Der Bäume kalte Strafgeſichter
Umtrotzen mich wie meine Richter.
Der Frühling iſt der Flur erſchienen,
Um ſeine vollen Lebensfreuden
An Berg' und Thale zu vergeuden,
Doch mir mit fremd verſtörten Mienen.

Ich bin allein vom Lenz verſtoßen;
Indem er täglich neue Sproſſen
Vom Winterſchlafe zieht empor,
Zählt er dem Mörder langſam vor,
Und bitter quälend, Stück für Stück,
Das ſchöne, ſüße Erdenglück,
Das dem Erſchlagnen iſt geraubt,
Und jede Blüthe trifft mein Haupt.
Ich fluche dir, der fort mich riß
In ſeine grauſe Finſterniß
Aus meiner Unſchuld Heiligthum!

Mephiſtopheles

Ein luſtiges Delirium!
Dem Teufel fluchen, das verdreht
In Gottes Ohr ſich zum Gebet?
Ich aber mein', es iſt zu ſpät.
Da ſeh' ich einen Narren leiden,
Weil Blumen ihm Geſichter ſchneiden:
Und weil im Thal die Waſſer lärmen,
Beginnt der weiche Mann zu ſchwärmen.
Das aber iſt die feigſte Richtung,
Daß du dich ſehnteſt nach Vernichtung.

Die Wolke ſoll dir's ſchmeichelnd malen,
Daß du die Zech' nicht darfſt bezahlen? —
Warum denn immer aufwärts gaffen,
Statt ſich im Innern aufzuraffen?
Was kann dich kümmern die Natur
Und ihre Frühlingscreatur?
Iſt ſolcher Thor wohl auch ein Mann,
Den eine Blume kränken kann?

Ironiſch

Du kennſt die Art der Domeſtiken,
Die dir dienſtbare Grüße nicken
Und huldigen zum Ueberfluß,
So lang du ſtehſt auf Freundesfuß
Mit ihrem Herrn; beleidige den,
So iſt's um ihren Gruß geſchehn;
Sie müſſen dem Gebieter dienen,
Und treten ſtolz dir nun entgegen.
Drum ſey dir an den böſen Mienen
Des Lenzgeſindels nichts gelegen. —

Freudenreich

Doch das iſt Scherz; ob die Natur
Dir freundlich ſcheint und wohlgewogen,

Ob feindlich grollend, beides nur
Hast du in sie hineingelogen.

Er zieht einen Krug hervor

Thu mir Bescheid aus diesem Krug,
Ich füllt' ihn eben zu Tokay
Mit Lust und süßer Raserei:
Dein Geist bedarf wohl neuen Flug.

Faust trinkt

Der Wein ist gut; — er macht das Mark
Mir in den Knochen frisch und stark.

Mephistopheles

Es lief der Mensch in grauen Tagen,
Wie uns berichten manche Sagen,
Zu Mahom, Christ und Zoroaster,
Zu holen sich ein Wunderpflaster
Für seine alte Erdennoth,
Den Zweifel und den bittern Tod.
Mehr als Prophet und Messiade
Half ihm des milden Zufalls Gnade,
Der seine Angst gelehrt zu pressen
Aus Trauben sich ein süß Vergessen.

Faust.

Vortrefflich schmeckt der edle Wein!
Komm, schenke mir noch weiter ein!
Er hat den Sinn mir aufgehellt,
Mich wieder auf mich selbst gestellt.

Mephistopheles.

Es gab der Wein schon manchen frei
Aus alten Wahnes Gängelei.
Oft wenn die Gläser lustig schollen,
Mußt' Christus sich von dannen trollen:
Drum ist ein Wein im wälschen Land
Lacryma Christi zubenannt.
Freund! neuen Flug bedarf dein Muth,
Nimm hin und trink, das ist mein Blut!

Scherzen.

Komm, Faustule, wir wollen singen
Und uns an deinen Feinden rächen;
Wir wollen diese Berge zwingen,
Daß sie das fromme Schweigen brechen,
In unser Lied als Chorus fallen
Und unsre Weisen wiederhallen.

Er zeigt in die Berge.

Ruf du nur einmal zum Versuch
Hinüber einen wackern Fluch.

Faust

ruft, [illegible], in die Berge.

Dem Teufel hab' ich mich ergeben,
Dem Teufel lieb' ich, er soll leben!

Mephistopheles

höhnend.

Hörst du sie dort herüberschreien,
Echo, die alte Felsenhure?
Sie läßt sich gleich von Gott und Teufel freien,
Dient jedem gleich mit einem Liebesschwure.
Und was du ihr auch magst entgegenzeien,
Sie wird es, einverstanden, wiederholen.

Faust.

Doch das sind wieder eitel Possen
Und Gleichnisse, die schmählich lahmen;
Natur lebt nur für sich, verschlossen;
Und sie hat nichts mit dir zu kramen;

Und wenn sie dir ein Echo schallen läßt,
Wirft sie dein Wort zurück dir mit Protest.

Faust.

Und doch erregte mir so manchesmal
Der grüne Plunder Herzensqual.
Nun aber fühl' ich Kraft in mir gedeihen,
Die mich von solchem Zudrang will befreien.
Es ballt sich fest in mir und fester immer,
Und schon beren' ich meine Thaten nimmer.

Der Abschied.

[illegible]

[illegible]

am Grabe seiner Mutter.

Eh' das erhöhte Meer
Mich grenzenlos umströmt,
Der Wellen trübes Heer
Auf mich bewußter schäumt,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimathliche Thal,
Dein Grab, o Mutter! sehen.

O, daß der Tod von hier
Zu dir mich fortgenommen!

Es wäre wohl mit mir
Doch nicht so weit gekommen. —
Von deinem treuen Lieben
Ist keine Spur geblieben,
Es schwand in tiefe Nacht
Auch ist der Todten Macht,
Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde scheiden.
Wie schrecklich erkannt
Das feierliche Verheißen
Vom ewigen Wiedersehn,
Als ich dich sah vergehn!
Als sie den Sarg verschlagen
Und dich begraben tragen,
Da hatt' ich ausgelitten;
Mir ward im Herzen eben,
Ob sie mein junges Leben
Von seiner Wurzel schnitten! —
Als mich dein wacher Arm
Noch liebend umfing,
Als hoch und liegend warm
An mir dein Auge hing,
Da konnten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?

Wie einſt durch dieſe Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun ſteht im Mondenſtrahl
Der Strauch ſo dürr und kahl,
Der einſt ſo grün, getroffen
Vom kalten Herbſtwind;
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind. —
Derweil du hier zu Staube
Im ſtillen Grund gemodert,
Iſt in mir, ſeinem Raube,
Das Böſe aufgelodert! —
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren,
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unterm Herzen
Mich trugſt — ſie ſind verloren! —
Doch will's mein Sinn nicht leiden,
Daß ich im letzten Scheiden
Mit einer frommen Zähre
Dir danke und dich ehre,

Und daß ich dir die Treue
Als Grabesroſe ſtreue.
Welch wunderlicher Klang
Traf plötzlich mir das Ohr?
War's nicht wie Klaggeſang,
Was ſich im Strauch verlor?
Hoch nur das Trauerſtöhnen
Verbei der Herbſtesluft?
Begann das Kreuz zu tönen
So bang auf deiner Bruſt?

Mephiſtopheles von ferne

Komm! laß im Mondenſchein
Uns wandeln durch den Hain,
Statt weichlich hier zu klagen,
Wo nur das dürre Laub
Heimrauſcht zum andern Staub,
Und taube Würmer nagen.

Sie entfernen ſich

Das Waldgespräch.

Mephistopheles.

Hörst du im Wald des Herbstes Räuberpfiff,
Mein Freund, und hörst du rauschen seinen Griff?
O Schade, daß der Lenz nicht hundertmal
Mehr grünes Laub getrieben hat im Thal,
Auf daß der Herbst mit hundertfacher Beute
Hinlaufend jetzo mir das Herz erfreute!
Denn weh zumal thut Menschen das Verlieren,
Und nach der Sommerlust ihr erstes Frieren.

Faust.

Nein! es ist elend, daß des Frühlings Leiter
Zu Blüth' und Lust hinauf nicht reichet weiter,

Daß Alles ist so knapp gezählt auf Erden!
Baarbrüchig muß Natur in allen Jahren
Der Forderung der armen Menschen werden,
Hat zur Erhebung kaum Winter sparen.

Mephistopheles.

Das seh' ich gern, wenn Herbst mit Sturmgeklatsche
Das Laub den Menschen wegfegt vor der Nase;
Hat lieber noch, wenn schon der Sommer barsch
Der grünen Hoffnung auf der Aue
In Hagelwettern trommelt einen Marsch,
Daß sie sich trollt bis auf die letzte Spur.
Mir ist's ein Anblick immer zum Entzücken,
Wenn die Natur dem Menschen kehrt den Rücken,
Dem unkaufbaren, feigen und stupiden,
Der sie verkannt, verraten und gemieden.
O hätt' ich einen Juden jetzt zur Stelle!

Faust.

Wozu der Jude, mürrischer Geselle?

Mephistopheles.

Den Juden möcht' ich dreißig scharf und glatt

Für seines Volks Vergehn in alten Tagen.
Die Juden haben euch die Welt verpfuscht:
Der Segensgeist der Juden und Hellenen
Ist ungenutzt an euch vorbeigehuscht:
Nun muß die Zeit es eurer Dummheit zahlen.
Die Juden thaten's, die Messiasnarren
Verführen euch so tief und fest den Karren.
Messias heißt der Keil, den sie getrieben
Hinein, wo Mensch sich und Natur berühren:
Getrennt ist sie nun hier, er dort geblieben,
Seit auf dem Felde sangen Hirte Hirten.
In jener Nacht, der schlimmsten aller Nächte,
Ward das ersehnte Kindlein hergebracht:
Die Juden, zitternd, ahnten ihren Wahn,
Doch sprach ihr Schreck, es sey nur nicht der Rechte.
Schreck blieb im Antlitz den Naturverrätherin,
Und unaustilgbar blieb er auch den spätern:
Mit scharfem Griffel grub in jener Stund,
Durchschneidend alle Zukunft, die Natur
Den Nachgeschlechtern ein des Fluches Spur:
„Die Juden brachen mir den heiligen Bund!"
Zu sühnen jenen alten Fluch, erflicht
Vereinst ein großer Hirte: doch zu spät!
Ein weiter Schreiben nie vergessner Schriften,

Wird an den Todespfahl er Jesum schlagen
Mit seines Geistes diamantnen Stiften,
Den Namen von der Dornenkrone tragen.*
Doch sind erstorben euch urkräftige Triebe,
Verwelkt die wunderbaren Herzensblüthen,
Die starken Lieder, zaubervollen Mythen,
Die götterzeugende, gewaltige Liebe.
Verrathen ward Natur, und ihr Vertrauen
Habt ihr verscherzt und eingebüßt für immer:
Ihr mögt ihr forschend in das Antlitz schauen,
Ihr scheues Herz erschließt sich euch doch nimmer:
Denn wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren,
Wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren.

Faust.

Was kann ein Weiser noch dem Menschen frommen?
Ist der Messiasglaube ihm genommen,
Und das Naturorakel ihm verklungen,
Wer führt ihn durch die Erdendämmerungen?
Wohin wird sich das Menschenvolk noch wenden?
Wie wird auf Erden noch sein Schicksal enden?

[illegible]

Mephiſtopheles.

Mein Fauſt, ich will dir einen Tempel bauen,
Wo dein Gedanke iſt als Gott zu ſchauen.
Du ſollſt in eine Felſenhalle treten
Und dort zu deinem eignen Weſen beten.
Dort wirſt du's einſam finden, ſtill und kühl:
Tief unten hörſt du fern das Weltgewühl,
Wie von den ätherklaren Alpenzinnen
Ein Wandrer unten hört die Bäche rinnen.
Du kannſt das Loos des Mannes dort genießen,
Wie er die Weltgeſchichte wird beſchließen.
Doch ſieh dich vor, daß du nicht wirſt zum Spotte!
Erinnre dich in Wälſchland jener Grotte:
Dort lagert tief am Boden böſe Luft,
Entſtiegen gährungsvoller Erdenkluft:
Doch in den obern Schichten iſt's geſund,
Und athmen kann dort nur, wer mit dem Mund,
Ein Hochgewachſ'ner, aus der Tiefe taucht:
Doch wer, kurzbeinig, einen Herrn noch braucht,
Der Hund, das Kind in jener Grott' erſticken.
So iſt der Tempel, drein ich dich will ſchicken.

Fauſt.

Das leuchtet ein! es gilt, daß ich die Seele

Aus Chriſtus und Natur heraus mir ſchäle.
Ob ich mit ihm, mit ihr zuſammenhange,
Umkreiſt mich unentrinnbar eine Schlange.
Iſt Chriſtus Gott, und folg' ich ſeinem Schritt,
So bin ich, ſey es auch auf Himmelspfaden,
Der Schuh nur, den ſein Fuß erfüllt und tritt,
Ein niederes Gefäß nur ſeiner Gnaden.
Iſt's die Natur — bin ich ein Durchgang nur,
Den ſie genommen für's Geſammtgeſchlecht,
Bin ohne Eigenzweck, Beſtand und Recht,
Und bald bin ich verſchwunden ohne Spur.

Mephiſtopheles.

In beiden Fällen iſt dein Loos fatal:
Du magſt von ihm, von ihr behandelt ſeyn,
Ob en canaille, oder en canal:
Drum ſchließe trotzend in dich ſelbſt dich ein!

Fauſt.

Behaupten will ich feſt mein ſtarres Ich,
Mir ſelbſt genug und unerſchütterlich,
Niemanden hörig mehr und unterthan,
Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn.

Mephistopheles.

Ich aber diene dir als Grubenlicht.

Faust.

Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?
Bin ich's, so will ich einst aus meinem Ringe
Erobernd in die Welt die Arme breiten,
Und für mein Reich mit allen Mächten streiten,
Bis ich die Götterkron' aufs Haupt mir schwinge!
Und sterb' ich ganz — wohlan! so will ich's fassen
Nicht so, als hätte mich die Kraft verlassen,
Nein! selbst verzehr' ich mich in meinem Strahl,
Verbrenne selbst mich wie Sardanapal,
Sammt meiner Seele unermess'nen Schätzen,
Mich freuend, dass sie nimmer zu ersetzen!

Die Reiſe.

Einſamer Meeresſtrand. Abend.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Fauſt.

In jener Nacht, an jener ſtillen Leiche
Sprachſt du das kecke Wort, das folgenreiche:
„Den Menſchen gab der ewige Deſpot
Für ihr Geſchick ein räthſelhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überſchritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geſchnitten."
Wie wahr! wie falſch! der Menſch wird ewig irren;
Doch wenn Erkenntnißdurſt ihn glühend plagt,
Muß er vom reichen Strome unverzagt
Entſchöpfen mit den ſämmtlichen Geſchirren.

Er muß ihn mit der Liebe und der Treue,
Und mit der Herzensfurcht tiefer Reue,
Mit Kampf und Hoffnung, unverlohntem Haſſen,
Und mit den Sinnen der Verzweiflung faſſen.
Wie wenig, ach wie wenig dem Verlangen
Kann er auch ſo vom großen Strom empfangen!

Mephiſtopheles.

Das iſt wohl wahr, doch frag' ich vor der Hand,
Warum du mich beſchiedſt an dieſen Strand?

Fauſt.

Ich will nun fort, hinaus ins Meer,
Das iſt ſo einſam, wild und leer,
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeſchmücktes, ewiges Grab.
Dort zwiſchen Wogen, zwiſchen Winden,
Soll mir der letzte Kummer ſchwinden.

Mephiſtopheles.

Wenn dich's nach einer Fahrt gelüſtet,
Schon hab' ich dir ein Schiff gerüſtet,

Mein wackrer Herr, wie keines je
Geſehen ward auf aller See.

Fauſt.

Wo ſteht's? iſt auch dein Teufelswrack,
Wie es verlanget mein Geſchmack.

Mephiſtopheles.

Du ſiehſt es in der Tämm'rung kommen
Dort ſtattlich ſtill herangeſchwommen;
Und bis es mag zum Strande treiben,
Will ich's ein wenig dir beſchreiben.
Sey dich indeß auf dieſe Scheiter,
Sey wieder auch ein wenig heiter.
Dies Rückwärtsdenken, Vorwärtsgrübeln
Muß ich als Freund dir ſehr verübeln.

Fauſt.

Wenn nicht das böſe Grübeln wäre,
So ſtünd' ich jetzo nicht mit dir am Meere.
Doch mache mir des Schiffs Beſchreibung
Mit der gewohnten Uebertreibung.

Mephiſtopheles.

Das Schiff geht ſtets nach unſerm Willen,
Im wind'gen Meere und im ſtillen:
Es iſt vollkommen windgerecht,
Denn jeder Wind iſt unſer Knecht,
Ein jeder muß uns vorwärts ſchieben.
Das aber iſt nicht übertrieben.

Fauſt.

Und wenn die wilden Stürme raſen?

Mephiſtopheles.

Und wenn ſie ringsum wüthend bellen,
So ſpielen ſie in unſern Wellen,
Wie durch's Getreide junge Haſen.

Fauſt.

Wie ſteht's um Sandbank, Freund, und Klippen?

Mephiſtopheles.

Die machen uns kein Tröpflein Meeres nippen.
Die Bänke ducken ſich, die Felſenriffe

Nachgiebig, biegen sich vor unserm Schiffe,
Wie weiche Butter vor der Messerklinge.

Faust.

Was rühmst du weiter an dem Dinge?

Mephistopheles.

Das Schönste sind die Zimmer der Kajüte,
Mit laub'rischen Tapeten ausgehangen,
Die sich gestalten, wie du's magst verlangen:
Zur Frühlingslandschaft frisch, mit Laub und Blüthe.
Dann schweigt das Meer, du hörst allein die Weste
Melodisch säuseln durch die grünen Aeste,
Du bist umwürzt von süßem Waldesduft,
Du hörst die Nachtigall, die ferne ruft. —
Mit noch so leiser Sehnsucht nach dem Herbst
Du plötzlich anders die Tapete färbst:
Du siehst am Felde schöne Schnitterinnen
Im Abendrothe stehn — und Lieder sinnen:
Du hörst die Wachtel schlagen im Getreide,
Du siehst den Jäger still den Wald beschleichen,
Zugvögel wandernd durch die Lüfte streichen,
Die Heerden kehren von der Alpenweide. —

Fällt dir mit seinem Reiz der Winter ein,
Wird's gleich auf der Tapete Winter seyn:
Die sturmverwehten Blätter rauschend fallen,
Dicht stöbert Schnee, nun starren alle Bäche,
Die erst geplätschert, auf gefrorner Fläche
Ziehn lustige Schlitten hin mit Peitschenknallen.

Faust.

Sey mir vom Land und seinem Wechsel still.
Vergess'ner Schall! hab' ich dir nicht gesagt,
Daß ich die Erde nun verlassen will,
Weil mir ihr Wechselspiel nicht mehr behagt?

Mephistopheles.

Verzeih! mir fiel's nicht ein sogleich,
Mir spielte mein Gedächtniß einen Streich.

Faust.

Sonst brauch' ich dein Gedächtniß nicht zu wecken,
Wenn's gilt, mit alten Dingen mich zu necken.

Mephistopheles.

Verkenne meinen guten Willen nicht.
Dich zu erinnern, heischt oft meine Pflicht.

Mich zwingt mein Pakt, die Wahrheit dir zu nennen:
Nur aus Vergangnem kannst du sie erkennen.
Ich liebe sonst ein schlecht Gedächtniß:
Von lüderlichen Vätern ein Vermächtniß,
Seh' ich's, zumal an lust'gen Herrn,
Zuweilen für mein Leben gern.
Verwittert wo ein alter Thurm,
Von Regenguß zernagt und Sturm,
Und fallen aus den Fugen lose Stücke,
Dann kommen räuberische Geier
Und nisten in der Mauerlücke,
Und brüten drinnen ihre Eier.
Also zernagt der laute Lebenssturm,
Also zernagt der stille Todeswurm
Auch der Erinn'rung alterndes Gebäude;
Und fällt dann aus der aufgelösten Fuge
Ein Stück Gedanke, Vorsatz, Schmerzen, Freude:
So fliegt manchmal herbei mit Blitzesfluge
Der Hölle Raubgevögel, Leidenschaften,
Die in der Lücke nisten, brüten, hasten. —
Da hast du was von deiner lieben Braut!
Was ich dir von der Wahrheit hier vertraut,
Ist nur von ihrem Kleid ein dunkles Band;
Doch Ritter ehren jedes Liebespfand

Faust.

Ich nehm's, noch bin ich meinem Bunde treu:
Denk' ich auch manchmal mit geheimer Scheu
Der Wahrheit und mit sehnsuchtsvollem Zagen,
Für die nur freudig einst mein Herz geschlagen.
Du gabst von ihrem Kleid ein dunkles Band,
Wird sie im Trauerflore mir erscheinen?
Kommt sie, wohlan, ich biet' ihr meine Hand,
Und soll sie ewig mir am Halse weinen.

Mephistopheles.

Genug davon. Besprechen wir die Reise.
Ich war für dich bedacht auf jede Weise.
Vor schlimmer Langeweile dich zu sichern,
Hab' ich das Schiff bepackt mit guten Büchern.
Damit nicht etwa dein Verstand,
Siehst du nur Meer und nirgends Land,
Zum alten Bibelwesen mache Kehrum,
Hab' ich Lucretium de natura rerum
Dir aufgeschlagen; 's ist mein Lieblingsbuch,
Es hält so manchen kräftig kühnen Spruch,
Besonders von den Göttern und der Liebe;
Ich meine, daß ich's selbst nicht besser schriebe.

Auf dem Verdecke woll'n wir dann ſpazieren,
Und ich will dir den Kauz interpretiren.
Dann iſt geſorgt für allerliebſte Flaſchen.
Mein feiner Koch ſetzt Gaumen dir und Naſe
Mit ſeinen Meiſterſtücken in Ekſtaſe.
Auch geb' ich noch was Andres dir zu naſchen,
So ſchön und witzig, und ſo ſchmachtend feurig,
Und in den Liebsgeſchäften doch erſt heurig:
Sechs Mädel ſind's, haſt neuen Spaß mit Jeder.
Biſt du zufrieden ſo mit deinem Rheder?

Fauſt.

Ich bin's mit nichten: und ich nehme
Dein Fahrzeug nicht, das ekelhaft bequeme.
Solang ich mich noch fühle Sohn der Erde,
Iſt heimiſch mir die irdiſche Beſchwerde.

Mephiſtopheles.

Ich wollte nur mit ſolchen Zauberſchwänken
Behüten dich vor allzuvielem Denken.
Du kennſt das Meer noch nicht: das ernſte Ding
Schon manchem Wandrer ſehr zu Herzen ging.

Faust.

Ich will's in seiner Furchtbarkeit erschauen.
Schaff mir ein Schiff, nicht zauberhaft gemächlich,
Schaff mir's, wie es die armen Menschen bauen,
Unsicher, schwank und sturmzerbrechlich.
O Sturm, o Sturm, wie lieb' ich mich nach dir!

Mephistopheles.

Der Sturm ist weniger bedenklich mir.
Wenn's heult und brüllt, wenn Alles wankt und kracht,
Ein freigesch Wesen hilft in dir erwacht,
Das dem Tumult mit allen Todesschlägen
Mannestrotzig und freudeckend zieht entgegen.
Bedenklich aber ist das stille Meer,
Dagegen hält dein Trotz und Stolz sich schwer.
Wenn Welle ruht und jedes Lüftgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister,
Das könnte, sorg' ich, meinen Faust bezwingen.
Da fürcht' ich Schwärmerei an meinem Faust,
Hat auch der Sturm vergebens ihn gezaust. . . . .

Indessen ist die Nacht hereingebrochen,
Die Wogen brausend an die Klippen pochen,
Von Winden wird die Felsenbucht durchpfiffen,
Die Wetterwolken laut und lauter kommen,
Das Zauberboot ist an den Strand geschwommen,
Es schaukelt sich und tänzelt mit den Riffen,
Und drinnen süße Stimmen musiziren,
Die, kaum gehört, im Sturme sich verlieren.

Mephistopheles.

Ich frage dich: ist dir das Schiff nicht recht?
Zum letztenmal: verschmähst du es im Ernst?

Faust.

Ich frage dich, rebellisch frecher Knecht!
Zum letztenmal: ob du gehorchen lernst?

Der Böse pfeift, aus seinem Auge fährt
Ein Blitz auf's Boot, wo's zündet und verzehrt
Hoch flammt es auf und sprüht und zischt umher,
Und flattert hin. Der Nacht tiefschwarzer Schleier

Fängt nun im Schiffesbrande plötzlich Feuer
Und leuchtet weithin über's wilde Meer. —

Der Morgen graut, es weht ein frischer Wind
Seewärts und treibt hinaus ein Schiff geschwind.
Die Wimpel flattern, jedes Segel schwoll,
Der Sehnsucht nach der dunklen Ferne voll.
Am Schiff vorüber flieht der Wellenschaum;
Und wie die Sonn' empor im Osten zieht,
Das Land zurückverschwindet und entflieht,
Wie, wenn der Tag erscheint, ein dunkler Traum.
Faust wandelt fort im dumpfen Wellenbraus
Und starrt zur Meereseinsamkeit hinaus.

Der Traum.

Matrosen singen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe schied,
Schon ohne Wiederhall im Meere schwindet,
Wo Menschenstimme keinen Anklang findet;
Im Meer, das, fremd und stolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt selbst des Himmels Donnerstöße.
Sanft kräuselnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler sachte vor sich her,
Wie ihren Liebling die verschämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Busen drängt,
Und doch in seinen Armen sich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter sich im Westen,
Noch zittert auf der Flut ihr Schimmerpfad;

Ein Wölkchen weilt, gleich hohen Strahlenerker,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer ist es ein traurig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuschauen;
Im Augenblicke, wo die fremde See
Die lebenspendende Sonne ihm verschlang,
Durchzuckt des Wanderers Herz ein dunkles Weh,
Er sieht die Sterne dämmern heimlich bang;
Beschleichen mag auf ihren Wasserstraßen
Den Wanderer ein Gefühl, daß er verlassen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und sucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die ihm dem Menschenauge näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die ihm die Seele himmlischen beflügeln,
Als auf des Meeres bewegten Wasserhügeln.
Wird solch Gefühl, o Freund, dein Herz beschleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen? —
Ihm naht des Schiffes Capitän und spricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',
Als ich die todte Mutter mußte senken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.

Es war ein Augenblick wild, jammervoll,
Wie Wenige so schmerzlich ihn erfahren,
So lang ich noch hienieden lebe, soll
Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
Die mich geboren, segeltuchbedeckt,
Zu Füßen ihr gelegt ein Sack mit Sand,
Und daneben lehnt das Brett am Schiffesrande,
Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
Vom Brett die Todte schiebend ab — sie fällt,
Und lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, wie war so schön,
Doch ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon todt, im weiten, fremden Meer,
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
Und wenn in's Meer versinkt der Sonne Schein,
Da fällt mir immer meine Mutter ein. —
Jacob aber sprach: „Ihr habt mir wunderlich:
Wie konntet Ihr auf anderm Meere fahren,
Und doch so weiche Sitten Euch bewahren?
Ganz anders stimmte diese Reise mich.
Was zieht mich heute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, nicht geschadet,

Der Erde ganze Luſt hab' ich verſenkt
In's tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule,
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erſchaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erſchaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn ferner ſchnellt Erinn'rung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen."
Indeſſen ſchwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und ſchlaff die Segel niederhangen,
Der Wind iſt mit der Sonne ſchlafen gangen,
Die Wellen werden leiſer, dunkler immer.
Auf ſeinem Lager, ſchlummerharrend, liegt
Der Wandrer Fauſt, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geſchmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
Fauſt hört vergnügt im ſanften Meeresloſen
So nah den Tod an ſeinem Haupte koſen.
Bald iſt's ein Rieſeln, ein Geflüſter bald,
Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wieſ' und Wald
Den Reſt verſtreuter Glockentöne bringen:

Nun brauſt es dumpf, wie Waſſerfälle rauſchen,
Wie vom Gebirge hirtliche Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumeriſches Lauſchen
Von fernem Spielplatz luſt'ge Kinder ſchreien.
Fauſt höret wirrer ſtets des Meeres Wallen,
Der Uebermacht des Schlafes beigefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf ſich geſtellt,
In ſteiler Einſamkeit ſich ſeine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm verſiegen,
Wie ſüß es iſt, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkuſſe der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Fauſts ein Traum berührt,
Der ſie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träumer ſteht auf einem Inſelſtrand,
Vom Meer umflutet rings, das nirgends endet,
Ein Blüthenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verſchwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einſamkeit
Im Vogelſang, von Störung nie bedroht,
Der Liebe Luſt, der Sehnſucht ſüßes Leid,
Im Oſten ſtrahlt ein helles Morgenroth.
Die Wellen glühn und ſingen Wonnelieder,
Melodiſch lockt zu ſich die Tiefe nieder.

Der Träumer lauſcht und meint ſie zu verſtehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen:
Und lange lauſcht er, wunderbar beklommen,
Der Luft, des Meers ſo heimathlichen Sprachen:
Nun ſieht er plötzlich, oſtenher geſchwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen:
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein ſchönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln ſeliges Genügen,
Die Ruh der Unſchuld in den holden Zügen.
Wie ſie an Fauſt vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig in's Geſicht.
„O Mutter!“ ruft er aus — mit ſtillem Weinen
Legt ſie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warſt du einſt!“ Das war ihr ſtummes Klagen,
Und ſchon hat ſie die Flut dahingetragen.
Fauſt ſtarrt ihr nach und ſeinem Kindesbild,
Und wie ſie fort und immer ferner ſchwimmen,
Verſtummen in dem Wald die Frühlingsſtimmen,
Der Wind, die Waſſer rauſchen fremd und wild.
Und Abend iſt's, mit wildem Satze ſprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang.

Am Himmel rollt einher ein ſchwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine ſtarre, ſchreckensbleiche
Jungfrau mit einer ſtarren, blaſſen Leiche
Wie ſie an Land verüberfahren nicht,
Da blickt ſie ihm gar traurig in's Geſicht:
„Den ſchlugſt du todt!“ Das war ihr ſtummes Klagen
Und ſchon hat ſie der Sturm dahingetragen.
„Maria!“ ruft er aus — und iſt erwacht,
Und eilt auf's Deck, und jagend irrt umher
Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und ſucht das Boot im ſturmbewegten Meer.
Hier aber iſt kein Sturm, hier iſt kein Nachen,
Das Meer iſt ſtill, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Geſtirne ihm in's Antlitz leuchten,
Erwacht er ganz, es ſieht des Traumes Täuchten.
Das Meer iſt ſtill, nicht eine Welle ruft,
Und lauſchend ſtehn geblieben iſt die Luft;
So ſtill die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und ſchier den Thau vom Himmel niedertropfen,
Und ſchier den Mondſtrahl auf das Waſſer fallen,
Und ſchier das Trauerlied der Zeit verhallen. —

Wie Anna hinsinnend in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephisto, spricht: „Es ist doch eigen,
Darin kann mein Geschmack sich gar nicht schicken,
Abscheulich ist die Stille, zum Ersticken.
Ich will vom Schlafe die Matrosen heißen,
Daß sie noch einmal ihre Lieder pfeifen.
Noch deinem Traum bist du viel ernster, blasser;
Ich höre lieber die Matrosen singen
Ihr gellend Lied, als auf das stille Wasser
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!"
„Still, störe nicht mit deinem scharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen ist vorbei.
In Wolken sind die Sterne dort verkrochen,
Wie Kinder sich verkriechen in die Decken,
Wenn sie an ihrem eignen Traum erschrecken.
Der ist ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag schneller jagen,
Mein Herz aufschrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantastischen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus
Und werfe den Gespensterspuk hinaus.
Doch ist's ein Uebel, daß ich Träume habe,
Wann Schlaf gefesselt meine Willenskraft.

Die lästern, wie Hyänen, in der Nacht
Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe.
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Mährchengrauen
Von Schuld und Reu' mag fest herunterschauen
Die Träume, ungeleh'ge Bestien, schleichen
Noch immer nach des Wahns verscharrten Leichen.
So hatert Faust zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Rest des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel über's dunkle Meer hinschweifen
Und seine trotzigheiße Stirne streifen.

Der Sturm.

Fauſt und Mephiſtopheles ſpazieren auf dem Viereck

Fauſt.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer iſt mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde ſammt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und ſucht
In ew'ger Leidenſchaft, und kann's nicht finden.
Mir iſt das Meer vertrauter als das Land:
Hier rauſcht es unbeſtreitbar in die Seele,
Was dort ich leiſe, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnſucht quäle
Nach einem Glücke, das ſie nie gewinnt:
Und was da lebt im regen Labyrinth

Kann mich in Ruhe nirgendwo verſchanzen,
Stets in den Sturm der Sehnſucht fortgeriſſen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinſterniſſen,
Muß meine Aſche um die Sonne tanzen.

Mephiſtopheles.

Nur ſcheinbar lacht die Ruhe ſelbſt den Rindern,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, freſſen mit Behagen,
Heroden jeder Ochs den Frühlingskindern:
Indeſſen kocht in ſeiner kleinſten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Roſſehirten:
Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
Zu Pferde das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an ſeinem Wachefeuer.
Die ſchwarzen Hengſte graſten in der Runde,
Seltſam beſtrahlt, der wilde Mähnenhang
Im Nachtwind flog, und keinem Lauſchen ſang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann ſchwieg er ſtill und ſtarrte in die Glut,
Und thürmte drüber manche Blätterſäule,
Und ſtarrte wieder mit verſchloßnem Muth;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,

Und ſchwirrt' unheimlich krächzend um ſein Ohr:
Und der geneckte Hirte ſprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und ſchwang ihn um ſein Haupt in wilder Haſt,
Die Eule ſcheuchend fort, den ſchlimmen Gaſt.
Wie jener Hirt in Waldeseinſamkeit
Um's Haupt im Kreiſe ſchwang das Flammenſcheit,
So ſchwingt der ew'ge Hirt mit ſtarker Hand
Im Kreis um's feſte Haupt den Weltenbrand,
Zu ſcheuchen fort aus ſeiner Nacht die Eule,
Die ſonſt ihm krächzend naht: die Langeweile.

Fauſt.

Und wenn der Sterne große Wanderſchaaren
Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,
Den um ſein Haupt der ſtarke Hirte ſchlägt,
Wo ſind die Roſſe, die der Hirte hegt?

Mephiſtopheles.

Die werden auch noch wo zu finden ſeyn.
Du treibſt mir die Metapher in die Enge;
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,

Wenn ſie ſich nicht aus deiner Frage ſchlänge.
Die Roſſe, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Roſſe nennt der Philoſoph Ideen:
Mir aber iſt's ein inniges Ergötzen,
Heranzuſchleichen mich mit feinem Tritt,
Und plötzlich mich auf ſo ein Roß zu ſetzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und ſcheu zurück
Zu ſeinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als friſches Weidefutter.
Du, Röslein, biſt für dieſes Loos zu gut,
Drum ſteck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh, dort am Himmel kommen andre Roſſe,
Dort kommt die ſchwarze Donnerwolkenheerde;
Kennſt du den Zug, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! ſchon kracht das Schiff vom erſten Stoße!

Fauſt.

Wie wenn die Roſſe durch die Heide fliegen,
Hinſauſend an den ſchlanken Grashalmen,

Und ſie mit ihrem Sturmgeſchnaube biegen,
Und ſie mit ihrem ſtarken Huf zermalmen:
Durchfliegen dieſe Himmelsroſſe raſend
Die grüne Meeresheide als Verwüſter
Und wiehern Sturm aus aufgeriſſ'ner Rüſter,
Der Maſten ſchlanke Halme niederblaſend.

Mephiſtopheles.

Halloh! es krachen, brechen unſre Maſten:
Siehſt du den Capitän, den ſchreckerblaßten?
Das iſt der Käfer, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten niedertaumelt.

Fauſt.

Hört, bleicher Capitän! erhebt Euch doch!
Das iſt kein Mann, deß Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückſchleicht, ein gepeitſchter Pudel,
Zur Herzenskammer, ſeinem Hundeloch.
Zeigſt du nicht augenblicklich Mannesmuth,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Flut!
Schämſt du dich! Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angeſicht,
Den Menſchen da in ſeiner Bettlerblöße
Genüber der Natur in ihrer Größe.

Capitän

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieſes Meer,
So ſchrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh uns! wie Alles wankt und bricht und reißt!
Wie uns der Abgrund jetzt zu Himmel ſchmeißt!
Der nächſte Augenblick ein Ende macht!
Ich zittre nicht für mich, und ich erblaſſe
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlaſſe:
Sie ſollen beten einſt an meinem Grab.

Faust

Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!

Wirft ihn ins Meer

Ein Prieſter

auf den Knien

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherziger, hilf unſrer Noth!
Herr! deines Sohnes Chriſti Blut
Helf' in der Noth uns Armen,
Beſänftige mit Erbarmen,
Ein heilig Oel, die Sturmesflut!

Matroſen

auf den Knien

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherziger, hilf in unſrer Noth!

Fauſt

ruft in die Wolken

Mach was du willſt mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geiſt die Urkraft,
Die ewig iſt, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturſchaft!

Mephiſtopheles.

Braviſſimo! zu Schanden geht der Nachen;
Den kleinen Biſſen hat der Ocean
Lang hin- und hergeſpielt in ſeinem Rachen,
Nun beißt er drein mit ſeinem Klippenzahn.

Wehgeſchrei der Mannſchaft

Nun ſchluckt er ihn! Fauſt! ſpring auf dieſe Zacken!
Hier kann die tolle Flut dich nimmer packen.

Fauſt.

Schon ſteh' ich feſt; doch ſterben die Matroſen,
Wohl gerne lebten noch die Rettungsloſen.

Mephiſtopheles.

Sie haben meiſt das Eiland ſchon betreten,
Die Kerle ſchwimmen kräft'ger, als ſie beten;
Doch iſt der bleiche Capitän erſoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab ſein Hoffen.
Auch dort der Pfaff ein naſſes Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er ſchwimmt.
Wie wirbelt ihn die Flut! im Unterſinken
Läßt er noch einmal ſein Tonſürchen blinken!
Daſſelbe iſt's, das einſt bei jenen Bauern
Zum Vorſchein kam.

Lachend.

Wo wird ſein Liebchen trauern?

Görg.

Schenke am Meeresstrand.

Faust, Mephistopheles, Görg, Michel, Kurt, Hans und andere **Matrosen, Dirnen, Spielleute** u. a.

Kurt.

Das Schiff ist hin, doch nur mit Maus,
Der Mann schwamm glücklich noch hinaus.

Michel.

Fragt keiner mehr nach unserm Capitäne?

Hans.

Was ließ er sich auch hantumkehr
Vorüber schmeißen in das Meer?
Mit seiner harten Zucht und weichen Thräne!

Görg.

Wie ſo der Tod, der Jägerſchuft,
Mit ſeinem Hund, dem Sturm gebirſcht,
Wie's Wolkenbüchslein blitzt' und puft',
Der Hund ſo wild herumgeſchnufft,
War't ihr doch alle recht zerknirſcht?

Kurt.

Das war denn auch ein ſchlechter Spaß,
Ich war bis in die Seele naß,
Ich war ſo naß und durchgeweicht,
Daß ich mich ſehnte nach der Beicht'.

Görg.

Da lagt ihr mit geduckten Stirnen,
Gelobtet Meſſen, reine Sitten;
Nun in den Armen dieſer Dirnen
Scheint ihr's dem Teufel abzubitten.

Michel.

Schlich dir nicht auch, trotz deinem Trotz,
Du harter, kalter Felſenklotz,
So ein Gebetlein in den Bart?

Görg.

Dafür bin ich zu kalt, zu hart.
Ich bete nichts, ich bitte nichts,
Will's nimmer halten, ei, ſo bricht's!

Hans.

Sag, Görg, haſt du auch nicht geflucht?

Görg.

Ich bete nie, drum flucht' ich nie,
Sing' ſtets nach einer Melodie,
Im offnen Sturm, in ſtiller Bucht.

Hans.

Mehr iſt der Fluch der Seele werth,
Als für die Fauſt ein ſcharfes Schwert.

Görg.

Der Lebensgang iſt Schlachtengang,
Drum juble nicht und ſey nicht bang.
Zieht der geſchloſſ'ne Reitertroß
Juſt über dich mit Tritt und Stoß,

Zerſchmettert er dir auch ein Bein,
So ſollſt du nicht der Bube ſeyn,
Der auf dem Schlachtfeld keifend huckt,
Den Roſſen nach den Hufen ſpuckt.

Kurt

eine Dirne im Arme

Umſchlinge mich mit deinen warmen
Und wonnereichen Liebesarmen!
Viel Leben hat die lange Fahrt
Für dieſe Stunde aufgeſpart.
Das Waldesgrün, der Vogelſang,
Und all der ſüße Frühlingsdrang
Blieb mir verloren und verſäumt,
Wo nur die kalte Woge ſchäumt
Und Sterbelieder ſingt der Wind.
Die Erd' und ihre ganze Luſt
Drück' ich in dir an meine Bruſt,
Umarme mich, du ſüßes Kind!

Michel zu Berg

Was hältſt du, Mann des weiſen Spruchs,
Von dieſer Dirne vollem Wuchs?

Görg

Ein Dirnlein frisch, ein Becher Sekt,
Nicht minder wohl als euch mir schmeckt.
Den leichten Schwarm der Sorgenmücken
Ersäuft der Wein, das Freudenmädel
Dient eben mir als Mückenwedel,
Doch nicht zu lärmendem Entzücken.

Michel

Wirth! noch zwölf Flaschen Fliegengift,
Nur daß Er mir das stärkste trifft.
Wirth, schenk' Er auch den Fiedlern ein!
Ihr lasset eure Geigen klingen,
Frisch aufgespielt, damit wir fein
Im Takt die Fliegerwedel schwingen!

Görg

Komm her, du mein nußbraunes Schätzel,
Reich mir zum Tanz dein weiches Tätzel:
Ein artig Kind! Wie heißt du doch?

Dirne

Suschen, mein lieber Schiffsgesell:
Dreh mich nur nicht herum so schnell.

Görz

Wir werden schon bekannter noch.

Mephistopheles (flüsternd zu einer Dirne)

Gedenkst du noch des Pfaffen, der vor Jahren
Als Buhle dein mit dir herumgefahren?
So eben sank der arme Schalk in's Meer.

Dirne

Mein alter Schatz ertrank! — bedaure sehr!

Sie tanzt weiter

Knochen zu Görz

Du rührest dich selbst vom Flecke kaum,
Und drehst und schwingst und tummelst mich,
Ich paßte auf und sieher dich,
Wie's Eichhörnlein am Eichenbaum.

Kurt

So heiser auch die Geigen tönen,
Ist's doch ein lieblicher Gesang.

Vergleich' ich nur dem Windesbrausen,
Dem Schrei bei Schiffesuntergang.

Hans zu seiner Tänzerin

Du dicker Thierfaß, rühr' dich fein,
Sonst schlag' ich dir die Taschen ein!

Käthe

So laß mich los, du toller Schnitt!
So laß mich schnappen nur nach Luft!

Hans

Fort, fort, mein Schweinchen, ohne Rast
Der Walzer, Kind, ist keine Mast;
Ich will von deinem lieben Ranzen
Ein bißel dir heruntertanzen.

Käthe

Weh mir! helft mir von diesem Alzart!

Hans

Du kreischst wie ein zerriss'ner Vogel,

Ein kleines Weilchen, liebe Seele,
Erlaube, daß ich dich noch quäle.

Görg

[illegible]

Komm, Kind, und laß dein Blut verwallen,
Leg dich zu mir. [illegible] Euch trink' ich's zu!

Hans

Ich dank' es dir mit Wohlgefallen,
Stoß an, mein wackrer Bruder du!
Du sprachst zuvor ein tüchtig Wort
Vom Leben; Bruder, fahre fort,
Erzähle weiter mir ein Stück,
Was du vom Leben hältst und seinem Glück?

Görg [illegible]

Sie haben mich dreckfinstrer Nacht
In diese Welt hereingebracht,
Ich weiß kein Wort, auf welchen Wegen,
Ist just auch nichts daran gelegen.
Nun bin ich da, hab' meinen Platz,
Der ist gut genug, ist grade recht.

Denn hab ich nach dem Mittag
Fortuna's Schiff, ich mir die Welt zu schöner.

Faust

Sag an, glaubst du an einen Gott?

Görg

Du zeigtest dich im Sturme hell,
Denn hält's mit dir verschieden lich,
Drum schickt' ich dich jetzt heim mit Spott.
Ich glaube — Kommandement,
Bei gutem Wind wohl an den Port,
Ich glaube, daß ein Schiff versinkt,
Wenn es zuviel Gewässer trinkt.

Er trinkt.

Wie selber ich zu Boden sinke,
Wenn ich zuviel vom Weine trinke;

Er fällt dann zu Boden.

Ich glaub' an diesen süßen Rock;
Ich glaube, daß ich sterben muß.

Faust

[illegible] glaubst du nicht?

Görg

Ich schaute nur sein Angesicht,
Vernahm nur seine Stimme Klang;
Wenn er von mir was haben will,
So bleibt er nicht so [illegible],
So gibt er mir ein Zeichen lang.

Faust

Hat er dir nicht in Berg und Thal,
Im blauen Luft, in Blumenkelchen,
Im großen Meer, im Sternenlicht,
Doch er da [illegible], ein [illegible] Zeichen?

Görg

Doch all das nur zum Zeichen kommen,
So muß er früher selber kommen,
Daß ich von ihm [illegible] lernen kann:
Was sagt: Berg, Thal, Luft, Meer und Sterne?

Das Alles ist mir vor der Haut
Nur eben Stern, Luft, Meer und Laut.
Was ich nicht fasse und verstehe,
Darf nicht dem Herzen in die Nähe.

Mephistopheles.

Ihr mochtet wohl in frühern Zeiten
Durch gestirne Weltenfelder schreiten:
Habt ihr's auch an den Aehrenwogen:
Daraus wird Branntwein abgezogen?
Ihr seht ihr's Berg und Thal nicht an,
Und nicht der Luft, dem Ocean,
Und nicht dem vollen Firmament,
Was draus der Mensch für Geister brennt.
Man hat daraus hervorgebracht
Den Wunderschnapps der Trinität.
Der mit betäubend süßer Macht
Dem Menschenvolk zu Kopfe geht.
Thut einen herzhaft starken Zug
Vom dreimal abgezognen Geist,
Seht Acht, wie euch im Taumel freiet
Das schwache Haupt, ihr habt genug.
Das ist ein tiefer Rausch, den man
Im Grabe kaum verschlafen kann.

Seht meinen Freund hier, Doctor Faust,
Wie hat er doch im Schiffe neulich,
Als da der tolle Sturm gehaust,
Auf seinen Gott gezankt so gräulich!
Das war, verlaßt euch drauf, mein Lieber,
Noch immer was vom Glaubensfieber,
Es war der Seele krankhaft Rütteln,
Den alten Rausch hinauszuschütteln.

Faust.

Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt:
Und glücklich, wen die böse Stunde,
Die seines Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde!

Görg.

Noch wankt es unter deinem Fuß,
Hast keinen festen, sicheren Genuß.
Pflück' ich ein Weib, macht mir's mehr Skrupel nicht,
Als brech' ich dieser Flasche hier den Kragen;
Mein Liebsgenuß ist große Zuversicht,
Mein Trinken unverwüstliches Behagen.

Faust.

Glückselig ist, wer unerwacht
Hinüber träumt in jene Nacht,
Dem noch ein gläubiges Gebet
Wie Frühlingsluft von dort — sein Licht ausweht.

Börg.

Mein edler Freund, ich glaube fast,
Daß du zuviel getrunken hast,
Zwar nicht vom Wein, den wie ein Kranker
Du kaum benippt hast und berochen,
Wohl aber jenes Wundertrankes,
Von dem dein Kamerad gesprochen.

Faust.

Der Seligste von Allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Weß Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt'

Sörg

Schon bricht die wilde Lust die letzten Schranken;
Die Kerle toben hier so freudengrimmig,
Dabei so ungeschlacht und bärenstimmig,
Man überhört die eigenen Gedanken.

Lieschen, die schönste Dirne zu Kauf

Ihr seyd ein herrlicher Mann, o führt
Zum Tanz mich, dem schönsten in meinem Leben!
Leicht werd' ich und flüchtig und ungespürt,
Wie die Stunde des Glückes dahin Euch schweben.
O freu: dich! höre die lustigen Geigen!
Umschlinge mich, Schönster, zum seligen Reigen!

Faust

Laß ab von mir, ich tanze nicht;
Mach kein so lustiges Gesicht.
In deinem Auge steht es klar,
Daß deine ganze Lust nicht wahr;
Im tiefsten Aug' der trübe Schatten,
Den mir kein Lächeln täuschend lichtet,
Das ist das dunkle Bild vom Gatten.

Vom Mutterglück, das du vernichtet
Was dich in meine Nähe trug,
Das war vielleicht Verwandtſchaftszug:
Wir beide traten auf der Reife
Keck aus dem vorgeſchaffnen Gleiſe,
Denn was dem Mann Erkenntnißluſt,
Iſt für das Weib die Mutterbruſt;
Faßt er damit getroſt ein kleines Stück
Der großen Welt, ward er zum Heil geboren;
Sie faßt die ganze Welt im Mutterglück,
Und thut ſie's nicht, iſt ſie verloren.

Kurt

Hurrah! ſo hab' ich ſeine noch durchwacht,
O lebensheiße, volle, ſtarke Nacht!

Michel

Du biſt der Tollſte von uns Allen,
O laß mich um den Hals dir fallen.

Görg

Fauſt, biſt du denn ein Weiberfeind?
Dem ſchönen Kind kam ich mit ſeiner Art,

Du stießest sie zurück so schnöd und hart,
Dort steht sie nun im Winkel still und weint
Daß sie nun weint, kann mich nicht rühren;
Das Mädel hat in dieser Stund
So viel gejubelt ohne Grund,
Mag sie nun auch zum Wechsel Thränen führen.
Doch hast du etwa einen Keuschheitspakt,
So laß' ichs albern, Freund, und abgeschmackt.

Faust

Ich habe auf der See die langen Tage
Mir überdacht des Lebens manche Frage,
So konnt' ich auch die Liebeslust bedenken,
Und mag damit nicht weiter mich befassen.
Die Lust soll sich der Stolz nicht schenken lassen
Von der Natur, auch wenn sie wollte schenken.
Doch will sie nicht; es ist ein Mäklergeist,
Der überall genau sie rechnen heißt;
Wer ihr die Liebeslust nicht unverdrossen
Heimzahlt in treuer Sorge für die Sprossen,
Hat sie geprellt und muß bezahlen
Die Mahnerin mit Herzensqualen.
Nun bin ich dieses Handels quitt,
Der ich für die gebrochne Treue

Verdruß genug im Herzen litt,
Bis ich den Jammerbalg erſchlug, die Reue.

Mephiſtopheles.

Mein Fauſt, der iſt gedankenkrank;
Doch iſt ſein ſchwarzer Predigerſchwank
Für Schenken ſchlechter Zeitvertreib.
Erſt lag in Metzenaugen Trauerſpur,
Nun läßt er gar hauſiren die Natur
Mit Liebesluſt als Krämerweib.

Görg.

Ei was Natur! wer iſt denn die?
Wo ſteckt ſie denn? ihr ſaht ſie nie:
Auch ſo ein abgezogner Geiſt,
Der euch im trunknen Kopfe kreiſt?

Mephiſtopheles zu Görg.

Längſt hätt' ich gern, doch wagt' ich's nicht,
Euch meine Freundſchaft angetragen.

Görg.

Ihr ſeyd mir der fatalſte Wicht,
Der mir vorkam in meinen Tagen!

Zur Dirne.

Komm, Mädel, tanzen wir eins 'rum!

Dirne.

Bin froh, schon ward mir angst und bang
Vor eurem ernsthaften Gebrumm;
Geschickter ist der Fiedelklang.

Faust.

Der Görg da sprach so manches Wort,
Das mich beschäftigt fort und fort.
Ein voller Mann! er steht so fest,
Ob Gott ihn und Natur verläßt. —
Nun will ich in die Nacht hinaus,
Zu laden mich am Sturmgebraus.

Geht ab.

Hans.

Seht nur den Kurt an, wie er tollt!
Er dreht die Dirne unter Küssen,
Er drückt sie jubelnd an das Herz,
Und stampft die Erd', ob er sie wollt'
Wegstoßen unter seinen Füßen
Und jauchzend fliegen himmelwärts.

Kurt.

O ſchönes Kind! ſo tanzt' ich ewig gerne!
O ſüßes Kind! dich lieb' ich ungeheuer!
O könnte doch mein wildes Liebesfeuer
Zuſammenſchmelzen uns zu einem Sterne,
Der freudeſtrahlend durch die Himmelsweiten
Hinraste tanzend alle Ewigkeiten!

Faust's Tod.

Klippenstrand. Nacht. Fortwährender Sturm.

Faust

auf einem Felsen sitzend.

Der starke Görg hat meiner Nacht
Auch keinen Funken Trost gebracht.
Nach dem, was er so kalt entbehrt,
Hat er mein Sehnen nur vermehrt.
Wohlan, mein Herz! in dieser Stunde
Will ich in dein Geheimniß schauen,
Und greifen tiefst in deine Wunde;
Halt fest und duld' es ohne Grauen!
Auf diesem Fels, in Sturmesmitten,
Werd' ich's entsetzlich nun gewahr,

Wie ich der Lieb' und Heimath baar,
So ganz allein und abgeschnitten.
Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert,
Mehr Heimath haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen.
Mein Ich, das hohle, finstre, karge,
Umschauert mich gleich einem Sarge.
Im Starrkrampf wilder Eigensucht
Warf mich der Teufel in die Schlucht.
Lebendig in den Grabesfinsternissen,
Hab' ich, erwacht, die Augen aufgerissen,
Und ich begann mit unermess'nen Klagen
Mich selber anzunagen.
Ich habe nun gesprengt die dumpfe Haft,
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck' ich die Arme wieder aus

Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus.
Nach Gott? — doch nein! — der Kummer ist es nur:
Könnt' ich vergessen, daß ich Creatur!
Ein unersättliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen:
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des andern kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha! wie das Meer todt himmelwärts,
Und wiederhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:

Die Sehnsucht nach dem Untergang:
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle! —
O greife weiter, weiter, Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Uns endlich Alle heimzubringen!

Wie hier der Sturm die Flut aufwühlt,
So rührt er mir die Seele auf,
Daß sich Vergess'nes wiederfühlt
Aus meiner Jugend frühstem Lauf
Als ich ein frischer Knabe war,
Und einst dem Priester am Altar
Die Mess' bedient als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt,
Wie's Bächlein über'n Kiesel geht,
Der vom Gemurmel nichts versteht,
Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
Das rauchende Thuribulum:

Da ſchien dem Knaben plötzlich Alles krumm,
Mein Herz ein ſtolzer Aerger kränkte,
Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
Hab' knien und opferrauchen müſſen,
Mir ſchien's an meinem Werthe Spott,
Daß ich nicht lieber ſelbſt ein Gott.
Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
Dem Knaben durch die Seele ſtreicht,
Kehrt in die Bruſt des Manns einmal
Plötzlich zurück als Wetterſtrahl.
O welche Qual in dem Gedanken:
Daß die Geſchaffnen, Schlingepflanzen,
Den Urſtamm ihres Gotts umtanzen,
Von ihm getragen, aufwärts ranken!
Betracht' ich's ſcharfen Angeſichts,
Iſt ſolch ein Loos im Grunde Nichts.
Das Schlinggewächs iſt Gaukelſchein,
Beſtand und Kraft der Stamm allein.
Woher iſt mir der Stolz gekommen?
Geſchöpfen kann nur Demuth frommen;
Doch iſt mir Stolz in's Mark gefreſſen.
Abhängigkeit, den Sklavenring,
Der dieſſeits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenſeits nicht vergeſſen?

Mit ihm all die Entwicklungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Ha! lieber soll mein stolzer Geist,
Der Gott zu seyn mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich verfliechen,
Und sich als Grabgewürm verkriechen,
Und, dringt er je aus meiner Gruft,
Als fauler Dunst verfahren in die Luft. —

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar,
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem Jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseyns Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,

Ein Traum dem andern sich entspinnt;
In jedem Kind, in jedem Morgenroth
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
Ein Traum den andern nur verwischt.
Ergreift den Menschensohn mit Macht
Des Forschens Trieb und Ungeduld,
Daß er bei Tag und später Nacht
Um einen Blick der Wahrheit buhlt,
So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
Er träume nur, und daß Erwachensdrang
Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!
Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein!
Hörst du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!

Er entflieht sich

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,

Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimniß übergossen,
Kannst du hinunter schauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schooß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Savonarola.

Vocati sumus ad militiam Dei vivi.

Tertullianus ad Martyres c. 3.

Die Entwreichung.

„Wo sich Gewitter verspätet?
Gewitter treibt die schnelle Nacht;
Ob er noch jetzt im Walde betet,
Nicht hat auf Sturm' und Wetter Acht?

Komm, Nicole, hinaus, wir wollen
Den Hehn erwecken aus dem Traum.
Siehst du den Blitz? hörst du es rollen?
Gewiß, er hielt an seinem Baum!"

So sprach die Mutter mit Verzagen:
Der Vater ruhig, heiter spricht:
„O laß ihn beten, die Blitze schlagen
Den Baum, wo Einer betet, nicht.

Der Himmel hütet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wusch.

Die Frühlingsnacht mit Wetterschlägen
Durchzuckt die Erde frisch und froh;
Und himmlischer Gedankenregen
Streuet nieder auf Gesame.

Wohl hört er nicht den Donner ziehen,
Und nicht des Sturmes leisen Schritt;
Er mag am Baume länger knieen,
Weil der nun nickt und betet mit.

Bald aber wird er, heimgekommen
Aus seinem dunklen Waldrevier,
Was er Geheimes dort vernommen,
Begeistert sagen dir und mir.

Er that's in mancher schönen Stunde,
Und nie mein Herz das Glück vergißt,
Zu hören aus des Kindes Munde
Die Sprache, die das Leben ist.

Ich glaub' es nicht, o Weib, doch wehe,
Wenn er aus deinem Herzen schwand,
Wie der Gejagte unsrer Ehe
Und mit dem Schläfer sich verband.

Oft aus den Waldeseinsamkeiten,
Des Teufels liebstem Aufenthalt,
Kam er zurück, und fortzuschreiten
In einen andern, tiefern Wald:

In jenen Wald voll Palmenkühle
Und ewig grün: die Schrift des Herrn,
Wohin aus banger Lebensschwüle
Gebeugte Wandrer flüchten gern.

Dann rauscht ihm Trost, dann duftet Hoffen
Im heil'gen Walde jeder Strauch,
Von seines Engels Strahl getroffen,
Bewegt von seines Meisters Hauch."

Doch kann kein Wort zur Ruhe legen
Die Angst der Mutter um ihr Kind,
Denn draußen klirrt ein wilder Regen,
Gewitter tobt, es heult der Wind.

[illegible] Mutter.

[illegible]
[illegible] auf die Sonne geht,
Der Donner und der Sturm [illegible],
[illegible]

Der Himmel [illegible]
Der Erde [illegible],
[illegible]
In süßer [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] nach dem verlorenen Sohn.

Schnell zu des Walds geheimſten Stämmen
Die ſorgenvolle Mutter dringt,
Wo Fels und Strom die Schritte hemmen,
Am wirrſten ſich der Strauch verſchlingt.

Nicht ſchreckt ſie nun der Räuberrotte
Weithin verrufner Hinterhalt,
Sie ſchreitet durch die dunkle Grotte,
Durchſpähend jeden Felſenſpalt.

Raſtlos bis zu der Sonne Neigen
Fragt ſie umher nach ſeiner Flucht,
Sie ruft den Straßen und den Steigen:
„Ihr Trägen, macht euch auf und ſucht!“

Oft wenn ſie auf entfernten Wegen
Herſchreiten einen Wandrer ſieht,
Dem winkt ſie, eilt ſie froh entgegen,
Bis ihrem Aug die Täuſchung flieht.

Dann zürnet ſie des Mannes Geberden,
Und jedem Zug im Angeſicht,
Daß ſie je näher, fremder werden,
Daß dieß ſein theures Antlitz nicht.

Sie ruft hinaus in öffne Felder:
„Mein lieber Sohn! wo biſt du? wo?“
Und in die Wildnis dunkler Wälder:
„O komm zurück, Girolamo!“

Wie einen Stein das Meer, verſchlinget
Das weite Feld den bangen Schall,
Und nicht den Sohn der Wald ihr bringet,
Nur ſeines Namens Wiederhall.

Der Brief.

Ermüdet von verlornen Wegen,
Die ſie geirret ohne Ruh,
Und von des Herzens bangen Schlägen,
Geht Helena dem Hauſe zu.

Der Vater harret an der Thüre,
Er ſieht ſie kommen bleich und matt,
Und eilt, daß er ſie ſtützend führe,
Und reicht ihr eines Briefes Blatt:

„Siehſt du, es darf der Sturm nicht rauben,
Dem Baum des Herrn ſein grünſtes Reis:
Die Furcht war ſtärker als dein Glauben."
So ſpricht ſein ſchonender Verweis.

Sinnend in des Stuhles Lehnen,
Hält sie das Blatt im Dämmerschein
Und seufzt die Worte unter Thränen:
Nun ist er fort, und nicht mehr mein!

„Nun ist er fort, doch unverloren.
O Weib, sey seines Sohnes werth!
Du hast ihn nicht für dich geboren;
Getrost, wenn ihn der Herr begehrt!

Zeit ist's, daß du dem Sohn entsagest
Und das Geräth der Mutterpflicht
Demüthig brechest und zerschlagest;
Der Streiter Gottes braucht es nicht.

Der Brief wird deinen Kummer heilen,
Daß du freudlos und nimmer klagst:
Ich will dir lesen seine Zeilen,
Weil du es nicht vor Weinen magst:

„O Vater, Mutter, Gott befohlen!
Ihr Lieben, seyd nicht wehmuthsvoll,
Daß ich so plötzlich und verhohlen
Entwichen eurer treuen Hut.

Ich ging von euch mit bittern Schmerzen,
Ich kämpfte lang, bis ich's vermocht.
Denn lange hat im Kinderherzen
Der bange Zweifel mir gepocht.

Schon seht ihr alt, es naht die Stunde,
Wo ihr zum Tode schlafet ein:
Nicht aber weich aus eurem Munde
Der letzte Hauch ein Kuß mir sein.

Ich werde nicht euch hingeleiten
Des Weges kahlen, öden Rest:
In eures Alters Einsamkeiten
Vergeßt, daß euch das Kind verläßt!

Mein Geist in schlummerlosen Nächten
Durch diese Welt zu Gott sich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Klebt' ich zu Jesu heiß und bang.

Zu knien' ich lagte Nacht im Haine,
Umbrauset vom wilden Tannenflug,
Gebadet im Gewitterscheine,
Und betete und frug und frug:

O Gott! soll ich vor Welt entweichen,
Und vor mir selbst mich mir in der Welt,
So gib, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
Daß du zum Streiter mich bestellt!

Da schlug der Blitz vor Baum in Splitter,
Vor ich gelehnt, ich blieb gesund!
Mich schlug der Strahl zu Gottes Ritter,
Auf ewig steht der ernste Bund.

Und jedem Tropfen meines Blutes,
Und meines Geistes letzte Kraft
Trag' ich zum Kampf, voll frohen Muthes,
Bis mich der Tod von hinnen rafft.

Ich wandre fort im Morgenrothe:
Wie sich der Tag im Osten schwingt,
So glüht mein Muth im Kampfgebote
Und all mein Herz zum Himmel dringt! —

Schon wird es Nacht, die Sterne scheinen
Des Flüchtlings Ahnen in's Gemach;
Die Mutter sitzt mit stillem Weinen,
Und sinnt vom Brief des Sohnes nach.

Und ſie verſinkt in düſterm Traume,
Es bebt der Brief in ihrer Hand,
Wie's letzte Blatt am dürren Baume,
Dem all ſein Schmuck und Reichthum ſchwand.

Sie ſpricht: „Die Kirche feiert heute
Dem Märtyrer Georg das Feſt.
Weh mir, wenn ich ſie richtig deute,
Die Ahnung, die das Herz mir preßt!“

Der Vater lehnt am Fenſterrahmen,
Das Herz voll Freud' und Zuverſicht,
Ein feierliches: „Amen! Amen!“
Ruft er hinauf zum Sternenlicht.

Der Eintritt in's Kloſter.

Der auserkorne Gottesbote
Die Straße nach Bologna zieht,
Raſtlos, bis er im Abendrothe
Die Thurmeskreuze funkeln ſieht.

Er möchte ſeinen Schritt beſchwingen,
So ſehnſuchtsfroh das Herz ihm ſchlug,
Als er Bologna's Glocken klingen
Herüber hört' im Windeszug.

Schon pocht er an mit frommem Worte
Am Kloſter Sanct Dominicus,
Und aufgethan wird ihm die Pforte
Mit einem gaſtlich milden Gruß.

Ein hoher Greis mit weißen Haaren,
Begießend sorglich jedes Beet,
Der Prior unter Blumenschaaren
Im Garten auf und nieder geht.

Der Bäume Wipfel säuselnd beben
In schon versunkner Sonne Licht,
Und ein vergangnes frommes Leben
Erhellt des Priors Angesicht.

Und sinnend ruht der Blick des Alten
Auf seinem reichen Blumenflor,
Auf all den lieblichen Gestalten,
Die still und sanft sich drängen vor.

Und leise trat zum Klostergarten
Savonarola jetzt herein,
Ehrfürchtig schweigend im Erwarten,
Bis selbst der Greis gewahre sein.

Wie weise Alte gerne pflegen,
Daß sie nicht lassen ihren Schritt
Sich stören auf Gedankenwegen,
Und lieber ziehn den Andern mit;

So hat nach freundlichem Willkommen
Auch ſeinen Gaſt der Prior gleich
Vergnügt und herzlich mitgenommen
In ſein geliebtes Blumenreich:

„An Blumen freut ſich mein Gemüthe,
Und ihrem Räthſel lauſch' ich gern,
Die uns ſo nah mit Duft und Blüthe,
Und durch ihr Schweigen doch ſo fern.

Wenn ich durch ihre ſchmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh',
Und oft in ſüßen Träumereien
An einer Gruppe ſinnend ſteh',

So iſt mir ſchon zu Sinn geworden,
Es lagre unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden,
Ein weites Kloſter, durch die Welt.

Ob ſie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keuſch und rein?
Der Armuth hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Thau und Sonnenſchein?

Gehorsam springen sie vom Bette,
Wenn sie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft."

Er sprach's, indessen dicht und leise
Ein Heer von Blüthen niedersank,
Auf Stirn und Hand dem frommen Greise
Zu küssen ihren stillen Dank.

Nun kehrt mit forschendem Betrachten
Zu seinem Gast der Prior sich:
O Jüngling, welche Wünsche brachten
Zu unsre ernsten Mauern dich?

Der Jüngling, neigend sich bescheiden,
Also des Herzens Wünsche nennt:
Mein Bitten ist, mich einzukleiden
Zu eurem heiligen Convent.

Und den Gelübden, jenen dreien,
Die fromm den Blumen lieh dein Scherz,
Will ich mich unerschüttert weihen
Bis in den letzten Todesschmerz. —

Der Greis verliert sich, freudetrunken,
In seines Gastes Angesicht,
Und ahnet, daß ein großes Hoffen
Der Welt aus diesen Zügen bricht.

Die Novizen.

Ein Bund, im Rosenzelt geflochten,
Bei Sternenklanz und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüthen pochten
An's Herz, und Nachtigallensang;

Der mag verschwinden und vergehen
Mit seinen Lenzgenossen bald,
Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
Hat Nachtigallen, jung und neu;
Das Herz berauscht die neue Liebe,
Und nur die Sterne blieben treu. —

Ein Bund, im Schlachtgefild geſchlungen,
Der ſtumme Feuerblicke tauſcht,
Von wildem Waffentanz umrungen,
Und rings von Heldentod umrauſcht.

Iſt ſchön! doch mit dem Kampfestoſen
Ein ſolcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Roſen,
Das Herz in Schlachten offen ſteht.

Der Bund allein wird lange dauern:
Wenn froh in Gottes Angeſicht
Zwei Herzen an einander ſchauern;
Der überwährt das Sternenlicht.

So haben ſich zum Freundſchaftsbunde
Girolamo, Domenico
Vereint in gottgeweihter Stunde,
Mit der die Treue nicht entfloh.

Sie ſaßen traulich in der Zelle,
Und als im Sonnenuntergang
Verſchied die letzte Tageshelle,
Zugleich ihr letztes Wort verklang.

Sie haben ernst und lang gesprochen
Vom Prager Hieronymus;
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.

Wie diese Freunde, Gotteshelden,
Die Macht des Todes übermannt,
Wie sie, das Wort des Heils zu melden,
So freudenvoll den Leib verbrannt. —

Die Jünglinge, das Antlitz neigend,
Sind jetzt verstummt mit einemmal,
Sie sitzen beide starr und schweigend,
Der Welt entrückt und ihrer Qual.

Verschlossen ist das Aug, verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun ist die Seele fortgegangen,
Sie schloß des Hauses Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,
In jener heiligen Umnachtung,
Wo jede Sehnsucht wird geheilt.

Laßt euch den heil'gen Wald umranken!
O schweiget, schweiget, daß kein Wort
Die flücht'gen Rehe, die Gedanken,
Vom Quelle Gottes scheuche fort! — —

So saßen lange die Genossen,
Das Angesicht herabgebückt,
Das Auge wie vom Tod geschlossen,
Betrachtend und der Welt entrückt.

Sie hören nicht, wie vor der Zelle
Der Garten rauscht, der Vogel singt,
Sie hören nicht, wie schon das helle
Glöcklein Ave Maria! klingt.

Und die Vertieften auch nicht hören
Im Kreuzgang jetzt des Priors Schritt,
Und wie er, mahnend aufzustören,
Herein zu den Novizen tritt.

Die Brüder störend aufzuregen
Aus stiller Andacht, kümmert ihn:
Doch Alle ruft zum Abendsegen
Die strenge Klosterdisciplin.

Erst als er ihnen seine Hände
Sanftrüttelnd um die Stirne schlang,
Daß er zurück die Seelen wende
Von ihrem fernen Abendgang,

Erwachten sie, zusammenschauernd,
Aus der Betrachtung stillem Glück;
Denn aus der Heimath schrickt bedauernd
Das Herz in diese Welt zurück.

Da fassen liebend sich die Beiden:
„Unwandelbar auf Gottes Spur!
Dein Freund, getreu in Kampf und Leiden!“
So strahlt in ihrem Aug der Schwur.

Die Wanderer.

Schon hat die Prieſterweih' empfangen
Girolamo; aus ſeinem Mund
Viel ſegensreiche Worte klangen;
Er reift in Gott mit jeder Stund.

Ein Wunſch durchglüht ſein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Iſt nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall.

Er ſpricht die Sehnſucht vieler Herzen
Gewaltig aus von Ort zu Ort;
Es haben ihre bangen Schmerzen
Gelüftet ſich in ſeinem Wort.

Er raſtet nimmer, zu verkünden
Der Kirche Noth und Hülfeſchrei:
Und ſeine Pfeile ſcharf empfinden
Der Papſt und ſeine Kleriſei.

Eifrig geweiht dem Pred'gerorden,
Vergieng ihm ſeines Lebens Lenz.
Girolamo iſt Prior worden
Im Marcuskloſter zu Florenz.

Domenico an ſeiner Seite
Zieht fort mit ihm die rauhe Bahn,
Dem Helden im verwegnen Streite
Als treuer Knappe zugethan. —

Die Sonne im Gebirge ſinket,
Des Himmels letzter Purpurſtrahl
Das Erdendunkel flüchtig ſchminket,
Und Nebel ſchleichen durch das Thal.

Die Winternacht mit kalten Schauern
Und Regen kommt, kein Sternlein ſcheint:
Doch haben Jäger, Wertner, Bauern
Zum Wanderzuge ſich vereint.

Von allen Bergen in der Runde
Erscholl beim Sonnenuntergang,
Als Gruß und Ruf der Wanderstunde,
Ein freudenheller Chorgesang.

Nach Tagesmüh'n die Glieder dehnen
Will sonst der müde Erdengast;
Was treibt die Wandrer für ein Sehnen,
So früh mit schlummerloser Hast?

Sie eilen fort, sie ruhen nimmer,
Die ganze Nacht durch Stein und Moor;
Es gilt, beim ersten Morgenschimmer
Zu harren an des Domes Thor.

Wenn dürstend eine Karawane
Hinaus in alle Wüste lauscht,
Und jetzo meint, in frohem Wahne,
Zu hören wie die Quelle rauscht:

Wie eilen dann die Heißen, Matten,
Belebt vom süßen Windestrug!
Bis endlich in Oasenschatten
Die Quelle tränkt den müden Zug:

So sputen sich auf dunkeln Wegen
Die vom Gebirge, meinend schon,
Es rausch' und klang' in Wind und Regen
Girolamo's ersehnter Ton;

Sein Wort, das Gottes Macht verkündet,
Sein Wort, das tausend Blitze rafft
Und sie zur Flammenruthe bindet
Und auf die Sünder niederstraft;

Sein Wort, das in geheimste Falten
Der Herzen Funken Gottes weht,
Daß oft bei seinem mächt'gen Walten
Das ganze Volk in Feuer steht.

Sie hören in den Finsternissen,
Wie es gewaltig braust herab,
Daß Frevlern aufwacht das Gewissen
Und heulend springt aus seinem Grab.

Doch auch sein Wort als Friedenskunde,
Das seligend zum Herzen fließt,
Und dem aus tiefster Herzenswunde
Die Liebe und die Freude sprießt. —

Und als die Nacht vorbeigedunkelt,
Als durch zerriss'nen Wolkenflor
Die Sonne freudig strahlt und funkelt,
Stehn sie gedrängt am Kirchenthor.

Da fällt die frische Morgenhelle
Auf manches bleiche Angesicht,
Und von den Wandern an der Schwelle
Jetzt mancher matt zusammenbricht.

Der Hagel schlug in diesen Zeiten
Toscana's Feld mit Hungersnoth,
Und Mancher von den Wanderleuten
Ass lange keinen Bissen Brot.

Schon eilen, wie zum Freudenfeste,
Viel Bürger von Florenz heran,
Mit guter Kost die müden Gäste,
Mit süssem Weine zu empfahn.

Die Luft erschallt von Freundesworten,
Man reicht sich brüderlich die Hand,
Die fremde Schaar aus fernen Orten
Herberg in trauter Liebe fand.

Sind auch die Aehren nicht gerathen
Am Feld, von Schauer heimgesucht;
So blieben doch die Herzenssaaten
Gerolamo's nicht ohne Frucht.

Weihnacht.

Des Domes Thor ist aufgegangen;
Nicht aber Allen wird gestillt
Der Quelle durstendes Verlangen,
Die heute von der Kanzel quillt.

Altarsstufen, Bilderblenden
Sind vollgedrängt, die Sacristei,
Die Standgerüste an den Wänden,
Noch immer strömt das Volk herbei.

Girolamo hat nun betreten
Die Kanzel, kniet in Andacht still,
Von Gott die Kraft herabzubeten
Dem Worte, das er sprechen will.

Nun steht der Fromme aufgerichtet,
Sein Aug am Volke segnend ruht,
Sein edles Antlitz ist durchlichtet
Von Liebesmacht und Kampfesmuth. —

Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerst des Berges Zinnen,
Der hoch, der himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fließt allmählig
Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und selig
Das ganze Thal im Sonnenschein:

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angesicht. —

O daß der Strahl, der gottesklare,
Erlischt und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, ſegne mich mit deiner Nähe,
Und ſegne meines Liedes Klang,
Daß ich dein großes Herz verſtehe,
Und nicht verletze im Geſang!

Laß weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leiſes Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte ſein!

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das iſt die ſtille, kühle Nacht,
Wenn über die verſengte Blüthe
Mit ſeinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das iſt die ungeſtörte Zeit
Des Heimwehs nach der ſtillen Ferne
Aus dieſem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So fühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu ſeinem Heiligthume
Das ſturmverſchlagne Herz — und glaubt:
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr mildes Haupt.

Dann drängt es dich, den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und ſchnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erſtaunten und Gerührten
Zu ſagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieſer Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben ſoll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel ſchweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörſt du einſam nur die Flut;

Du ſiehſt den Quell zu Thale rinnen,
Er ſchimmert hell im Mondenſchein,
Du denkſt: „Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich wie er, ſo hell und rein!"

„Er treibt auf Erden ſeine Wogen
Und eilt in's heimathliche Meer,
Und iſt, wie er einſt ausgezogen,
So rein bei ſeiner Wiederkehr!"

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein ſinnend Haupt wehmüthig ſenkſt,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkſt;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im ſtillen Wald am Quell, ſo klar?
Was hörſt du aus den Waſſern ſingen
Für Lieder, tröſtend wunderbar?

Was hat den Balſam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es iſt die ſüße Friedenskunde
Aus einer längſtvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüthe
Den frischen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht, tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang:

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlass'ne Erdenweh;

Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — nur empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau Ihn geboren,
Der das verlorne wiedergab:

Der nur geliebt und nie gefündet,
Verſöhnung unſrer Schuld erwarb,
Erloſchne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze ſtarb.

Der Hohepriester iſt gekommen,
Der lächelnd weiht ſein eignes Blut,
Es iſt uns der Prophet gekommen,
Der König mit dem Dornenhut. —

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in ſeiner Näh,
Kein Vogel ſingt in ſeiner Runde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl stürbe gern in seinem Grame
Der Strauch, der jene Dornen trug;
Doch muß in alle Welt sein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nur versehrt;
Und Ahasver — das ist der alte
Unglaube, der stets irrefährt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
Des Wahnes, wollt in Sumpf und Ried
Den Irrwisch an den Leuchter heften;
Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgöttler! eures Gottes Glieder
Streift hier vom Baum der Wintersturm:
Dort schießt den Gott ein Jäger nieder:
Hier nagt er selber sich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
Und Perlen, mit dem Sacrament,
Mag euch des Tigers Rachen dienen,
Der brüllend durch die Wüste rennt.

Und die Kinnlade eines Haien
Für euch als Bundeslade paßt,
Das Mordgebiß in Stachelreihen
Das heilige Gesetz umfaßt.

Und euer Engel, dessen Zeichen
Die Todten auferstehen ruft,
Ist die Hyäne, wenn sie Leichen
Bei Nacht aufwühlt aus ihrer Gruft! —

Noch immer lebt der alte Jude,
Durchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' ist seine Gräuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslast,
Muß er sie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, ſchaut euch an
Die Prieſter auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tauſend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Geſang:
Doch kalt und finſter ſind die Herzen,
Zerriſſ'ne Glocken ohne Klang.

O ſeht die thieriſchen Geſtalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend ſie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und ſtier!

Der Eine lieſt, die Augen rollend,
Die Meſſ' in ungeduld'ger Haſt,
Und dem Evangeliſten grollend,
Daß er nicht kürzer ſich gefaßt.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epiſtel an den Brief,
Der ihn zu einer ſchmucken Dirne
Für dieſe heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Ceremonie wird als Fratze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Geberden ahmt.

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos geputzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Bruſt voll Klage,
Aus ſolcher Kirchenſchänderei;
Ihm thut ſein Herz die düſtre Frage:
Iſt es mit Chriſtus denn vorbei?

Iſt dies ein Feſt, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?
Iſt dies ein Feſt, daß er verloren,
Und uns, ein ſchöner Traum, verließ?

Doch ſollt ihr nicht dem Kummer glauben.
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt ſich ſeine Welt nicht rauben,
Und ſeine Kirche wird erſtehn.

Ob euren moderuden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schaar
Von Prieſtern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden ſich verſöhnen
Einſt unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird ſich verſchönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einsam,
Der nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Schaaren,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo Allen wird gemein.

Ja! endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen, unter Blüthen
Wird Ahasver begraben sein.

Mariano.

Savonarola iſt gefährlich
Der Papſt- und Mediceermacht,
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde ſtreckt in ihre Nacht.

Die Fackel ſtrahlt in tiefſte Klauſen;
Weh euch, wenn's Volk da unten ſieht,
Aufſpringend mit Abſcheu und Grauſen,
Vor welchen Göttern es gekniet!

Mariano aber iſt der Rechte;
Der Auguſtiner gar geſchickt
Sein feines, buntes Truggeflechte
Den Blöden um die Augen ſtrickt.

„Geh hin und ſchlage dieſen Schwärmer
Mit des Verſtandes blankem Schwert,
Schaff mir vom Leib den wilden Lärmer,
Der mir an meinem Mantel zerrt!

Erkämpfſt du ſieghaft mir den Frieden,
So biſt du mir vor Allen lieb,
Der kühnſte Wunſch ſey dir beſchieden!"
Alſo der Papſt Mariano trieb.

Der hat die Kanzel heut beſtiegen
Am Feſte Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu beſiegen,
Zuſammen ſeine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erſchallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erſt in der Kirche rings herum.

Es ſchwelgt ſein Auge in den Ehren,
So Viele lauſchten ihm noch nie:
Der Fürſt, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle ſeiner Rede,
Es horcht das Volk, gedrängt und dicht,
Wie er beſtehen mag die Fehde,
Was heute Mariano ſpricht.

Mariano! ſeiner Redemeiſter!
Sieh zu, daß du den Feind beſiegſt!
Mariano, tummle deine Geiſter,
Daß du nicht ſchmählich unterliegſt!

Laß deinen Cicero erſchallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platons Geiſt vorüberwallen
Mit ſeinem tiefen Zaubergruß!

Laß Ariſtoteles ertönen,
Der die Gedanken ſpaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß ſie das Herz vergißt!

Schon haſt du ſie heraufbeſchworen,
Und Viele hören dich entzückt,
Denn claſſiſch rauſcht's um ihre Ohren,
Sie ſind der Gegenwart entrückt;

Sie ſind der Gegenwart entriſſen,
Und aller Sünde, Schmach und Noth,
Und ihrem ſtrafenden Gewiſſen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verſpottet werden die Propheten,
Wie ſie ſo überſichtig ſpähn
Und plump die Roſen niedertreten,
Die hier am Wege freudig ſtehn.

Mariano ſchont der zarten Roſen,
Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
Und ſanft, mit väterlichem Koſen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungeſtüm mit einemmal,
Indem ſein Herz ſich frei entledigt
Des Haſſes und der Neidesqual:

Girolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finſtrer, ſtürmiſcher Asket!

Dein heißer Hauch weht unheilschwanger,
Ein Samum, durch die schöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willst du Zwietracht denn entzünden
Und rufst den blut'gen Krieg hervor?

Hast du der Kirche nicht demüthig
Einst den Gehorsam angelobt?
Ist das Gehorsam, was so wüthig
Aus dir auf Papst und Kirche tobt? —

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer sieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, so bald! so bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüsten,
Den Gott in eurer Brust vermag
Nicht gleich zu stören, zu verwüsten
Des Herzens muntrer Freudenschlag.

Der Gott, der ſich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenſchein,
Hängt ſüße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh ſie verſchlingt die Todesſchlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie ſich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht ſichtbar Gottes Segen,
O daß es anders würde nie!
Denn unſer Glück auf ſichern Wegen
Lorenzo führt von Medici:

Der feſte Schirm, der kluge Rather,
Der allerorten hilft, verſöhnt;
Der Weisheit und der Künſte Vater,
Der uns die weite Welt verſchönt.

Ha! wie ſie jüngſt nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürſten die Geſandten
Um ſeinen Rath, um ſeine Huld!

Der Kaiſer Friedrich ſandte dieſen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron;
Den Johann, Herr der Portugieſen;
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umſtrahlten ihn.

Koſtbar Geräthe und Geſchmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Afrika's entlegner Weide
Auch ſeltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüſten,
Sie wanderten herüber weit,
Daß ſie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Geſtirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und ſie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Küſte
Der Sturm des Herrn meerüber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf ſeinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr ſüßes Wort:

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkerſturm verſchollen,
Vergeſſen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längſt von dieſer Erde ſchied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch ſpät mit ſeinem ſchönen Lied.

Ihr ſeid glückſelig ſchon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, der euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes ſtört!

Seht ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlassen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht schon längst und ehedem;
Der Strom der heiligen Geschichte
Entsprang nicht erst in Bethlehem.

Wenn auch, zur Menschentiefe wallend,
Der Gottesstrom sich nie ergoß
Wie dort, als er in Jesu schallend,
Ein Katarakt, herunterfloß!

Wir aber sollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiser fließt in unsern Tagen
Der Strom der Menschengöttlichkeit!" —

Sie ſprach Mariane; — frei und freier
Ihm die Gedanken jetzt entfliehn,
Die um den Strom als ſcheue Reiher
Der heiligen Geſchichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel ſpreizen
Und ſchwärmen, übermüthig froh:
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Gedankens.

Die Antwort.

Mariano hört in seiner Zelle
Bei klarer stiller Morgenluft
Dan Marco's Glocke rein und helle,
Wie sie das Volk zur Predigt ruft.

Mariane hört den Ruf beklommen,
Dem Lauscher wird um's Herz so bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jetzt seines Ruhmes Grabgesang.

Mit einmal ist sein Muth geschwunden,
Die frohe Zuversicht dahin,
Die schon den Feind sah überwunden,
Der Glockenschall erschüttert ihn.

Und, hastig auf und niederschreitend,
Als nun der letzte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel streitend
Girolamo gewaltig steht.

Und, eifersüchtig auf die Ehren,
Sieht er versammelt alle sie:
Den Fürsten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn sie alle
Gestorben wären übernacht,
Als daß sie Zeugen seinem Falle,
Und seines Gegners Uebermacht.

Ha! wie sie lauschen auf die Rede!
Ha! wie das Volk, gedräng und dicht,
Aufhorcht, was in der ernsten Fehde
Savonarola heute spricht!

Ihn täuschten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften, still und klar,
Was Mariano's Ahnung schaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt sie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge,
Der Prior von San Marco spricht.

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie schwer die Kirche Christi krank,
Wie tief von seinen hohen Flügen
Ihr matter Geist zur Erde sank.

„Die Kirche ist treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt sie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht.

Der Klerus möchte gerne bannen
Den Strahl des Himmels von der Welt,
Er möchte um die Erde spannen
Sein schwarzgetünchtes Lügenzelt,

Auffangen alle Segensgrüße,
Die Gott gesandt dem Menschenschmerz,
Auf daß beim Klerus betteln müsse
Um falschen Trost das arme Herz.

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, giftesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Busen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie sie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich stiften
Mit Lüg' und Laster, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat sie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer sich der Welt verdungen,
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt sie zuletzt den Knecht davon.

Du biſt ihr Knecht, du biſt ihr Werber,
Um ſchnöde Luſt, um eitlen Ruhm:
Mariano! ſüßer Volksverderber!
Kennſt du das Evangelium?

Ein ſchlechter Arzt bedrängten Sündern,
Muſt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern:
Statt Leben bringſt du Leichenſchmuck.

Du weinſt, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängſt
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du aufs Volk hinunterſprengſt.

Doch iſt nur Willkür, nicht Betrübung
Der Thränenſtrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenſpiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erſchüttert ihm die Seele nie.

Wenn auch die Hörer ſeufzen, weinen,
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falſche Thränen, wie die deinen,
Iſt Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig iſt ein ſolches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich ſüße Selbſtbedauern
Iſt für ſchuldkranke Herzen Gift.

Machſt du mit claſſiſchem Geſchwätze
Zur Tugend kühn? zum Glauben ſtark?
Dem Teufel flickſt du ſeine Netze,
Denn du biſt falſch bis in das Mark.

Dein Wort iſt Fälſchung und Verführung,
Du lullſt den heil'gen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen ſelbſt, die Rührung,
Den Thränenquell vergifteſt du.

Wenn du das Volk auch irreleiteſt,
Du darfſt es wagen ungeſtraft,
Wenn du nur läſternd mich beſtreiteſt,
Für Neun einſtehſt mit deiner Kraft.

Die Gränzen möchtest du vermischen
Der Christen und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild vermischen
Des Glaubens fest gezognen Kern.

Verschleiern möchtest du die Wunde,
Die durch das Herz der Menschheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Testament.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor:
Bald muß die Kirche sich erneuern
Und finden, was sie längst verlor.

Einst, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Mensch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnsucht stets verschlagen,
Auf weitem, wildem Ocean.

Des Herrn Gesetz gebot ihm Landung,
Er strebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber iſt zu ſeinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menſchen kund,
Die ſichre, heilige Buſſole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensſtarke
Durch Wellenſtoß und Sturmesweh,
So wird, geſegnet, ſeine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Eteſien. [1]

Belohnet wird ihm ſein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnſucht ſchauen,
Mehr finden als ſein Wunſch gewagt.

Die Menſchheit hat nach Gottes Lichte
Geſehnt ſich längſt und ehedem:
Doch iſt die heilige Geſchichte
Entſprungen erſt in Bethlehem.

[1] Paſſatwinde

Du nennest Christum eine Quelle,
Die stets zur Menschheit niederfloß,
Und die sich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräusch ergoß?

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menschheit ahnungsvoller Gram,
Ein heißer Strom einsamer Thränen,
Bis endlich der Ersehnte kam.

Dir sind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Christus ist, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle,
Die Macht des Schöpfers und sein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Ist dein zerfahrner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen
Und meint: ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach seinen schönen Musterbildern,
Ein feingeschmackter Architekt.[1]

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menschengeist
Auf Menschenweise mag verstehen,
Das wäre, was man Christus heißt. —

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

Die Menschenhülle, Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöh'n:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

[1] Anspielung auf die Platonische Akademie in Florenz.

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geſchichte Raum zu nehmen
Als die lebendigſte Geſtalt?

Die Hohe ſollte ſich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menſchheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Troſt ihm untergräbt.

Iſt Chriſtus Traum, dann iſt das Leben
Ein Gang durch Wüſten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Beſtien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdrohn den Wandrer, ohne Bahn,
Aus tauſend dunklen Hinterhalten
Liebloß und raſtlos ſpringend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf seinem heimathlosen Gang.

An ehernen Gesetzen schleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
Die Pest durchtappt die Finsterniß.

Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebste auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freuden Asche graues Haar,

So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt:
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troste
Bei Kunst und Weisheit überall,
Trink Wein, geh in den Wald und koste
Die Rose und die Nachtigall:

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl verſöhnt die ſchwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und ſchaudernd ſinkſt du in die Gruft!

Das iſt das Leben und Verſcheiden,
Wenn Chriſtus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er ſie dem Glauben nur.

In dieſes Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenroth
Iſt Schmerz noch unſer tiefſtes Fühlen,
Der innerſte Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unſre Weiſe ein.

Gelöst sind nun die bangen Fragen,
Nun ist dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen,
Sind Schmerz und Tod der schwarze Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen:
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand.

Das Alles aber ist verloren,
Wenn's nicht in euch lebendig lebt,
Wenn nicht die Kirche neugeboren
Von ihrem Sturze sich erhebt.

Ihr ward der Glaube eine Leiche,
Die sie mit scharfem Stahl zerlegt:
Doch sagt ihr nicht die kalte, bleiche,
Was selig einst ihr Herz bewegt.

O Thoren! wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunkeln Schachten,
Der still dem kalten Blicke hält.

Wie ſchnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forſchen und kein Grübeln frommt,
Der Geiſt kann nur den Geiſt erkennen,
Wenn ihm der Geiſt entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geiſt die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnſucht nimmermüden Lauf!

Und ſpähet, lauſchet, harret, trauert,
Bis euch Sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis Seine Wonne euch durchſchauert:
Erkenntniß Gottes iſt — Gebet.

Gebet iſt Balſam, Troſt und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es iſt mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerſter Zuſammenklang;

Gebet iſt Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt,
Dann ſteht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwiſchen ihr und Gottes Geiſt.

Geheimnißvoll und doch so helle,
Ist es der Seele wunderbar
Ein süßes Schlummern an der Quelle,
Und doch ein Wachen seligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und schnell kommt Gottes Schwert:
Die Wolken selbst sind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien schrecklich schlagen,
Weil es für seine Stimme taub:
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimsuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich sein,
Dem in den schönen, goldnen Becher
Ein Schalk gegossen schlechten Wein.

Ausgießt den schlechten Wein der Zecher,
Macht das Geschirr vom Aerger leer:
Doch wirft er seinen goldnen Becher,
Dem Wein zu Hasse, nichts in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
Zerschmettern an der Felsenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beseligt seyn;
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falsches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer singt.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seyd wach und seyd auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!

Der Tod Lorenzo's, des Erlauchten.

Aus Perlen miſcht und Edelſteinen,
Aus theuern Säften einen Trank
Der bange Arzt, die Freunde weinen,
Lorenzo iſt zum Sterben krank.

Wollt ihr den ernſten Tod beſtechen
Mit Flitter aus dem Meeresgrund?
Und ſeinen ſtarren Willen brechen
Mit Opfern aus der Berge Schlund?

Umſonſt! vorüber iſt vorüber!
Den Kranken rettet ihr nicht mehr,
Lorenzo's Augen werden trüber,
Der Puls iſt wirr, der Athem ſchwer.

Das heiße Fieber strömt mit Gluten
Durch seine Lebensfelder hin,
Wie bergentquellne Lavafluten
Durch grüne Wiesen tödtlich ziehn.

Und was von seinen Lebenstrieben
Noch aus der Asche grünen mag,
Das muß erfrieren und zerstieben
In Fiebers Frost und Hagelschlag.

Des Zimmers Fenster sind verhangen
Zur Dämmerung, der Sonne Schein,
Die draußen lustig aufgegangen,
Darf zu der Klage nicht herein.

Verhangen sind mit dunkeln Flören
Die Griechengötter an der Wand,
Daß ihn die Lieblinge nicht stören,
Nimmt er das Crucifix zur Hand.

Auch ist der heitre Götterorden,
Der Lust ward in der alten Welt,
Zu unserm Gott, der Schmerz geworden,
Unwürdig lachend hingestellt.

Was hilft es, daß der Flor verhehle
Die Bilder dort? könnt ihr sie auch
Verhängen in des Kranken Seele,
Wo sie aufziehn, des Fiebers Rauch?

Hört ihr ihn stöhnen, toben, klagen
Im ängstlichen Delirium?
Wie quälend ihn die Bilder jagen
Zu Füßen des Olymps herum?

Der Kranke schaut im Fieberwahne,
Was Platon malte im Gericht,
Die große Seelenkarawane,
Die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
Die Seele hastet, was sie kann,
Auf nach des Berges steilen Zinnen
Mit dem gefiederten Gespann.

Der Seelen jede hat zwei Rosse,
Das eine bös, das andre rein;
Sie selbst als Führer und Genosse
Damit verwachsen überein.

Doch göttlich ſind der Götter Pferde,
Erklimmen leicht den Himmelshang
Mit ſchöner, ſtrahlender Geberde,
Melodiſch rauſcht ihr Flügelklang.

Leicht ſchwingt ſich über jede Klippe
Ein göttlich Roß, denn es gedenkt:
Dort fällt Ambroſia in die Krippe,
Mit Nektar werd' ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreiſe
Umſchwingt der Götter hohe Bahn,
Wo ſie das Gute, Schöne, Weiſe
Im Urbild finden aufgethan.

Der Andern Roſſe ſind im Kampfe:
Das edle ſtrebt zur Höh' empor,
Das böſe wiehert mit Geſtampfe
Und zieht hinab zu Sumpf und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
Führt Dies herrſchende Geſtalt,
Und unter ſeinem Flügelwagen
Der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meister,
Folgt in elf Zügen, weitgeschaart,
Das Heer der Götter und der Geister
Auf des Olympos steiler Fahrt.

Den besten Seelen mag's gelingen,
Wenn's edle Lichtroß überwand,
Nach mancher Noth hinaufzudringen
Nah zu des Gipfels steilem Rand.

Der Führer streckt für Augenblicke,
Die er dem Rosselenken raubt,
Empor zum seligen Geschicke
Der Götter sein entzücktes Haupt. —

Hört ihr Lorenzo's Seele schreien
Im wildverworrnen Fiebertraum,
Wie ihre Rosse sich entzweien,
Wie sie sich quält im niedern Raum?

Ihr edles Roß, weiß, blankgefiedert,
Schwarzmähnig und von Wuchs gerad,
Hochhalsig, schlank und leichtgegliedert,
Strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre, ſchwarz, voll arger Tücken,
Hartmäulig, plump und ſchlecht gebaut,
Kurzhalſig, mit gekrümmtem Rücken,
Es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug, blutunterlaufen, gläſern,
Späht nur in dumpfer Niederung,
Voll trüber Gier, nach faulen Gräſern,
Und fühlt nicht Stachel, Geißelſchwung.

Müh, Angſtſchweiß und Getümmel drängen
Sich in der Seelen hinterm Troß,
Denn jede ſucht hindurchzuſprengen
Den Andern nach mit Tritt und Stoß.

Lorenze mitten im Gefechte
Vergebens vorwärts kämpft und ringt,
Scharf peitſcht den Rappen ſeine Rechte,
Das Chriſtusbild die Linke ſchwingt.

Hoch ſchwingt er's aus dem wilden Heere,
Das immer dichter ihn umbraust;
Doch wiederum ſchlägt die ſchwarze Mähre,
Das Crucifix ihm aus der Fauſt.

Das Kreuz wird von den Hufen schallend
Getreten, in den Grund gestampft,
Die Segend, wie ein Meer wallend,
Vom heißen Hauch der Rosse dampft.

Nun stürzen sich in's Heer der Streiter
Auf Rossen: weiß, roth, schwarz und fahl,
Die vier apokalyptischen Reiter
Und das Getümmel wächst im That.

Der erste läßt den Bogen schwirren;
Der zweit' ein Schwert gewaltig schwingt:
Der dritte läßt die Wage klirren;
Der vierte Todtenlieder singt.

Ein kalter Sturm jetzt feurnet gezogen,
Die Seele am Gebeine packt:
Die sieht's in alle Welt verflogen,
Nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Roß' und Reiter schwinden
Sammt dem Olymp — Verenge steht
Einsam, verlassen, nackt, von Winden
Auf einer Haide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
Und endlich wird der Kranke wach,
Vom heil'gen Friede aufgerüttelt,
Blickt scheu herum im Sterbgemach.

Die Freunde weinen, daß die Kette,
Die schöne, bald der Tod zerreißt;
Savonarola kniet am Bette
Und betet für Lorenzo's Geist.

Girolamo mit tiefem Trauern
Am Bett des Mediceers kniet,
Und mit herzinnigem Bedauern,
Wenn ungeheilt sein Geist entflieht.

Nun sieht er feierlich am Kranken,
Er sieht den ernsten Augenblick,
Mit dem er zweifeln sieht und schwanken
Unwiderrufliches Geschick.

„Noch ist es Zeit“ — so spricht der Fromme
„Daß in das Herz die Gottes Huld
Erleuchtend und erquickend komme,
Verzeihe deines Lebens Schuld.

Verſäume nicht die kurze Stunde,
Solang du weilſt im Erdenthal,
Laß dringen dir zum Herzensgrunde
Der Gnade milden Sonnenſtrahl!

Ich frage dich: biſt du geſtanden
Auf alſo hohem Berge je,
Daß unten deinem Blicke ſchwanden
Die Felder, Thürme, Wald und See?

Auf einem Berg, von deſſen Scheitel
Für deinen Blick verſchwunden war,
Was unten ſterblich iſt und eitel,
Geſchick der Menſchen wandelbar?

Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
Kein Ruf der Klage drang empor,
Zu deſſen Fuß mit matten Schwingen
Der Donner murmelnd ſich verlor?

Dort kann mit überraſchtem Grauen,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
Das Aug' in ſchwarzen Lüften ſchauen
Die Sterne wie zu Mitternacht.

Dort scheint auf klarem, ew'gem Eise
Die Sonne fremd und kühl, sie bricht
Nur durch die dunstumhüllten Kreise
Hier unten als ein warmes Licht.

Und ist dein Geist dahingegangen,
Wo ihn die rein're Luft umweht:
Die Strahlen Gottes zu empfangen,
Ist's dort vielleicht für ihn zu spät.

Und bitter wird er dann beklagen,
Daß er den Segensblick versäumt
In seinen flücht'gen Erdentagen,
So lang er noch geirrt, geträumt!" —

Mit immer mattern Herzensschlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:
„„Gib, frommer Vater, mir den Segen
Und sprich ein stärkendes Gebet!""

„O Fürst! den Segen will ich sprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,
Gibst du zurück den großen Raub.

Glaubſt du an Gottes heil'ge Treiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Friſt:
Daß Chriſtus iſt ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Deſpot ein Chriſt.

Für welche Gott ſein Blut vergoſſen,
Für die er ſtarb auf Golgatha,
Sind Gottes theure Bundsgenoſſen,
Sind nicht zum Spiel der Fürſten da.

Freiheit iſt nicht die höchſte Gabe,
Die hier der Menſch zum Heil bedarf;
Doch trägt ihm all ſein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

Ihr ſchleicht in Gottes Haus als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Deſpoten! Chriſtenthum iſt Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur.

Kann's Auge froh zur Ferne dringen,
Wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umſchlingen,
Das Sklavengram zuſammenpreßt? —

Willſt du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht,
So will ich einen Bund dir nennen,
Den wohl dein Herz noch nie bedacht.

Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Könige! der feſt und dicht
In einen trauten Jammerhaufen
Mit Bettlern euch zuſammenflicht:

Es iſt der Schmerz, die Eiſenkette,
Die euch, ihr Fürſten, ſtolzerirrt,
Oft freilich erſt am Todesbette
Zurück in euer Elend klirrt.

Schon wenn euch läßt die Mutter ſinken
An ihrer Brüſte ſüßen Quell,
Müßt ihr mit uns den Leidlauf trinken
Auf Noth und Tod — ſie reifen ſchnell!

O Fürſtenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Fauſt entzwei!
O Majeſtät, du bittre Lüge,
Lorenzo, mach die Brüder frei!

Lorenzo! gib die Freiheit wieder,
Der Republik ihr altes Recht,
Das uns gekämpft, geschmeichelt nieder
Dein übermüthiges Geschlecht!"

Lorenzo spricht: „Wollt' ich beglücken
Ein Volk, mußt' ich's beherrschen auch.
Mein und der Väter Werk zerstücken
Soll ich mit meinem letzten Hauch?

Ich hab' in schlummerlosen Nächten,
Rastlosen Tagen nur geübt,
Für's Volk zu denken und zu fechten,
Das nun vor allen herrlich blüht.

Den lichten Spuren meiner Ahnen
Bin ich gefolgt, treu immerdar;
Frohlockend zog mit unsern Fahnen
Von edlen Geistern eine Schaar.

Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
Der Kunst und Weisheit, freudig kennt
Die Menschheit ihre große Habe,
Die wir erstegt im Orient.

Ich ſoll nicht Fürſt und Vater heißen
Dem Volke und dem Vaterland?
Soll ſterbend ihm vom Himmel reißen
Den Stern des Ruhms mit eigner Hand?“

„Du ſollſt! du ſollſt das Werk zerſtücken
Der Willkür, eh's mit dir verbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo, mach' es frei!

Dein Volk iſt krank und iſt verdorben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk iſt innerlich erſtorben,
Die heil'ge Sehnſucht ſchier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleiſtert
Nur ſchlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeiſtert,
Iſt nur ein kunſtgeſchmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit ſeiner Andacht höchſtem Schwung;
Die Blüthe ſeiner ſchönſten Stunden,
Was war ſie? nur Vergötterung.

Die Künſtler meißeln, malen, leiern
Um einen längſtverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidenthume feiern
Sie einen kalten Todtentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für ſie ſo ſchön! für uns zu ſchaal!
Habt ihr ihn nur heraufbeſchworen,
Daß er ſich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schickſal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne ſcharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Chriſtenthum und Heidenthum
In deiner Seele wüſt vereinigt,
Iſt jetzt das Weltdelirium.

Die Künſte der Hellenen kannten
Nicht den Erlöſer und ſein Licht,
Drum ſcherzten ſie ſo gern und nannten
Des Schmerzes tiefſten Abgrund nicht.

Daß ſie am Schmerz, den ſie zu tröſten
Nicht wußte, mild verüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend iſt's und Ernſt geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerſtieben in der Wetterluft.

Was haſt du deinem Volk geboten
Für ſeine Freiheit? karger Tauſch!
Bevor du wanderſt zu den Todten,
Bedenk' es: Trug und Sinnenrauſch!

Iſt dir im Herzen nicht verglommen
Und kalt des Glaubens letzte Glut,
So gib zurück, was du genommen,
Mach' deine Brüder frei und gut!" —

Lorenzo ſpricht: „„Gott iſt mein Glaube,
Chriſtus mein Troſt und mein Gebet!
Doch was du ſprichſt von einem Raube,
Am Herzen mir vorübergeht.

Ich wollte nur mein Volk beglücken,
Drum wollt' ich es beherrschen auch;
Mein und der Väter Werk zerstücken
Wird Ceulos nicht mein letzter Hauch.

Ich raube meinem Volke nimmer
Was ich ihm gab, den Stern des Ruhms;
Der trüben Zeit den heitern Schimmer,
Die schöne Welt des Alterthums.

Doch gib, o Vater, mir den Segen,
Weil du der Frömmste, Reinste bist,
Den ich geschaut auf meinen Wegen,
So sterb' ich als ein guter Christ.

O laß mich deine Hand noch fassen,
Und reiche mir zum Scheidegruß,
Wenn du mich siehst im Tod erblassen,
Das Evangelium noch zum Kuß.""

Da wendet sich vom starren Kranken
Girolamo, das Haupt geneigt;
Er tritt voll trauriger Gedanken
Zum Fenster hin und sinnt und schweigt.

Und ſinnend bricht er eine Roſe
Vom Stocke, der am Simſe grünt,
Und wieder kehrt der Hoffnungsloſe
Zu ſeinem Kranken, unverſöhnt.

Er ſtellt mit unterdrücktem Weinen
Sich an des Sterbelagers Rand,
Das Evangelium in der einen,
Die Roſe in der andern Hand;

Jetzt neigt er ſich dem Kranken näher
Und hält zum letzten Gruße dicht
Dem unbeugſamen Mediciier
Das Buch, die Roſe vor's Geſicht.

Und ſpricht: „Eh dich der Tod verwüſtet,
Hat Geiſt und Leib dir hoch geragt,
Mit Kraft und Schönheit ausgerüſtet;
Ein Sinn allein war dir verſagt.

Geruch nur war dir nicht gegeben,[1]
Dir würzt' umſonſt der Lenz die Luft,
Du ſcheideſt aus dem Erdenleben,
Und kannteſt nie der Roſe Duft.

[1] Die Geruchloſigkeit Lorenzo's iſt hiſtoriſch bekannt. Roscoe life of Lorenzo de' Medicis.

Wie du im Lenz vom Blüthenſtrauche
Nichts kannteſt, als den Farbenſchein,
Wie, ungeſpürt, die Roſenhauche
Die Bruſt dir zogen aus und ein:

So haſt du dieſer heil'gen Blätter
Den ſüßen Duft wohl nie geſpürt,
Den uns der Herr im Frühlingswetter
Mit ſeiner Liebe zugeführt.

Erbarmen möge dir begegnen
In jener Welt! ich ſcheid' in Schmerz.
Lorenzo, ſtirb! — ich kann nicht ſegnen
Dein unerweckbar ſtumpfes Herz!"

Die Schaar der Freunde ſteht beklommen
Im dämmerhellen Sterbgemach
Und ſtarrt Girolamo, dem Frommen,
Der ſie erſchüttert, ſchweigend nach.

Ein ängſtlich Fragen, ſcheues Lauern,
Verzagtes Flüſtern, ſtumme Haſt
Erfüllt mit ungewohnten Schauern
Den ſonſt ſo fröhlichen Palaſt.

Und fallen muß zur ſelben Stunde
Der Fürſt dem ehernen Gebot:
Und in Florenz von Mund zu Munde
Geht dumpf das Wort: Lorenzo todt!

Tubal.

Die Stadt ruht ſchweigend, hingebreitet
In Mitternacht und Mondesglanz,
Des Domes Thürmer einſam ſchreitet
Auf ſeinem hohen Thurmeskranz.

Und er bedenkt an luft'ger Stelle,
Wie unten tief die Welt nun ſchweigt,
Wie brauſend bald des Lebens Welle
Sich hebt, und bald zum Tod ſich neigt.

Aus einem Haus nur hört der Wächter,
So wie die Thüre auf und zu,
Manchmal ein Jauchzen und Gelächter,
Dann wiederkehrt die ſtille Ruh.

Dort wacht ein luſtiges Gelage,
— So denkt der Mann in ſeinem Sinn —
Sie tummeln ſich die Nacht zum Tage;
Doch bringt's dem Leben nicht Gewinn.

Was ſie dem Schlaf an Stunden ſtahlen,
Das treibt für ihn ſein Bruder ein,
Das müſſen ſie dem Tod bezahlen,
So bleibt es bei der Sippſchaft ſein.

Horch! Tubal klappert durch die Gaſſe;
Der Jude mit der Krücke haut
In ſeinem wilden Chriſtenhaſſe
Den Stein, daß mir hier oben graut.

Er iſt dem Irrenhaus entſprungen,
Ich kenne ſeine Stimme wohl,
Die jetzt zu mir heraufgedrungen
So kreiſchend wild, ſo dumpf und hohl.

Du armer Jude! iſt's ein Wunder,
Wenn deine Sinne ſich verirrt,
Und wenn des Wahnſinns grauſer Plunder
Dir zornig von den Lippen ſchwirrt?

Warst du nicht elend und verachtet,
Von Jugend auf gedrückt, gehetzt?
Bis sie geraubet und geschlachtet
Selbst deine Kinder dir zuletzt?

Nun schlägst du grimmig mit der Krücke
Den Kies, nun bildest du dir ein
Im wild erträumten Rachegücke,
Das Herz des Papstes sei der Stein! —

So denkt auf seinen hohen Mauern
Einsam der Wächter und er wagt
Den Juden heimlich zu bedauern,
Der durch die Straßen fluchend jagt.

Doch, schon erschrickt, als ob ihm träne
Das Ketzerloos, der Thurmeswart,
Als ob sie selbst das Mondlicht scheue,
Flieht seine Thräne in den Bart.

Indeß sein Herz nur schüchtern oben
Gewagt den schönen Bruderschmerz,
Hört unten er stets lauter toben
Der Schenke Lust und tollen Scherz.

Da ſitzen ſie am langen Tiſche,
An Zechgebärden, Tracht, Geſtalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemiſche,
Es ſtrömt der Wein, Gelächter ſchallt.

„Die allerſchönſte Blüthenhecke!"
— Ruft einer jubelnd aus der Schaar —
„Wir ſind ja lauter Roſenſtöcke,
Sich ſelbſt begießend wunderbar!"

„Das Freudenröslein ſei begoſſen
Mit edlen Weines ſüßem Schwall!
Aus Röslein luſtig aufgeſchoſſen
Schlägt manche derbe Nachtigall!"

Umflorten Blickes faßt ein Zweiter
Die Zecher Mann für Mann und meint:
„Die Sproſſen ſind's der Jakobsleiter,
Die leider umgeſtürzt —" er weint.

Ein Maler ſenkt an's Glas die Stirne,
Ob er Madonnen ſchauen mag;
Doch ſpiegelt ihm der Wein die Dirne,
Die jüngſt in ſeinen Armen lag.

Ein Kriegskumpan den Schenken hetzet:
„Schenk ein, ſchenk ein die ganze Nacht!
Mir iſt das Blut noch nicht erſetzet,
Das ich verſchüttet in der Schlacht!"

Ein Andrer ſingt, und Andre zanken,
Doch Alles lacht von Zeit zu Zeit;
Nur Einer, ſchweigend in Gedanken,
Trinkt ſeinen Krug allein, abſeit.

Dem Ernſten ruft ein kecker Junge:
„Stoß an! ſei froh! ſchön iſt die Welt!
Haſt du kein Herz? und keine Zunge?
Gewiß, du biſt ein Deutſcher, gelt?

Der Deutſche, trüb in allen Stücken,
Kann ſelbſt im Rauſch nicht ſelig ſein,
Gleich fallen ihm die ſchwarzen Mücken,
Die Todsgedanken, in den Wein.

Den Deutſchen trübt und drückt ſein Himmel,
Der kalte, dicke Nebelwuſt,
Drum ſetzt ſich ihm der ekle Schimmel
Vergänglichkeit an jede Luſt!"

Der Deutſche ſpricht: „Mir iſt viel theurer
Mein Himmel, der gewaltig treßt,
Als überm Land Italia eurer,
Der ewig blau herumterglotzt.

Die Alpen hab' ich überklommen
Zu Lieb den blauen Lüften nicht:
Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
Der morgen in San Marco ſpricht."

Der Junge drauf: „Nur ein Verbrechen
Aus deiner Heimath dich vertrieb:
Wagſt du es nicht, mit uns zu zechen,
Weil du ein Mörder oder Dieb?

Bangt dir, daß wir die ſchlimme Kunde
Dir treiben aus mit Rebenblut,
Wie man hervor vom Erdengrunde
Den Maulwurf tränket mit der Flut?"

Der Fremde ſtürzet auf den Jungen,
Schon helt er mit dem Degen aus:
Da iſt die Thüre aufgeſprungen
Und Tubal poltert in das Haus:

Und alle fahren von den Bänken,
Dem Frechſten auch vor Tubal graut,
Der Fremde muß den Degen ſenken,
Als er den alten Juden ſchaut.

Durch Felſen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nahn,
Brauſt dort ein Waldſtrom, wild, erbittert,
Und immer friſch die rauhe Bahn:

Und hier durchbrauſt den grimmen Alten,
Verwittert, hohl, und ſchreckend haß,
Aus ſeines Herzens finſtern Spalten
Ein immer friſcher Strom – der Haß.

Der Jude ſingt in's Zechgewirre,
Und auf den Tiſch die Krücke haut,
Daß klirrend tanzen die Geſchirre,
Und alſo ruft er gellend laut:

„O frecher Traum! o bittre Blendung!
O weites Feld, mit Fluch beſät!
Sie nannten ihn den Mann der Sendung,
Meſſias den von Nazareth!

O daß ein Blitz in's Herz euch schlage
Das Flammenwort: er war es nicht,
Der kommen wird am End' der Tage,
Zu halten Ernte und Gericht!

Er war es nicht, der auf den Wegen
Durch dürre Wüsten Gottes Schaar
Erquickt, gestärkt mit seinem Segen
Und mitgezogen unsichtbar!

Er war es nicht, der mit den Ahnen
Sich schon gefreut im Paradies,
Eh auf des Schmerzes finstre Bahnen
Der Zorn des Herrn sie fortverstieß!

Er hatte nicht, wie jener Echte,
Beim Vater schon die Herrlichkeit,
Bevor Jehovahs starke Rechte
Die Welt hinaus warf in die Zeit!

Der auf dem Kreuz gewinselt Klagen,
Der in den Tod sein Haupt gedrückt,
Hat Davids Thron er aufgeschlagen?
Und Gottes Volk befreit? beglückt?

Sein Werk war nicht im Bund mit Gotte,
Er hat's gethan mit Beelzebul:
Hat er Satan und seine Rotte
Geschleudert in den Höllenpfuhl?

Nach seinen vierzehnhundert Jahren
Sind noch die Teufel alle da,
Die hergelockt, wie Fliegenscharen,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Warum thut er jetzt keine Wunder?
Weil er so herb getäuscht die Welt,
Ward sie ein thränennasser Zunder,
Auf den umsonst sein Funken fällt!

Es wimmelt noch von Aussatzfressen,
Der Aussatz blüht und jede Noth:
Wer zählt die Lahmen, die Besessnen,
Und die er wecken soll vom Tod?

Warum denn brach die Liebeskette?
Ich kenne ein blutflüssig Weib,
Der Nazarener komm' und rette,
Die flecht und krankt am ganzen Leib!

Wenn er ſich nicht zur Hülfe ſputet,
Und ſein Erbarmen zeigt ſich lau,
Trifft er die Kirche ſchon verblutet,
Und Satan weint um ſeine Frau!

Die galiläiſchen böſen Geiſter,
Die jene Armen einſt gejagt,
Und die als Retter euer Meiſter
In's Vieh und in den See gejagt,

Sie ſchwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberſtrom,
Die durſt'ge Gadarenerheerde
Sprang friſch und froh an's Land — zu Rom!

„Schon in der erſten Zeit der Feigen"
— ſprach einſt Jehovah — „habe ich
Gefunden an den grünen Zweigen,
Mein Iſrael, Frühfeige, dich!"

Nun wird für ſeine Frühlingstreue
Der erſte Schmuck am Feigenſtamm
Vom Uebermuth der frechen Säue
Getreten tief in Koth und Schlamm!

Einſt lag das erſte jener Thiere,
Der ächte Innocenz genannt,
Und ſtreckte ſterbend alle viere,
Da kam herbei der Arzt gerannt:

Der ſprach zum Thier im Sterbebette:
„Die Kunſt iſt labm, der Tod iſt ſchnell;
Gelenk'ſt du, Herr, daß ich dich rette,
So ſchaff' drei Knaben mir zur Stell'!

Der wilde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern ſtärker ſchon:
Die Spezerei iſt all vergebens,
Hier hilft allein die Transfuſion."

Da ſprach das Thier: „Drei friſche Knaben
Hat Tabal, flicht ſie mir geſchwind!
Ihr Herzblut ſoll das meine laben,
Macht ſchnell! ein Jude braucht kein Kind!" —

„Seht ihr das Blut hindurchſprühen?
Das Blut der Unſchuld, hell und rein,
In ſeine ſchmorzen Lederpfühen!?
Weh mir! nun ſind die Kinder tot!"

Der Jude rief es und ist brausend
Hinausgeflürzt in die Nacht;
Die Zecher haben stumm und grausend
Dem Wort des Hasses nachgedacht.

Der Fremde spricht mit bitterm Scherzen:
Ihr meint, im Wahnsinn tappt der Wicht,
Weil ihm ausblies der Sturm der Schmerzen
Im Kopfe sein Laternenlicht.

Er ist kein Narr, er ist nur elend,
Weil er das Ungeheure litt,
Weil ihn das Bild des Jammers quälend
Verfolgt an's Grab mit jedem Schritt.

Ob auch der alte Jude rase;
In seinen Reden, graus und wild,
Auch im zerbrochnen Spiegelglase
Zeigt sich von unsrer Zeit das Bild.

Die Entscheidung.

Girolamo war euch ein trüber
Prophet; doch wahr! seht! schreckenschwer
Die Apenninen zieht herüber
Dort ein Gewitter, Feindesheer.

Zerstörend, plündernd, mordend tosen
Auf ihrer raschen Siegesbahn
Durch's Land Italia die Franzosen,
Und Carl, ihr König, ficht voran.

Der König auf Eroberfaden
Verfolgt ein falsches Heldenthum,
Der Eitle will in Blute baden
Das neugeborne Kindlein Ruhm.

Sie rücken, Schreck auf Schrecken thürmend,
Toscana zu; sie nehmen schon
Die Festung Fivizano stürmend,
Kein Menschenleben kommt davon;

Dort werden Männer, Kinder, Frauen
Von König Carl und seinem Heer
Erbarmungslos zusammgehauen!
Sie stürmen auf Florenz einher.

Die Florentiner zitternd bangen,
Sie flehn Pietro Medici,
Der seines Vaters Macht empfangen,
Daß er dem Feind entgegenzieh'.

Er soll ein Heer zu Hülfe raffen,
Den Feind bezwingen in der Schlacht,
Und wenn er's nicht vermag mit Waffen,
Ihn schlagen mit des Wortes Macht.

Umsonst! Lorenzo ist gestorben;
Sein Sohn ist nur despotisch dreist,
Er hat des Vaters Macht erworben,
Nicht seinen Muth, nicht seinen Geist.

Und blickt auf seines Sohnes Zittern
Lorenzo aus der Schattenwelt,
So sieht er seine Hoffnung splittern,
Und wie sein stolzes Werk zerfällt.

Pietro zieht dem Feind entgegen;
Doch fechtend nicht für's Vaterland,
Nein! in den Staub sich hinzulegen,
Zu betteln um die eigne Schand.

Mit staunender Verachtung höret
Der fremde Fürst, wie Medici
Um sein Erbarmen ihn beschwöret,
Die Stimme bebt, es wankt das Knie.

Der stolze Mediceername
Pietro nur noch tiefer drückt,
Wie wenn mit einer Fürstenbrame
Ein Bettler seine Lumpen schmückt.

Anstatt den Uebermuth zu strafen
Mit seinem Schwert, mit seinem Wort,
Räumt er dem Feind Livorno's Hafen,
Toscana's Burgen ein sofort.

In Münzen und in blanken Barren
Verheißt er ihm noch ſchweres Geld.
Nun kehrt er heim. Die Bürger harren,
Zu zahlen ihm den Botenſold.

Verachtung trifft ſo ſchlechten Boten,
Und jede Hülle niederſtreift
Der Haß, dem Hauſe der Deſpoten
Seit ſechzig Jahren angereift.

Wie ehmals zieht er mit Gepränge
Vor den Palaſt der Signorie;
Da ruft des Volks empörte Menge:
„Fluch dir! Fort mit den Medici!

Und die Signoren treiben ſpottend
Von ihrer Thür den Mann der Schmach;
Und, ſich an ſeine Ferſe rottend,
Schrei'n ihm die Straßenbuben nach.

Sein Freund Orſini will ihn ſchützen
Und ſammelt eine Kriegerſchaar;
Doch kann's Pietro nicht mehr nützen,
Mit ſeiner Macht iſt's aus und gar.

Pietro flieht, der Pöbel wüthet
Und ſtürmt das Mediceerhaus,
Was der Palaſt an Schätzen hütet
Und aufbewahrt — es muß heraus.

Cameen, Münzen und Juwelen,
Agatgefäſſe, Goldgeſchirr,
Treibt durch einander in den Sälen
Und ſchwindet fort im Raubgewirr.

Die ſchönen Bilder an den Wänden
Zertritt, zerreißt der Pöbel wild,
Viel theure Werk' in Rollen, Bänden,
Zertrümmert wird manch Marmorbild.

Ein Zug, dem Pöbel angehörend,
Daß ſeine Wuth ſich gern ergeht
In Geiſteswerken blind zerſtörend,
Die er nicht hat und nicht verſteht. —

Wer ſind die drei, die Finſtern, Stummen,
Die nach Bologna wandern dort,
Daß keiner will ein Liedlein ſummen
Und keiner ſprechen mag ein Wort?

Die rüſtern Wandrer vorwärts eilen,
Nur wie auf ein verlornes Glück,
Kehrt trüb und flüchtig noch zuweilen
Dort nach Florenz ihr Blick zurück.

Sie ſehn noch fern der Thürme Zinnen,
Die Coſimo gebaut, ihr Ahn;
Die Enkel aber ziehn von hinnen
Des Flüchtlings kummervolle Bahn.

Wohl mancher, der an ihrem Leide
Vorbei mit Roß und Wagen rennt,
Trotz ihrem ſchüchternen Verkleide
Die Brüder Medici erkennt.

Doch Keiner, mit dem Haupte nickend,
Hat ihnen einen Gruß gebracht;
Wer Mitleid hat, beiſeite blickend,
Eilt fort; wer keins, verhöhnend lacht.

Schwer trauern ſie, verhaßt, vertrieben,
An ihres Vaters Allgewalt;
Und daß ſein thatenreiches Lieben
Das Volk den Söhnen ſchlecht vergalt.

Denn gern vergißt, wen Undank kränket,
Daß dankbar bis zum letzten Hauch
Der Mensch nur dann der Huld gedenket,
Wenn Wohlthat ihn gebessert auch. —

Zu Rosse mit Triumphgepränge
Zieht in Florenz der König ein,
Hell flammt voran dem Heergedränge
Sein Harnisch, blank im Sonnenschein.

Die Gonfalonieren müssen
Die Zügel halten links und rechts,
Man wirft das Wappen ihm zu Füßen
Des mediceischen Geschlechts.

Der Riese, der am Wappenbilde
Schildhalter mit der Keule stund,
Wird, wie der stolze Leu am Schilde,
Vom Roß getreten in den Grund.

Das Roß hat in den Grund geschlagen
Die Lilien sammt dem Feld von Gold,
Die hufzerstampften Kugeln sagen,
Wie schnell ein Glück dahingerollt. —

Florenz! wer wird den König bannen,
Der über dich ſein Schwert gezückt?
Wer jagt das ſtarke Heer von dannen,
Das, ſiegesfrech, dich quält und drückt?

Girolamo, der fromme Krieger,
Tritt kühnen, gottgeſtärkten Blicks
Zum ſtolzen, königlichen Sieger
Und hält ihm vor das Crucifix:

„Sieh! Dieſer hat die Welt erſchaffen;
Dieſer dein Herr und König iſt;
Wie Sturm die Spreu, dein Heer hinraffen
Kann Der, wenn du ein Frevler biſt!

Sieh! Dieſer hier kann dich zermalmen;
Du rageſt ſtolz aus deinem Heer,
Der höchſte nur von ſchwanken Halmen,
Sein Hagel ſchlägt — ihr ſeid nicht mehr!

Man hat das Stadtthor abgebrochen,
Raum ſchaffend deinem Baldachin;
Laß ab, auf den Triumph zu pochen,
Ein König iſt gar leicht dahin!

Der ſah in unſre Stadt dich reiten
Stolz unter deinem Sternendach,
Und im Triumph die Glieder ſpreiten,
Und Gottes Hoheit ahmen nach.

Dachteſt du nicht mit Scham und Beben,
Vergänglicher! hinauf, an Ihn,
Der ſtrahlend läßt um's Haupt ſich ſchweben
Den großen Sternenbaldachin!?

Sei mild, o Fürſt! und zieh von hinnen!
Es gnüge dir, in dieſem Land
Des Volkes Herzen zu gewinnen,
Auf daß dich ſegne Gottes Hand!" —

Girolamo hat ihn bezwungen,
Ihm iſt des Frommen Blick und Wort
Erſchütternd in die Bruſt gedrungen;
Der König zieht in Freundſchaft fort. — —

Florenz! wer wird die Zweifel enden,
Wer ſchlichten den empörten Streit,
Der mit des Haſſes wilden Bränden
Dein Volk zerrüttet und entzweit:

Ob ein Monarch, nach seinem Wollen,
Beherrschen soll des Volks Geschick?
Ob selbst die Bürger herrschen sollen
In einer freien Republik?

Es streiten sich mit gleichen Schaaren
Die Republik, die Monarchie,
Das Heil des Volkes zu bewahren:
Wer aber mag entscheiden hie?

Girolamo beruft zum Dome
Das Volk und hat mit seiner Macht,
Auf seiner Worte tiefem Strome
Der Republik den Sieg gebracht.

Er will nach heil'gem Ziele steuern:
Theokratie sein Muth begehrt,
Es soll Florenz die Kirch' erneuern,
Als Herzgebiet, als Gottesherd.

Denn freier mag in einem freien,
Der nur vor Christus beugt das Haupt,
Die edle Saat des Herrn gedeihen;
Also der Kämpfer Gottes glaubt. —

O Held! ſie werden dich beſtreiten,
Und dich belaſten mit der Schuld:
Du überſtürzeſt deine Zeiten
In ſchonungsloſer Ungeduld.

Der Menſch muß ſterben, darum eilen.
Ein heiliger Gedanke läßt
Sich nicht zertröpfeln und zertheilen
Mit einem klug verſchwiegnen Reſt.

Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der ſpricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt.

Die Liebe rechnet nicht mit Küſſen:
Die Feinde zählt kein tapfrer Mann;
Vom Himmel ſtrömt in Wettergüſſen
Mehr als die Erde trinken kann.

Der Troſt.

Raſtlos, unhemmbar wandelt weiter
Durch Feinde vorwärts ſeine Bahn
Der unerſchrockne Gottesſtreiter,
Bekämpfend Knechtſchaft, Schuld und Wahn.

Die Römler ſind auf ihn erbittert,
Und alle Sünder, die er ſtört,
Der Papſt vor Angſt und Haß erzittert,
Die Fürſtenfreunde ſind empört.

Wenn er vom Markuskloſter ſchreitet,
Zum Dome, daß er pred'ge dort,
Wird er verfolgt und hingeleitet
Von manchem Fluch und Läſterwort.

Den Weg ihm hundert Feinde bahnen,
Sie schützen seine Kanzel dicht
Mit Schwertern, Flinten, Partisanen.
Girolamo zum Volke spricht:

„Ich saß allein in meiner Zelle;
Schon dämmerte die Nacht, da schlich
Ein sanfter, freundlicher Geselle
Zu mir herein und grüßte mich.

Des Papstes Bote war's, er rollte
Von süßen Worten eine Flut,
Verhieß mir, wenn ich schweigen wollte,
Als Cardinal den rothen Hut.

Den will ich nicht; mein Trachten, Sinnen
Hab' ich gestellt auf andres Gut:
Nur jenen Hut will ich gewinnen,
Der rothgefärbt mit meinem Blut.

Der Papst soll keinen Frieden hoffen,
Er schmeichle sich mit keinem Sieg:
Vor allen Christen führ' ich offen
Mit ihm den ruhelosen Krieg.

Es iſt in Roma eingebrochen,
Es hat die Curia beſetzt
Der Teufel, — ſeine Faſchingswochen
Hält er mit ſeinen Freunden jetzt;

Er hält als frecher Kirchenſchänder
Jetzt einen tollen Mummenſchanz,
Er ſteckt in heilige Gewänder
Sein Volk und ſpielt ihm auf zum Tanz:

Er greift die Orgel, ſinget Pſalmen
Im ſchnöd entweihten Heiligthum,
Beim Kerzenſchein und Weihrauchsqualmen
Treibt ſeine Masken er herum.

Und ſie erfriſchend zu bedienen,
Führt er der Gäſte reiche Schaar
Zu Wein und Spiel und Concubinen,
Und wechſelnd wieder zum Altar.

Kleinmüthige, die hört' ich klagen:
„Bald ſtürzt in Trümmer Chriſti Burg!"
Und Gnoſtiker, die hört' ich ſagen:
„Seht! Rom beherrſcht der Demiurg!"

„Der Teufel hat Verrath und Lügen,
Blutſchande, Meuchelmord gebracht!
Und ſie geballt zu Menſchenzügen
Und einen Papſt daraus gemacht!“

Ich aber rufe: nicht verzaget!
Ein Papſt, ein Chriſt iſt Borgia nicht!
Je höher ſich der Teufel waget,
Je bälder ſeine Leiter bricht! —

Es lag auf ihrem Krankenlager
Einſt eine Frau, an Gütern reich,
Von ſchweren Leiden matt und hager!
Und endlich ſcheintodt, ſtill und bleich.

Und ihre falſchen Freunde eilten,
Bevor die Frau begraben war,
Daß ſie die reiche Habe theilten,
Und jubelten um ihre Bahr.

Sie wühlten haſtig in den Schränken,
Dort lag mit halbverblichnem Schein
Manch treubewahrtes Angedenken
An Perlen, Gold und Edelſtein.

Und sie begannen sich zu schlagen
Um ihrer Freundin Feierkleid,
— Die Zier aus ihren Jugendtagen —
Und um ihr theures Brautgeschmeid.

Gefesselt waren ihr die Glieder,
In starren Banden stockt' ihr Herz,
Nacht deckte ihre Augenlieder:
Doch hörte sie — und fühlte Schmerz.

Wie Stück für Stück die Räuber nahmen,
Sie hört' es unterm Leichentuch:
Doch wie sie an ihr Liebstes kamen,
Ihr altes Evangeliumbuch:

Da trieb der Schmerz ihr Herz, zu schlagen,
Auf ihre Wangen sprang das Blut,
Sie hob sich auf vom Todtenschragen,
Erschrocken floh die Räuberbrut.

Heilkräftig war der Frau die Kränkung,
Denn sie genas von jener Stund:
So nahe schon der Grabversenkung,
Ward sie vom Scheintod erst gesund.

Und euer Glaube ſoll nicht wanken;
Der Kirche Loos mögt ihr verſtehn
In der Geſchichte dieſer Kranken;
Gott läßt ſie nicht zu Grabe gehn.

Das Gelage.

Der Weinberg reifet ſüße Trauben
Wo San Pietro's Kirche ſteht,
Durch ſeine üpp'gen Rankenlauben
Der Sommernachtwind laulich weht.

Der Weinberg reifet ſüße Sünden
An San Pietro's ernſtem Haus,
Es weht, ſie fachend zu entzünden,
Der Nachtluft ſchwellendes Geſaus.

Da blinkt ein Tiſch mit Früchten, Flaſchen,
Es taucht der Mond mit ſeinem Strahl,
Voll ſüßer Erdenluſt zu naſchen,
In manchen ſchäumenden Pokal.

Vanozza, einſt des Papſtes Schöne,
Bewirthet ihrer Freunde Schaar,
Die Tochter auch, und zwei der Söhne,
Die ſie dem Pontifex gebar.

Das Pfand entflohner Wonneſtunden,
Lucrezia ſchön wie Keine blüht,
Daß ſie den Männern Liebeswunden
Und Neid in's Herz den Frauen glüht;

So reizend, daß für ſie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daß ſie der Papſt ſein Liebchen nannte,
Und ſchnöd genoß ſein eignes Blut.

Sie läßt ihr ſchwarzes Haar den Lüften,
Bald fließt die reiche Lockenflut
Hernieder zu den ſchlanken Hüften,
Bald fliegt es hoch im Uebermuth.

Der bloße Buſen athmet freier;
Die Schöne meint, daß nicht genug
Der trübe Mond den Silberſchleier
Um Nacken ihr und Buſen ſchlug.

Vom Mondenlichte meinet anders,
Als Schweſterlein Lucrezia,
Der loſe Sohn Papſt Alexanders,
Ihr Bruder, Fürſt von Gandia:

„O bliesen doch die Abendwinde
Die Kirche dort mir aus dem Licht,
Die jetzt mir eine Schattenbinde
Um deinen Busen neidiſch flicht!

Mein Liebchen, laß dich's nicht gereuen,
Daß du für mich in Liebe brennſt,
Laß uns, der Pflicht zum Trotz, uns freuen,
Zum Hohn dem albernen Geſpenſt!

Weil wir einſt ohne Woll'n und Wiſſen
Gelegen ſind in einem Leid,
Drum ſollten wir auf Einem Kiſſen
Nicht liegen jetzt, geliebtes Weib?"

Cäſar, der andre Bruderbuhle,
Iſt todtenſtill, ſein Blick nur wacht,
Wie über einem ſchwülen Pfuhle
Ein Irrwiſch flackert in der Nacht.

Er ſitzt ſtumm und heimlich wüthend,
Valencia's finſtrer Cardinal,
Er ſieht den Fürſten, Rache brütend,
Lucrezia küſſen Mal auf Mal.

In ſeines Herzens tiefſten Schachten
Der Prieſter ſtill und ſchrecklich flucht,
Den Bruder heute noch zu ſchlachten
Blutſchänderiſcher Eiferſucht.

So oft auf Mund und Buſenblüthe
Der Herzog ihr die Lippen drückt,
— Der Prieſter zählt — ſo viele Stiche
Hat ſchon der Dolch auf ihn gezückt.

„Freut euch am ſchönen Erdenloſe!
Wir leben eine kurze Friſt;
Ein Narr, der auch nur eine Roſe
An einem Strauche wo vergißt!

Wir müſſen uns von hinnen packen,
Uns wirft der Tod in einen Moſt,
Ob in den ausgebrannten Schlacken
Gebet geglüht, ob Sinnenluſt!"

Der Herzog rief's, den Becher schwingend;
Da tummelt Cäsar seinen Wein
Und ruft, mit ihm zusammenklingend,
„Von hinnen!“ — und eilt fort, allein.

Vanozza spricht: „Ich bin in Sorgen,
Mein Cäsar geht nach bösem Ziel!“ —
Lucrezia ruft: „Sein bin ich morgen!“ —
Ein Greis: „Licht her und Würfelspiel!“

„Für viele Noth und wenig Ehre
Hab' ich gedient mein Lebenlang,“
— So ruft der alte Condottiere —
„Laßt hören mich Ducatenklang!“

„Heraus, ihr Herren Cardinäle,
Rohan! und Raphael! mit Gold!
Der nacktesten Soldatenseele,
Vielleicht sind mir die Würfel hold!“

Der Herzog wirft dem alten Dagen
Die Börse hin und wünscht ihm Glück,
Und wendet, auch sein Glück zu pflegen,
Zu seiner Dame sich zurück.

Die Cardinäle werfen klirrend
Goldstücken auf das Marmorbrett:
Die Würfel fallen, treffend, irrend,
Denn Alles hört zu guter Wett.

Die Cardinäle mit Gelächter
Verspielen ihren blanken Hort,
Entscharrend lacht der alte Rechter,
Und schilt die Pfaffen fort und fort:

„Ihr könnt verlieren ohne Grollen,
Denn euer Seckel kümmert nie,
Und nie versiegen eure Stollen,
Gut Bergwerk ist die Simonie.

Die Mitra wird zum Wünschelhute,
Der euch im Nu der Noth entrückt:
Der Hirtenstab zur Wünschelrute,
Die stets nach güldnen Adern pickt.

Liegt wo ein Christ im Todeshammer,
Wird euch zur Rente seine Noth,
Schatzkammer seine Herzenskammer,
Denn ihr verkauft ihm seinen Tod.

Weil das Verdienst der sel'gen Geister
Für alle quillt und überschwenkt,
Seid ihr der Gnade Brunnenmeister,
Um Sendi wird sie ausgeschenkt.

Ihr laßt euch nicht das Kreuz bedrängen;
Den Bauern pflanzt ihr's in den Grund,
Die Zehentgarben drauf zu hängen;
So drückt's euch nicht den Rücken wund.

Die Päpste, Priester und Prälaten
Sind wenig nutz, und alle schier
Tief in den Sumpf hineingerathen;
Nun singen Unken das Brevier!"

Die Cardinäle lachen weidlich,
Und Raphael ermunternd spricht:
„Bis jetzt war all dein Schimpfen leidlich;
Mach schärfer fort, du alter Wicht!"

Der Alte drauf: „Wer glaubt, den schraubt man;
Ihr saßt nicht Gott, nur Gut und Geld;
Ja! Christus ward ein Räuberhauptmann
Und schreitet plündernd durch die Welt!"

Nun ſtarrt nach einer dunkeln Hecke
Der Herzog, plötzlich ſtumm und bleich,
Ob ihn ein grauſer Anblick ſchrecke,
Ein Zuſpruch aus dem Schattenreich.

Doch hat er ſchnell ſich rückbeſonnen,
Er ſtreicht die Stirne mit der Hand,
Als wär' ein Traum vorbeigeronnen,
Mit dem die frohe Laune ſchwand.

Die Frauen aber ihn nicht laſſen:
„Giovanni, ſagt, was es war,
Was dich ſo plötzlich hieß erblaſſen
Und dir bergan geſträubt das Haar?"

Weil er nicht gern mit Wortesklängen
Unheimliches zurückbeſchwört,
Antwortet auf der Frauen Drängen
Der Herzog düſter und verſtört:

„Durch Florenz kam ich einſt zu ſchreiten
In müßig froher Weiberſchau,
Und ſah an mir vorübergleiten
Bald eine wunderſchöne Frau.

Ich ſah ſie nach San Marko ſchweben
Und folgte wie bezaubert nach,
Girolamo, der Prior, eben
Dem ſtillen Volk die Predigt ſprach.

Und, nimmer weiß ich, wie's gekommen,
Ich habe ſeinem Wort gelauſcht:
Er hat das Bild mir fortgenommen,
Das erſt ſo glühend mich berauſcht.

Und Mancher war umſonſt befliſſen,
Zu ſchreiben, was der Mönch dort ſprach;
Den Schmerz, von Freude hingeriſſen,
Ein Jeder aus in Weinen brach.

O möchte ſie doch länger dauern!
Dacht' ich, als er die Rede ſchloß;
Ein unbeſchreiblich banges Trauern,
Fühlt' ich, und meine Thräne floß.

Ich ſpürte viele Tag' und Nächte,
Daß mir ſein Wort im Ohre ſtack,
Bis ich's verbrauſt' und 'nunterzechte
Den bitter ernſten Nachgeſchmack.

Nicht hab' ich mehr ſeit jenem Tage
Girolamo geſehn, gehört,
Weil er mit ſeiner ernſten Klage
Mir allzuherb die Luſt geſtört.

Als mit Lucrezia's Lockenringen
Zuvor ich ſpielte, ſüß erfreut,
Ward mir's, als hört' ich Glocken klingen,
Wie fernes dumpfes Grabgeläut.

Mir war, als ich geblickt zum Strauche,
Ob mit Kapuz und Scapulier
Dort aus dem dunkeln Schatten tauche
Girolamo — und drohe mir.

War's Blendwerk nur und Spiel des Weines,
Was meine Sinne täuſchte ſo?
Des launenhaften Mondenſcheines?
Was auch! heut werd' ich nicht mehr froh.

So ſpät zum päpſtlichen Palaſte
Iſt faſt unziemend einzugehn.
Zeit iſt es, daß die Freude raſte,
Gut Nacht! gut Nacht! auf Wiederſehn."

Der Condottiere folgt, ſein alter
Getreuer Luſt- und Kampfgenoß!
Gewärtig folgt ſein Bügelhalter,
Schon eilen ſie davon zu Roß.

Die Andern hören fort ſie reiten,
Auf allen drumpf ein Schweigen lag,
Bis in der Mondnacht ſtillen Weiten
Verſcholl der Hufe letzter Schlag.

Die Gestattung.

Giorgio liegt in seinem Nachen,
Das Holz, das er am Ufer lud,
Vor losen Dieben zu bewachen,
Und singt sein Liedchen wohlgemuth:

„Auf einer grünen Halde,
Umrauscht vom grünen Walde,
Da steht mein kleines Haus:
Ein Bächlein fließt vorüber,
Mir lieber als die Tiber,
Mit lustigem Gebraus."

Und auf der grünsten Halde,
Am allergrünsten Walde

Steht meiner Liebſten Haus.
Ihr Vater iſt zu ſtrenge,
Ihr Fenſter nicht zu enge,
Da ſteig' ich ein und aus."

Nun ſah er in den Mondenſtrahlen,
— Und iſt mit ſeinem Liede ſtumm —
Wie ſich um's Eck zwei Männer ſtahlen:
Sie blicken ferglich rings herum.

Nun ſchwinden ſie mit ſcheuem Satze,
Er bleibt gedruckt in ſeinem Schiff:
Und jetzt ertönt am ſtillen Platze,
Wie Loſung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen ſie geſchritten,
Zugleich zwei andre Männer noch,
Und einer kommt dahergeritten,
Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringet einen Kalten
Quer über ſeinem Sattelknopf,
Zwei ſchreiten rechts, zwei links und halten
Der Leiche ſtützend Arm und Kopf.

Wo Miſt und Unrath in die Wellen
Der Tiber wirft das Volk, dahin
Die ſtummen, ſcheuen Mordgeſellen
Mit ihrem Todten ſchleunig ziehn.

Banditenkundig und geſchäftig
Wird jetzt das Roß verkehrt geſtellt,
Und über ſeine Kruppe kräftig
Der Leichnam in den Fluß geſchnellt.

Sie ſchleichen fort, ſie kommen wieder
Und werfen — ſtets auf ihrer Hut —
Vom Roß den zweiten Todten nieder,
Und jetzt den dritten in die Flut.

Giorgio ſieht es unverwundert;
Denn ohne Segen, letzten Gruß,
Sah er hier Leichen wohl ſchon hundert
Hinunter wandern in den Fluß.

Doch faßt ihn Wehmuth, Graus und Bangen;
Der Burſche ſingt ſein Lied nicht aus,
Das er ſo fröhlich angefangen
Von Halt' und Wald und Liebchens Haus.

Vater und Sohn.

„Schon iſt das Abendroth verglommen,
Mein Herzog noch nicht heimgekehrt:
Nun wird er auch nicht wiederkommen,
Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf ſeinen Wandel kann ich bauen,
Der Lockre hat ſich nur verſäumt,
Des Aufbruchs Zeit, das Morgengrauen
Bei einer Dirne wo verträumt.“

So ſprach in trauter Abendſtunde
Der Papſt an Cäſar ſeinen Sohn,
Und lächelt ſchalkhaft ſeinem Munde:
Doch Cäſar ſpricht und lächelt Hohn:

„„Da weiß ich eine andre Mähre
Von deinem Herzog; gut genug,
Daß sie dein Vaterherz beschwere,
Das immer zärtlich für ihn schlug.

Ja, ihn hast du geliebt, mich nimmer;
Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
Die Kutte mir, ihm Fürstenschimmer!
Doch jetzo lausche meiner Mähr:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
Bei einer Dirne sich verſäumt,
Und müd und matt in ihren Armen
Heut früh das Morgengrau verträumt.

Diesmal hat eine alte, kühle,
Unsaubre Dirne ihn umfaßt;
Er hält auf ihrem schlechten Pfühle
Vom Liebestaumel tiefe Rast.

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
Daß er bei ihr noch liegen muß,
Bis selber ihn aus ihrem Bette
Die Dirne wirft mit Ueberdruß.

Sie hat von ſeinem Liebesfieber
Den Mann geheilt auf immerdar.
Die Dirne aber heißt: die Tiber!
Hier iſt mein wackres Mährlein gar.““

Nun ſchweigen Beide: der, verloren
Im Glück der Rache, der im Schmerz;
Und Sohn und Vater ſchweigend bohren
Die Haſſesblicke ſich in's Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Alexanders Muth gebeugt;
Erſchrocken ſieht der große Sünder,
Daß er den größern ſich gezeugt.

Der Pontifex zuſammenſchauernd
In Cäſars düſtern Buſen ſpäht,
Und ſieht entſetzt, wie dort ſchon lauernd
Der Vatermord im Winkel ſteht.

„Verruchter! Schrecklicher! erzähle!
Gabſt du dem eignen Bruder Gift?
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,
Daß dich die Strafe Gottes trifft?“

Dies Zürnen iſt nur Windesfächeln
Für Cäſar, den verruchten Sohn,
Er läßt das arge, kalte Lächeln
Nicht fort ſich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, ſtill und ungeheuer,
Zielt auf des Papſtes wundes Herz;
Alſo umſchwebt ein ſtiller Geier
Ein blutend Wild, voll Angſt und Schmerz.

Und in den Zeichen bittrer Leiden
Auf ſeines Vaters Angeſicht
Läßt Cäſar ſeine Blicke weiden,
Bis endlich er gelaſſen ſpricht:

„„Ich ſegle frei im Meer der Lüſte;
Bis ich verſinke, bleib' ich flott;
Mich ſchreckt ſie nicht, die Fabelküſte;
Ich glaub', wie du, an keinen Gott!

Doch hab' ich dem nicht Gift geſpendet;
Das Gift verfehlt des Weges leicht.
Verlangt dich's, wie dein Fürſt geendet,
Sei noch ein Mährlein dir gereicht.

Ich bin ein Pfaff mit frommen Mienen,
Und bin ein braver Zeidler auch;
Ich hege einen Steck voll Bienen,
Gewärtig meinem Blick und Hauch.

Macht mich einmal ein Feind ergrimmen,
Gleich wird die Schuld an ihm gerächt,
Denn schwärmen laſſ' ich meine Immen,
Ein ſtachelrüſtiges Geſchlecht.

Die Bienen folgen meinem Zorne,
Sie ſtechen friſch und wacker zu;
Mein Feind empfängt mit ihrem Dorne
Den Honig auch der Todesruh.

Du treibſt ja in profanen Stunden
Auch Bienenzucht, und manchen Mann
Hat nur der Stachel überwunden,
War ihm zu ſtumpf der ſcharfe Bann.'"

Und ſchwer gedenkt der Papſt des herben
Und warnenden Synodenſpruchs,
Der die verbotnen Leibeserben
Der Prieſter — Söhne nennt des Fluchs.

Die Peſt.

I.

„Nimm du mein Ringlein, gib mir deines!
Komm Täubchen, bau'n wir unſer Neſt!“ —
Das Neſt bleibt leer, denn ach! ein Kleines,
So ſterbt ihr beide an der Peſt!

„Spielt auf! ſchenkt ein! und dann willkommen!
Hinunter noch den ſüßen Reſt!“ —
Ja wohl! du wirſt am Wort genommen,
Schon hat ergriffen dich die Peſt!

„O Kerkernacht, o bittres Härmen!
Wie quälend mich die Kette preßt!“ —
Wirſt nicht mehr lang das Eiſen wärmen,
Noch heute ſtirbſt du an der Peſt!

„Viel Sünden noch . . . doch ſpringt die Heerde
Mir durcheinander: . . . . halltet feſt!“ —
Am Beichtſtuhl fällt er todt zur Erde,
Und hat ihn abſolvirt die Peſt?

„Triumph! wie ſchön das Blutgerinnſel
Dem bleichen Ecce homo läßt!“ —
Da reißt ihm aus der Hand den Pinſel
Und malt ihn ſelber bleich — die Peſt.

Von Haus zu Haus, und hüben, drüben,
Des Todes furchtbar Einerlei;
Er geht herum, euch einzuüben
Die Miserere-Litanei.

Verſtockte Herzen! o Verbrecher!
Wenn euch Girolamo nicht rührt,
So merket auf den andern Sprecher,
Der eine ſchärfre Sprache führt!

Es will erſchüttern und erweichen
Der Tod die harte Sünderſchaar;
Hoch baut die Kanzel ſich aus Leichen
Der ernſte, ſtrenge Miſſionar.

Schon hat der Prediger verwendet
Viel Männer, Weiber, welk und grau;
Viel Jugend, Schönheit auch verſchwendet
Auf ſeinen raſchen Kanzelbau.

Auch hat er ſchon aus eurer Mitte
Manch holdes Kindlein weggepflückt,
Die Kanzel ſich nach frommer Sitte
Mit Engelsbildern ausgeſchmückt.

II.

Nun ſchleicht mit Zittern und mit Beben
Die Freude als ein Jammerbild,
Nun irrt das kecke Lüſteleben
Ein rettungsloſ umſtelltes Wild.

Verödet ſind die Tiſch' und Bänke,
Der Spielmann fort mit ſeinem Lied,
Nun ſteht der Wirth in ſeiner Schenke,
Als in der Klauſ' ein Eremit.

In den verlaſſnen Kirchenhallen
Kniet hier und dort ein Beter kaum,
Blickt ſcheu, daß im Vorüberwallen
Ihn niemand ſtreife mit dem Saum.

Dort wieder ſchreiten Proceſſionen
Mit Kreuz und Fahne, flehen, ſchrein,
Gott wolle doch der Sünder ſchonen
Und ſeine Schrecken fangen ein.

Unmuthig ſchleichen die Gewerbe,
Der Hader vor Gerichte ſchweigt,
Wo jeder denken muß: ich ſterbe
Vielleicht eh ſich die Sonne neigt.

Am Spiegel ziert mit eitlem Sinne
Sich dort ein buhleriſches Weib;
Doch traurig hält ſie plötzlich inne,
Gedenk, wie ſterblich dieſer Leib.

Sie will kein falſches Roth mehr nehmen
Auf ihre Wangen, welk und fahl;
Sie mag ſich vor den Würmern ſchämen,
Für die ſie bald vielleicht das Mahl.

Wer ſchon den Feind will niederbohren,
Ihm nach mit ſcharfem Dolche zieht,
Er hat die Luſt dazu verloren,
Als er die vielen Leichen ſieht.

Vor dieſem Lauern, dumpfen Drohen,
Vor dieſem angſtgedrückten Gram
Sind Wunſch und Leidenſchaft geflohen,
Des Unglücks Furien wurden zahm.

Die Roſſ' am Leichenwagen werden
Bei Tag und Nacht nicht ausgeſchirrt;
Verzweiflung rufen die Geberden,
Die Sprachen haben ſich verwirrt.

Die Liebe hat ihr Wort verloren,
Denn tödtlich ward ihr Hauch, ihr Kuß,
Und mit dem Tod hat ſich verſchworen
Treulos ihr ſanfter Blumengruß.

Wie mit den Gaben und Geſchenken
Das Herz die Liebe ſonſt empfing,
Und ſich ihr ſüßes Angedenken
An ihre Zeichen zaubernd hing;

So heftet jetzt ſich das Verderben
An Liebeszeichen leisgeheim,
Am Schmucke klebt ein bittres Sterben,
Am ſchmeichelnden Sonettenreim.

Du arme Mutter! zittre, zittre,
Wenn deine Bruſt den Säugling ſtillt;
Weißt du, ob nicht der Tod, der bittre,
Aus deiner Bruſt dem Kinde quillt?

III.

Zwei Künſtler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenſchein.

Buonaretti wandelt gerne
Mit ſeinem Freund Da Vinci dort,
Im Künſtlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu ſprechen ein begeiſtert Wort.

Gerüſtet ſind ſie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch ſchwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein moriture Deli! ſang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Vertrinken einen Becher noch
Im Angeſicht der ſchönen Griechen;
Und ihrer Kunſt ein Lebehoch.

Und sollt' auch sie der Tod verlangen,
So wollen sie den schlimmen Gast
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und ringe von Frühlingsluft umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niedersehn,
Wie sie gesehn in alten Tagen
Denselben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz gehört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles, vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer, ihre schwanken Kerzen,
Versteckten Rosen in's Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das süße Duften, und erzählen
Verbreitend es im ganzen Wald.

Im Buſche ſingen Nachtigallen
Ihr unzerſtörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeſtimmert ſchallen,
Die Welt am Himmel luſtig zieht.

Die Kunſtgenoſſen ſtehn und ſtarren
Entzückt auf ein Apollobild;
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und trauſen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und ſüßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den letzten Schleier,
Und heiter noch Apollo lacht.

Wie mählig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt ſie mit Gewalt.

Schon hatten ſie den Wein geſchwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen:
Doch jetzt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelſprecher!
Du lächelſt unſerm Jammer Spott!“
Und ſchmetternd wirft er ſeinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Du Sinai, kennſt aus tiefen Hainen,
Sie dünken mich ſo fremd, ſo leer!
Die Vögel ſingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich ſchwer.

Hier ſteht der Menſchenſchmerz inmitten
Der fremden Kunſt und der Natur,
Von ihren Herzen abgeſchnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenſpur.

Doch, ſiehſt du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Abendſtrahl?
Siehſt du den Gott herab ſich neigen
Zu mitleidvoll zu unſrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröſtend weiſt das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimatland.

Was einst Girolamo betrauernd
Dem sterbenden Lorenzo sprach,
Das ward bei diesen Klängen schauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir strömt es feurig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund." —

Da Vinci schweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
Da wandeln neue, große Bilder
Durch seine große Seele schon.

Das himmlische Gemälde zündet
In seiner Brust, ein Wunderstrahl:
Wie Jesus den Aposteln gründet
Das „Denket mein!" im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er ist von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erschreckt.

Aus seinem ungestümen Grame,
Wie Sonnenschein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderstehlich jetzt hervor.

Die vier Gestalten ließ ihn schauen
Ein geistdurchglühter Augenblick;
Und kühn beschließt er, sie zu hauen
Zusammt aus einem Marmorstück.

IV.

In Florenz kann nur Einer halten
Sein Herz in klarer Heldenruh;
Nur Einer sieht dem Todeswalten
Mit unerschrocknet Seele zu.

Girolamo, noch unermattet,
Einsam in seiner Zelle wacht;
Gepflegt, getröstet und bestattet
Hat er von früh bis Mitternacht.

So mancher Bettler auf dem Wege,
Den Alles um verstieß und floh,
Ward in das Kloster mild zur Pflege
Genommen von Girolamo.

Wenn auch der Bettler mußte sterben,
War doch des Priors Wort vielleicht
Das Freundlichste, was seinem herben,
Freudlosen Leben ward gereicht.

Als ſich ſein Geiſt hinweggeſchwungen
Aus dieſem dumpfen Jammerort,
Iſt ihm verſöhnend nachgeklungen
Des Priors liebevolles Wort.

Girolamo in ſeiner Zelle
Bei ſpäter Lampe ſinnt und ſchafft:
Denn unverſiegbar iſt die Quelle,
Woraus er tränket ſeine Kraft.

Er widmet ſeinen Tag den Kranken;
Ein Arzt zu ſeyn der Chriſtenheit,
Dem großen, heiligen Gedanken
Iſt ſeine ſtille Nacht geweiht.

Nun ſchreibt er Briefe, mächt'ge Briefe,
Er ſchildert dringend, heiß und wahr
Des Abgrunds unheilvolle Tiefe,
Der Kirche dringende Gefahr.

Daß Gott die Kirche will erneuern,
Sein Schreiben an den Kaiſer ſpricht:
Er ſucht den Kaiſer anzufeuern
Zu ſeiner Schutz- und Schirmespflicht.

Den König Frankreichs will er wecken
Mit einem Briefe, kühn und frei:
Wird ihn nicht rühren und erschrecken
Der Kirche Noth und Hülfeschrei?

Den Königen von Spanien schreibt er,
Wozu der Herr die Throne schuf;
Den König Ungarns, Englands treibt er
Zu seiner Pflicht mit scharfem Ruf.

Er mahnt sie alle, zu vereinen
Ein christliches Concilium,
Auf dem er selber will erscheinen,
Und streiten für das Heiligthum:

Wo er die Stimme will erheben,
Anklagen laut der Kirche Haupt,
Den Papst mit seinem Lasterleben,
Den Sünder, der an Gott nicht glaubt:

Den frechen Borgia, der als Waare
Für schnödes Geld mit Trug und List
Erkauft die heilige Tiare,
Der sie nun trägt als Antichrist.

Der Bann.

Savonarola iſt als Ketzer,
Falſcher Prophet, untreuer Hirt,
Als ein Rebell und Volksverhetzer
Vom Papſte excommunicirt.

Der Feinde ſtürmiſches Frohlocken
Umbrauſt den Dom, wo man zur Stund
Beim lauten Schall der Todtenglocken
Dem Volke macht das Herze kund.

Der Biſchof im Ornat verkündet
Des Bannes ſchauerlichen Spruch;
Vier Fackeln werden angezündet
Und ausgelöſcht mit einem Fluch:

„Dreimal hat dich nach Rom gefodert
Der Papſt, zur Gnade dir bereit:
Umſonſt! nur wilder aufgelodert
Biſt du im frevelhaften Streit!

Girolamo! das Licht der Gnade
Liſcht aus wie dieſer Kerzen Schein!
Geh hin und wandle deine Pfade,
Verflucht und finſter und allein!

Du haſt mit frechem Lügenmunde
Irrſal und Zwieſpalt uns gebracht.
Die Kirche feſt auf ihrem Bunde
Hinaus dich in die Heidennacht!

Willſt du noch eine Predigt wagen,
So ſey, wer immer ſie beſucht,
Wie du vom Kirchenbann geſchlagen,
Wie du verſtoßen und verflucht!

Den Sünder ſoll kein Segen laben,
Das Sacrament ſey ihm verwehrt,
Und ſtirbt er, werde nicht begraben
Sein Leichnam in geweihter Erd'!“ —

Vier Fackeln haben sie gezündet
Und ausgelöscht mit einem Fluch,
Und haben so der Welt verkündet
Des Kirchenbau's Zusammenbruch.

Sie zeigten, ihre eignen Richter,
Daß frevelnd in der Welt des Herrn
Sie löschen möchten, wie die Lichter,
Die vier Evangelisten gern.

Doch unauslöschlich brennen diese,
Vom Hauche Gottes angefacht,
Zu leuchten nach dem Paradiese
Sieghaft durch tiefste Sündennacht! —

Der Priester schweigt, mit dumpfen Schauern
Verstummt das Volk, die Glocke hallt,
Nachsummend, durch des Domes Mauern
Der Rauch noch von den Fackeln wallt.

Erklungen ist am selben Orte
Der Fluch, allwo seit manchem Jahr
Des Baungetroffnen Segensworte
Zu Gott gelenkt die Seelenschaar.

Wird ſich dem Kirchenbanne neigen
Girolamo, der Gottesheld?
Wird er das Wort des Heils verſchweigen,
Vom Fluch geſchlagen aus dem Feld? —

Der Biſchof hat den Dom verlaſſen,
Ein langer Zug der Kleriſei
Folgt nach, die den Gebannten haſſen,
Und tobend ſtrömt das Volk herbei.

Die Feinde jubeln und verbreiten
Mit Fleiß von Mund zu Mund den Bann,
Doch Papſt und Bann verachtend ſtreiten
Die Freunde für den theuren Mann.

Kaum iſt die Wuth der Peſt gemildert,
Und kaum vernarbt der Todesharm,
So iſt auch ſchon zurückverwildert
Der Feinde ſittenloſer Schwarm.

Und auf den Straßen um die Wette
Erſchallt Geſang und Lautenton,
Hier Spottcanzonen, dort Sonette,
Dem Sittenprediger zum Hohn.

Das Laſter ſcheint vom Papſt geadelt,
Weil er den Mönch geſtraft ſo ſchwer,
Der es am bitterſten getadelt,
Und kecker ſchreitet es einher.

Zum Trotz dem ſtrengen Sittenmeiſter
Wird nun geſpielt, gezecht, gebuhlt;
Die dreiſten Buben werden dreiſter
Und häufen prahlend Schuld auf Schuld.

Und tobend rufen die Geſellen
Bei Nacht San Marco's Kloſter wach,
Und ſchmetternd fliegen in die Zellen
Den Brüdern Steine, Fluch und Schmach.

Savonarola's Freunde werden,
Wo einer ſich erblicken läßt,
Verhöhnt mit Worten und Geberden;
Doch halten treu an ihm ſie feſt.

Die Freunde können nicht vergeſſen,
Sie werden ſein geweihtes Wort
Nur tiefer in das Herz ſich preſſen,
Als ihres Lebens beſten Hort.

Es wird Domenico vor allen,
Der treuſte Freund Girolamo's,
Von Spott und Läſtrung überfallen;
Doch trägt er kühn des Freundes Loos.

Er tritt den Wüthenden entgegen,
Er ruft es auf den Straßen laut:
„Des Böſen Fluch iſt Gottes Segen,
Schon flieht die Nacht, der Morgen graut!

Der Nebel weicht, ſo ſchwarz und dichte
Ihn auch die röm'ſche Nacht ſich ſpann,
Und fliehend ruft dem Tageslichte
Die Nacht vergebens ihren Bann.

Des Frommen dringendes Betheuern,
Und jeder Herzſchlag früh und ſpät:
Daß ſich die Kirche muß erneuern,
Iſt wahr, er iſt uns ein Prophet."

Domenico ruft auf der Straße,
Und kündet von der Kanzel auch
Entſchloſſen, daß er nimmer laſſe
Vom Freunde bis zum letzten Hauch.

Er mahnt das Volk, daß es den Ränken,
Dem Zorn der Feinde zittre nicht,
Und keines Fluches zu gedenken,
Wenn ihm Savonarola spricht.

Der Glaube iſt der höchſte Segen,
Und beſſer iſt's, den müden Staub
In's ungeweihte Grab zu legen,
Als daß der Geiſt des Todes Raub. —

In mancher Seele wankt das Hoffen,
Weil nun des Bannes grauſer Strahl
Italiens reinſtes Haupt getroffen,
Die Kunde fliegt durch Berg und Thal.

Wer wird uns nun die Predigt halten?
Wer kämpft wie er ſo kühn? wer ſiegt?
Wer wird das Herz dem Teufel ſpalten,
Wenn unſer Held in Banden liegt?

So hört ihr manchen Chriſten klagen:
Wie eine dunkle Wolke geht
Durch's Land ein trauriges Verzagen,
Vom Hauch der Kunde fortgeweht.

Und mancher, der an fernem Orte,
Bedauert es nun doppelt schwer,
Daß er versäumt des Frommen Worte;
Nun hört er ihn wohl nimmermehr?

Nach Florenz wallt das Volk in Schaaren,
Das ihn noch einmal schauen muß,
Vielleicht für's Leben zu bewahren
Von ihm noch einen Scheidegruß.

Doch ist zu früh noch solches Bangen,
Noch ist's gekommen nicht so weit,
Daß sie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf seinen Gottespfaden
Das Bannergeräusch den kühnen Mann;
Wie nicht das Zirpen der Cicaden
Den Schritt des Helden stören kann.

Wenn Heimchen auch den Helden mahnen,
Daß bald ihn, bald der Rasen deckt,
Ihm ist der Tod ein süßes Ahnen,
Und vorwärts eilt er ungeschreckt.

Girolamo die heiße Fehde
Des Herrn noch immer treulich ficht:
Und alſo ſeine Kanzelrede,
Dem Bannesfluch antwortend, ſpricht:

„Prälaten ſind allein mit nichten
Die Kirche, und auch nicht zumeiſt:
Sie ſoll aus Allen ſich errichten,
Bei welchen Glaub' und heil'ger Geiſt.

Chriſtus, der auf dem Kreuz verſchieden,
Iſt unſer Mittler, Er allein:
Der Klerus ſoll zum Gottesfrieden
Ein Führer nur, nicht Mittler ſein!

Das Evangelium iſt das Leben:
Das nur kann gültigen Entſcheid
Und Richterſpruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Chriſti ſeid.

Das iſt die Wurzel, ewig bleibend,
Unſchütterlich, und ohne Raſt
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Aſt zu Aſt.

Der Eiche grünes Leben ſprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Thau und Sonnenſchein;

Doch was der Wurzel nicht entſproſſen,
Iſt falſch, wenn's auch ſich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug umfloſſen,
Die Miſtel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Iſt uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Miſtel, wuchernd an der Eiche,
Das iſt die falſche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein ſingen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Miſtelbeeren aber bringen
Dem Teufel ſeinen Vogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen;
Wenn auch der Tod mich bald verſchlingt,
So wird die ſtarke Hand doch ſiegen,
Die mich als ihren Hammer ſchwingt.

Das jammervolle Truggerüste,
Das sich die Kirche Christi heißt,
Der Bau, den freches Erdgelüste
Gethürmet, nicht der heil'ge Geist;

Die Hand des Herrn wird niederschlagen,
Und euer Werk zerbricht, zerstiebt.
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menschen liebt!"

Der Papſt und Mariano.

Verſtimmt iſt heut der Papſt und düſter,
Mariano wehrt ihm den Verdruß
Umſonſt mit ſchmeichelndem Geflüſter,
Ein jedes Wort Pantoffelkuß.

Wohl ſchwieg der röm'ſche Vater lange
Und ſchloß in's Herz den ſcharfen Dorn;
Doch endlich reißt des Schweigens Spange
Von ſeiner Bruſt der ſtarke Zorn:

„Girolamo will ſich nicht fügen,
Der Kirche tiefentrathner Sohn?
Wagt immer noch Prophetenlügen,
Und predigt offne Rebellion?

Sieh dieſen Brief des Ungeheuers,
Den ihm in's Herz der Teufel blies,
Voll Rednerkraft und wilden Feuers:
Das ſchrieb er an den Kaiſer, lies!

Mein braver Fuchs im Hermeline,
Mein Sforza fing den Brief mir auf,
Und kam damit, daß er mir diene,
Selbſt hergerannt in vollem Lauf."

Mariano lieſt die kühnen Zeilen
Des Mannes, der ihn einſt beſiegt,
Er lächelt, murmelt unterweilen,
Indem ſein Aug das Blatt durchfliegt:

„„Concilium? . . . den Papſt verklagen? . . .
Jetzt iſt der Braten gar gebeizt:
Nun gilt's kein Zaudern mehr und Fragen,
's iſt Zeit, daß man die Küche heizt.""

„Mariano, ſchweig, daß ich erzähle
Dir meinen Traum von letzter Nacht;
Das Bild hat mir erquickt die Seele,
Wie mir noch nie ein Traum gelacht.

Ich ſah den jüngſten der Propheten,
Der in Florenz ſich hören läßt,
Wie er dem älteſten Propheten
Der Griechen hing am Halſe feſt.

Girolamo, den böſen Rangen,
Sah ich entzückt in meinem Traum
Erdroſſelt und verſchwiegen hangen
Am dodonäiſchen Eichenbaum.

Nun iſt, wie Zeus mit ſeinem Strauche,
Des Traumes ſüßer Anblick fort;
Doch von des Mönches gift'gem Hauche
Noch nicht des Papſtes Macht verdorrt.

Und will der Ketzer nicht gehorchen:
Iſt auch die Eiche längſt dahin,
Noch ſtehn im Walde meine Forchen,
Und luſtig brennt der fette Kien!"

Des Papſtes ränkevoller Diener
Mariano ihm zu Füßen ſank,
Der ehrſuchtkranke Auguſtiner
Iſt auch vor Durſt nach Rache krank:

„Was ich dich jüngst so heiß beſchworen
Im Cardinalscollegium:
Solang die Macht dir nicht verloren,
O mache den Propheten ſtumm!

Der Teufel ſchliff ihm tauſend Zungen,
Zu kämpfen ſeine böſe Schlacht;
Bald hat er in den Staub gerungen
Sanct Peters Kraft und Schlüſſelmacht.

Du kannſt nicht löſen mehr und binden,
Wenn nicht das Feuer ihn erſtickt,
Du donnerſt deinen Zorn den Winden,
Cenſuren, Bann und Interdikt.

Girolamo blieb unerſchrocken,
Als man im Florentiner Dom
Verlas beim Schall der Todtenglocken
Des heil'gen Vaters Brief aus Rom.

Dein Breve hat ihn nicht gebrochen,
Und ſeine Seele rührt' es nicht,
Daß ſie den Bann ihm dort geſprochen,
Verfluchend bliesen aus das Licht.

Das Blatt, mit deinem Herrn belaten,
Girolamo mit Füßen tritt,
Als wär's ein Blatt auf Waldespfaden,
Das welk und matt vom Baume glitt.

Der Tolle predigt jetzt noch freier.
Hat er nicht jüngst zu deiner Schmach
Verſpottet laut die Bannesfeier,
Als er zur Kirche alſo ſprach:

„Euch wird die Hand des Herrn zerſchlagen,
Und eure Macht zerbricht, zerſticht,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menſchen richt!“

Da ruft der Papſt: „Ich aber werde,
Girolamo, du ſchlimmer Gaſt!
Hinweg dich tilgen von der Erde,
So wahr dich Alexander haßt!

Wir wollen dieſem feurigen Streiter
Als zündbares Concilium
Zuſammenleſen dürre Scheiter;
Er ſterbe für ſein Heiligthum!“

Die Verhaftung.

Warum hat ſich gen ihn verſchworen,
Den Frömmſten, ſeiner Feinde Wuth?
Weil er die Böſen und die Thoren
Auch ſchelten wollte fromm und gut:

Weil er ſo muthig eingetreten
Auf ihrer Sünden freches Heer,
Weil er auf ſie ſein Wort geſchwungen
Als eine furchtbar ſcharfe Wehr.

Wenn auch ihr Laſterleben dauert,
Die Freude dran iſt dennoch wund;
Ein heimliches Entſetzen kauert
Doch in des Herzens tiefſtem Grund.

Von Magiern alte Mähren künden,
Daß ihre Kunst den Zauber barg,
Dem balsamirten Leib zu gründen
Ein ew'ges Lichtlein in den Sarg:

Daß bei dem nievergleimmten Dochte
Die Seele, wenn sie eitel war,
Den theuern Leib beschauen mochte,
Der sonst ihr wäre unsichtbar.

Giuelame hat solche Kerzen
Gegossen, dem Sünder zum Verdruß,
Der noch im weltbegrabnen Herzen
Der Unschuld Leiche schauen muß.

Sein Wüthen ist verstecktes Klagen,
Daß er nicht löschen kann das Licht,
Daß er sich nimmer kann entschlagen
Dem innern, traurigen Gesicht. —

Die Brüder in San Marco singen
Die Vesper, friedlich und erbaut,
Als plötzlich an die Pforten dringen
Des Priors Feinde stürmisch laut.

Des Priors Ruf an seine Treuen,
Allein mit geistlicher Gewalt
Zu stehn der Feinde wildem Dräuen,
Im steigenden Tumult verhallt.

Sie rütteln, pochen an den Thüren,
Sie steinigen das Gotteshaus,
Und rufen unter Rachschwüren:
„Gebt den Propheten uns heraus!"

Sie zünden Feuer an den Schwellen,
Die Flamme brennt die Pforten auf,
Einbrechen jetzt die Mordgesellen,
Wie auf den Raub ein Tigerhauf.

Des Priors Freunde doch nicht weichen;
Sie haben sich um ihn gestellt,
Die Kirche hallt von Waffenstreichen,
Von Kampfgeschrei, und Mancher fällt.

Vor allen führt die scharfen Hiebe
Der wackre Deutsche todesschwer,
Der einst Girolamo zu Liebe
Aus fernem Lande zog daher.

Jetzt hat er einem Feind gerungen
Den Büchsenkolben aus der Hand,
Und nimmt, da ihm sein Schwert zersprungen,
Die Kugel sich zum Schlägerstand.

Und wer am wildsten ist zu schauen,
Wer schon Gravelotte betrat
Und sah, zu dem sich durchgehauen,
Den schlägt der tapfre Deutsche todt.

Bereit, für seinen Herrscher zu sterben,
Denkt er: „Du Franzmann schlägst mir
Getrost die Seele vom Verderben,
Ich schlage dir den Leib dafür!“

Noch immer wächst im wilden Kampfe
Der Streiter Zahl und ihre Wuth,
Der Athem ringt mit Rauch und Dampfe,
Die Füße baden sich in Blut.

Wo sie Gravelotte bedrängen,
Ist das Getümmel also dicht,
Daß sperrend sich die Arme zwingen,
Und Mancher mit den Fäusten ficht.

Nur hier und dort führt einer schlagend
Mit seinem Schwung das Morgenlicht,
Der andern Fenster überragend,
Weil er auf einer Kirche steht.

Er steht im Innern auf der Höh
Am Fenster und, der Cassian verwunde,
Er reckt den Hammer wie Augustin,
Wie einer die Welt erwachen weiche.

Doch hat der Widerhall heute schöner
Den grauen Himmeln leicht gerufen,
Der Turm, der Bürgen sich erhebend,
Jetzt leer, schon ist es Mittwoche.

Christinens gutem Mädchen
Unerklärlich ist, ein hehres Weh,
Und Kirchen hören heutzen Archen
Den immer neuen Schwerkraft.

Jetzt plötzlich trommeln um die Mauern
Aufschläge singt: neun Schmerz verweben,
Die Klänge in gleichmäßigen
Und rufen, die Kirche hebt und klirrt.

Sturmglocken ſchallen, und Trommeten
Zur Thür herein gebieten Halt;
Mit Fackeln in die Kirche treten
Die Boten jetzt der Staatsgewalt.

Die Boten künden, Ruh zu ſchaffen:
„Wer, Laie, nicht in aller Eil
Das Kloſter flieht und ſtreckt die Waffen,
Stirbt als Rebell vom Henkerbeil!“

Girolamo in allen Gnaden,
Und Fra Demenico wie er,
Mit vor die Signorie geladen,
Geſichert ihre Wiederkehr.“

Und dumpfe Stille folgt dem Mahnen,
Denn mächtig jedes Herz ergreift
Ein frohes oder banges Ahnen,
Daß jetzo das Verhängniß reift.

Girolamo mit ſanftem Leide
Gehorcht, ihm ſagt des Herzens Drang,
Daß er von hier auf immer ſcheide,
Daß dieſer Schritt ſein Todesgang.

Das Kloſter muß er nun verlaſſen,
Wo er ſo lang für Gott gelebt,
Die Wehmuth will ihn mächtig faſſen,
In ſeinem Aug' die Thräne ſchwebt:

Doch freudig ſiegt die Todesweihe:
Er ſpricht den Freunden ſeinen Gruß,
Umarmend gibt er in der Reihe
Den Brüdern noch den Scheidekuß.

Bevor er ſchreitet durch die Pforten,
Spricht er, wie es gebeut die Frift,
In ſtarken und gerungnen Worten
Den Wunſch, der all ſein Leben iſt.

Er mahnt die Brüder, nicht zu zagen,
Dem Sturm zu trotzen ohne Scheu,
Die Wahrheit in die Welt zu tragen
Durch Noth und Tod, dem Herrn getreu.

Die treuen Freunde weinen bitter,
Die ſchlimmen Feinde lärmen froh,
Und ſchluchzend küßt der deutſche Ritter
Die Schulter dem Girolamo.

Freundvoll hat ſich der ſtetsbewährte
Domenico zu ihm geſtellt,
Entſchloſſen, als ſein Kampfgefährte
Sein Loos zu theilen, wie es fällt.

Die Signorie, die gnadenreiche,
Läßt ſie, daß keiner dem Geſchick
Im wirren Volkstumult entweiche,
Zuſammenfeſſeln mit dem Strick.

Als ſie die Hand dem Büttel ſenken,
Zu jeder Schmach und Qual bereit,
Begegnet ſich ihr Blick, ſie denken
Zugleich an ihre Jugendzeit.

Sie denken an die traute Zelle,
An jene geiſtgeweihte Stund,
Als ſie bei goldner Abendhelle
Geſchloſſen ihren ernſten Bund;

Als ſie manch ahnend Wort geſprochen
Vom Prager Hieronymus,
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerſchütterlichen Huß.

„Wohlan!“ — ſo thut im Herzen Beiden
Der Muth den gleichen kühnen Schlag —
„Die Zeit iſt da für Kampf und Leiden,
Wo ſich die Treu erproben mag!“

Sie ſchreiten fort, durch Feſſelflechten
Und ihren treuen Muth vereint,
Umringt von rauhen Waffenknechten,
Vom Volk verflucht, verhöhnt, beweint.

Alexanders Freude.

Borgia und den Genossen
Der tückische Pallast empfängt;
Schon werden auf geschwinden Rossen
Nach Rom Gilbeten fortgesprengt.

Die Boten frisch und lustig reiten,
Für scharfen Ritt ein reicher Sold;
Die Pferde treibt des Tyrannen Bitten,
Die Reiter treibt des Papstes Gold.

Wie sank der Papst, von Gott verlassen,
So tief hinab in Schuld und Noth,
Daß er den Frommen zitternd passen,
Und lechzen muß nach seinem Tod!

Daß ihm das Wort: „Er ist gefangen“
Klingt wie berauschende Musik,
Und Thränen fallen von den Wangen:
Dies ist sein frohster Augenblick!

Der Papst, vergessend im Entzücken
Die Würde ganz, frohlockend lacht;
Er muß an's Herz den Reiter drücken,
Der ihm das süße Wort gebracht.

Und er beruft die Cardinäle
Und seine Freunde fort und fort,
Daß allen er voll Hast erzähle,
Was Gutes in Alexenz geschah.

Und wieder kehrt er zu den Seinen
Und forscht genau nach Allem, fragt,
Ob nicht, als ihm die Wasser trennten,
Das Herz Gualame's verzagt?

Und als die Büttel mit den Banden
Die Hände ihm zusammgeschnürt,
Ob da sein Muth nicht ward zu Schanden,
Und als sie ihn hinweggeführt?

Doch dessen gibt es nichts zu künden:
Die Boten meinen: „So wie der,
So starr und fest in seinen Sünden
Ist keiner hier auf Erden mehr!

Doch Richtern ist er heimgefallen,
Auf deren Haß ihr trauen könnt,
Daß keiner von den zwölfen allen
Noch einen Athemzug ihm gönnt!"

Des Papstes Antlitz Freude funkelt:
Und doch auf seinem Angesicht
Zugleich ein Wölklein Kummer dunkelt;
„Girolamo verzagte nicht!"

Die Andern preisen Gottes Finger;
Und Mariano jubelt auf,
Daß seinen Gegner und Bezwinger
Bezwingen wird der Scheiterhauf.

Nun schreibt der Papst voll süßer Reden
Ein Breve an die Signorie,
Er dankt Allen, schmeichelt Jeden,
Und nennt den Trost der Kirche sie.

Er mahnt ſie dringend, flieht inſtändig,
Nach ſtrenger Inquiſition
Gleich auszuliefern ihm lebendig
Girolamo, den Höllenſohn.

Aus ſeinem reichen Gnadenhorte
Verheißt er ihnen jede Huld,
Und Feuer gießt in ſeine Worte
Der Rache Trieb und Ungeduld.

Der Papſt ein zweites Breve ſendet
Dem treuen Klerus in Florenz,
Ihm wird die milde Macht geſpendet
Zu einer vollen Indulgenz.

Was jeder in den letzten Wochen
Verſchuldet, deſſen iſt er rein;
Er ſey der Sünden losgeſprochen,
Und ſollt' es auch ein Mörder ſeyn. —

Die Boten froh nach Hauſe kehren,
Geſtärkt mit Segen, Speiſ' und Trank;
Am Rücken ſpüren ihre Zähren
Des Papſtes ſchweren, goldnen Dank.

San Marco.

Den Streiter Gottes im Gefängniß
Schon eng und enger jetzt umkreist
Sein ernstes, drohendes Verhängniß.
San Marco's Kloster ist verwaist.

Rings von den Thürmen Glocken schallen
Den Freudenruf zum Osterfest;
Nur Eine von den Kirchen allen
Den hellen Ruf nicht hören läßt.

Ein Mächt'ger wird zu Grab getragen,
Posaunenton und Fackelschein,
Die Glocken aller Kirchen klagen:
San Marco's Kirche schweigt allein.

Und will bei heftigen Gewittern
Mit seinen Glocken jeder Thurm
Den Himmel rühren und erschüttern;
San Marco's Kirche schweigt im Sturm.

Den Brüdern nahm der Feinde Rache
Die Glocke fort aus ihrem Haus,
Verloren hat es seine Sprache
Bei Freud' und Leid und Wettergraus.

Die Brüder leben ihre Stunden
In abgeschlossner Trauer hin;
Sie horchen bang den Tageskunden,
Die vielbewegt die Stadt durchziehn.

Beim Psalmenfang der Matutinen
Hemmt Wehmuth ihrer Seelen Schwung;
Und wenn sie Gott zur Vesper dienen,
Ergreift sie die Erinnerung.

An ihn gemahnt sie jede Stelle,
Den sie vielleicht nicht wiedersehn,
Sie weinen, wenn sie an der Zelle
Girolamo's vorübergehn. —

Die Cortur.

Der Morgen kommt, hat noch gefunden
Blutſpuren jener grauſen Nacht.
Savonarola wird gebunden
In's peinliche Verhör gebracht.

Viel Frevel gibt's, wer kann's verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlichern gibt es keinen,
Als Schurken, ſitzend zu Gericht.

Ein Wandrer trägt auf Waldeswegen
Ein Schwert zu ſeinem Schutz; da raubt
Rücklings ein Strauchdieb ihm den Degen
Und ſpaltet ihm damit das Haupt.

Geſetz! wie gleichſt du ſolchem Stable!
Gericht, wie manchmal biſt du gleich
Dem Räuber, der im dunkeln Thale
Dem Wandrer ſchlägt den Todesſtreich!

Die Richter ſitzen in der Reihe,
Von Mördern eine tücht'ge Schaar,
Zwölf Laien ſind es, und zur Weihe
Iſt beigeſellt ein Prieſterpaar.

Jetzt rufen die Inquiſitoren:
„Girolamo! bekehre dich!“ —
„Girolamo! du biſt verloren!“ —
„Den Widerruf! ſprich, Ketzer, ſprich!“ —

„Bekenne, daß du dich verſündigt
An Gott und ſeiner Kirche ſchwer!
Daß du nur Lügen haſt verkündigt,
Das Volk getäuſcht mit eitler Mähr!“

„Was du dem Volke ſprachſt vermeſſen
Von Kirchenreformation:
Das widerrufe, ſonſt erpreſſen
Bald wir dir einen andern Ton!“

„Und willst du nicht dem Sturme weichen,
Bist du kein lügender Prophet,
Wohlan! mit Wundern und mit Zeichen
Erprobe dich, bevor's zu spät!"

Entgegentritt dem Haß und Grimme
Mit unerschrocknem Angesicht
Girolamo, mit fester Stimme
Spricht er: „Ich widerrufe nicht!

Was ich verkündigt, wird geschehen:
Des Truges morsche Kette reißt,
Die Kirche Christi wird erstehen
Und siegen wird der ew'ge Geist!

Traun! wollte Gott in Wundern sprechen,
Er würde wenden euer Herz,
Er würde von der Brust euch brechen
Den siebenfachen Wall von Erz.

Das wär' ein Wunder, heischt nicht andre!
Dies eine thut euch bitter noth.
Ich aber meines Weges wandre,
Und meinen Pfad verschlingt der Tod.

Ein Werkzeug nur, das Gott erweckte,
Ein Straßenlichtlein in der Nacht,
Das warnend Gott am Abgrund ſteckte,
Ein tönend Horn in ſeiner Schlacht.

Will Gott das Lichtlein nicht mehr brauchen,
So liſcht es aus; doch ſeine Hand
Wird warnend aus dem Abgrund tauchen,
Mit einem hellen Fackelbrand.

Will Gott dies Horn auch nicht mehr brauchen,
Weil lauter wird der Schlachtendrang,
So wird er in ein andres hauchen,
Das rufen wird wie Donnerklang!"

Da ſchmähn und läſtern mit Gepolter
Die Richter, ſchreien wuthentbrannt:
„Fort mit dem Ketzer auf die Folter!"
Schon ſind die Büttel zugerannt.

Girolamo iſt feſt gebunden,
Ein Strick um ſeinen Leib ſich ſchlang,
Und hoch hinauf wird er gewunden
An einen Balken mit dem Strang.

Am Stricke ſtürzt er plötzlich nieder
Bis nah zum Boden mit Gewalt,
Daß ihm der Schmerz durch alle Glieder
Erſchütternd zuckt und zerrt und prallt.

Am Seile bleibt er hangend ſchweben,
Da ſchreien ihm die Richter zu:
„Willſt du der Kirche dich ergeben?
Und läſſeſt du den Papſt in Ruh?“

Ihm bebt der Leib in allen Fugen;
Ihm iſt, als ob im jähen Fall
Gehirn und Herz zuſammenſchlugen,
Gelöst vom ungeheuren Prall.

Im Leidensaufruhr wankt und zittert
Jedwede Fiber, kocht das Blut;
Doch bleibt die Seele unerſchüttert,
Ein großer Schmerz, ein größrer Muth.

Er ſpricht mit ſchmerzgedämpfter Sprache:
„Bei Gott! ich widerrufe nicht!
Und wenn mir eure blinde Rache
Auch jeden Nerv am Leibe bricht!“

Und grimmig ſtaunen ſeine Schergen,
Daß ihn die Qual nicht niederſchlägt;
Es will ihr Zorn die Ehrfurcht bergen,
Die ſich in ihren Herzen regt.

Sie ſtellen ihm noch viele Fragen,
Ob er Rebell und Ketzer ſei,
Und Alles wird zu Schrift getragen,
Und ſeine Antwort, feſt und frei.

Sie möchten gerne ihn verſchlingen
In ihrer Fragen ſchlaues Netz,
Um vor dem Volke aufzubringen
Ein Urtheil nach dem Strafgeſetz.

Doch ſie umſtellen ihn vergebens,
Denn ſeine Worte ſprechen klar,
So wie die Tage ſeines Lebens,
Daß all ſein Wandel fromm und wahr.

Girolamo wird losgebunden
Und ins Gefängniß fortgeſchafft,
Daß er in ungeſtörten Stunden
Zur Folter ſammle neue Kraft.

Er kniet und betet händeringend,
Einſam in ſeiner Kerkerhaft,
Er fleht zu Gotte heiß und dringend
Um ſeinen Segen, ſeine Kraft:

„Der grauſe Schmerz will mich bezwingen,
Verlaß mich nicht am End der Bahn!
O Gott! o Gott! laß mich's vollbringen
Und nimm mich als Blutzeugen an!“

Als neu der Morgen angebrochen,
Da kommt mit ihm der grauſe Schmerz,
Die Richter ſammeln ſich und pochen
Dem Streiter wieder ſcharf an's Herz.

Sie winden ihn empor und werfen
Ihn jach herunter an der Schnur;
Und ſeine Büttel ſinnig ſchärfen
Mit neuen Qualen die Tortur.

Sie wollen ſein Geſtändniß rauben
Mit einem glüh'nden Kohlenbrand,
Sie brauchen Stachel, Zangen, Schrauben,
Und Zerrgewicht an Fuß und Hand.

Und wieder wird gefragt, geſchrieben,
Drei Stunden dauert das Gericht:
Girolamo iſt treu geblieben
Dem Wort: „Ich widerrufe nicht!“

Am dritten Morgen halten wieder
Um ihn die Qualen ihren Reihn:
Doch zwingen ſie ſein Wort nicht nieder,
Wie heftig ſie auch ſtürmen ein.

Verzweifeln muß die Folterfrage,
Und jeder Schreck an ihm zerſchellt.
Alſo verſtreichen ſieben Tage,
Und herrlich ſiegt der Gottesheld. —

Domenico verlangt entſchloſſen:
„Des Freundes Loos ſei mein Geſchick!
Führt ihr zum Tod mir den Genoſſen,
Sei's auch *mein* letzter Augenblick!“

Und als der Abend niederſchattet,
Da liegt einſam Girolamo,
Von Hunger, Schmerz und Kampf ermattet,
Im Kerker auf dem Häuflein Stroh.

Doch darf sein Herz den Trost genießen,
Den süßen Trost: bei Kampf und Leid
Sich traulich fest an Gott zu schließen
In unstörbarer Sicherheit.

Schlaf sinket auf den Dulder nieder,
Drückt ihm die heißen Augen zu,
Erquickt ihm die zerschlagnen Glieder,
Vorspiel der süßen Todesruh.

Er träumt. Er zieht mit seinen Eltern,
Die er so schmerzlich einst verließ,
Fort zu den himmlischen Gezeltern,
Sie kommen an das Paradies.

Hoch eine Wand von Erdsteinen
Umschließt es in krystallner Hut,
Die Farben in einander scheinen,
Wie Himmelsglut und Erdenlust.

Die Wand im ew'gen Strahlenflusse
Lebendig um den Hain sich schlingt,
Und von der Mauer hell zum Grunde
Herab ein Chor von Engeln singt.

Es klingt, daß manche längstverlorne
Sehnsucht im Herzen wieder schwillt;
Daß sich im süßen Liederborne
Der Duft der Jugendträume füllt.

Es klingt, daß jedes schöne Hoffen
Aus seinem Grabe sich erhebt,
Daß jede Freude, tiefergriffen,
Im Herzen schöner wiederlebt.

Es rauschen nie geahnte Wonnen
Im Herzen auf, der Mensch erschrickt,
Als er so tief in seinen Bronnen
Zum erstenmal hinunterblickt.

Und jetzo sich die Mauern spalten,
Dem Freudenklange aufgesprengt,
Ein Chor von himmlischen Gestalten
Gottlich die Stummsten empfängt.

Nun grüßen sie, vertraulich lächelnd,
Gerlame, nun fühlen ihn,
Mit ihren sanften Flügeln fächelnd,
Die heißen Wunden Seraphim.

Die Patriarchen und Propheten,
Die Kirchenväter grüßen ihn,
Apoſtel und Anachoreten,
Und Märtyrer vorüberziehn.

Hoſianna! tönt's im weiten Kreiſe;
Sein Vater ſingt freiſtockend mit,
Doch ſeine Mutter ſchluchzet leiſe
Und folgt dem Sohn auf jeden Schritt.

Ihr ſagt mit tröſtender Geberde
Ein Engel, daß von ihrem Kind
Sie nimmer hier geſchieden werde,
Und trocknet ihr die Thränen lind.

Und jetzo auch die Mutter ſinget:
Hoſianna! freudig mit dem Chor,
Indem ihr Arm den Sohn umſchlinget,
Den ſie ſo ſchmerzlich einſt verlor.

Sie wandeln fort in Wieſenthalen,
Wo tauſend Blumenvölker blühn,
Die Blüthen ſtrahlen, dunkeln, ſtrahlen,
Es iſt ein athmend Farbenglühn.

Die wandelt leis in grünen Auen,
Es singt und klingt auf jedem Ast,
Die Vögel zeigen voll Vertrauen
Sich näher noch dem lieben Gast.

Und süßbeladne Zweige beugen
Entgegend nieder ihre Frucht;
Und Quellen rieseln klar und säugen
Die holden Blumen auf der Flucht.

Es bebt die Luft von Blumenhauchen,
Es bebt die Luft von Liederklang,
Und aus krystallnem Weiher tauchen
Fischlein und tanzen zum Gesang.

Und scheuend kommt der stolze Reiher,
Der Fischlein auch zum Tanz begehrt,
Hebt's in die Luft; doch in dem Weiher
Bringt er's nach Hause unversehrt.

Gazellen weich und Lämmer viele,
Und Hermeline, Hirsch' und Reh',
Die treiben weidend Scherz und Spiele,
Und trinken aus dem klaren See.

Gemeinsam begehrt zu wallen.
Was diese weiße Heerde soll?
Und dort die Vöglein sangbeflissen?
Und hier die Fischlein, selig toll?

Der Engel spricht: „Die weiße Heerde,
Das ist die reine Christenschaar,
Schuldlos sich tummelt an der Erde,
Frei, fröhlich, aller Sorgen baar.

Und die da hoch in Lüften schweben
Und singen hell im grünen Reis,
Die Forscher sind's, die sich erheben
Zu Gott, ihm singend Dank und Preis.

Der Weiher spielt, Fischlein zu necken,
Dort mit verhülltem Kinderschwung;
Ein scherzend Bild verschämter Schnecken,
Der Erdenwelt Erinnerung.

Die Fischlein dort im klaren Teiche,
Aufschnellend leicht im goldnen Glanz,
Sind Kinder, schöne, herzensreiche,
Umspielend leicht im luft'gen Tanz." —

Jetzt — plötzlich schweigen die Gefilde —
Dort, mit dem Kelche in der Hand,
Johannes kommt, der Hehre, Milde,
Und segnet lächelnd alles Land.

Es ist ein tiefes, tiefes Schweigen —
Johannes auf dem Hügel steht,
Mit liebevollem Hauptesneigen,
Und so sein Wort herniederweht:

„O trinket, Blumen! o genießet
Auch ihr mit heiligem Christi Blut!“
Und sprengend aus dem Kelche gießet
Er hin des Weines heil'ge Flut.

Und wie der Kelch die schönen Tropfen
Weithin verstreuend niederthaut:
Bewegt den Grund ein Herzensklopfen,
Und alle Blumen jauchzen laut.

In alle Weiten geht ein Singen,
Um jeden Halm durch Wies' und Hain
Läßt eine süße Stimme klingen,
Und alle Engel stimmen ein.

Und alle frommen Männer, Frauen,
Ein Jedes froh den Jubel mehrt;
Die Drei erfaßt ein seligs Grauen:
Wie Christus die Natur verklärt.

Je näher sie sich nahn der Mitte,
Wo Gottes Thron erhaben steht,
Je schöner blüht's mit jedem Schritte,
Die ganze Luft wird ein Gebet.

Nun weckt von Paradiesewegen
Den träumenden Girolamo
Sein Herz mit lauten Wonneschlägen,
Nun wacht er auf am Kerkerstroh.

Ceccone.

Schon wird die Kunde laut im Volke:
„Girolamo bekannte nichts!“
Schon lagert drohend eine Wolke
Sich ob den Männern des Gerichts.

Die Folterknechte selbst erzählen,
Daß er geduldig Schmerzen trug,
Wie sie noch keinen durften quälen;
Sie meinen selbst: es ist genug!

Und mancher seiner wilden Gegner
Fühlt schon zur Milde sich geneigt;
Und hier und dort ruft ein Bewegter,
Wenn sich ein Inquisitor zeigt:

„Habt ihr unſchuldig ihn gereinigt,
So ſtürmen wir die Signerie!
Dann, Schurken, werdet ihr geſteinigt!
Dann ſchlachten wir dem Papſt ſein Vieh!“

Die Richter haben Noth und Aengſte;
Wer geſtern noch der Schärfſte war,
Geberdet heut ſich als der Bängſte;
Rathlos verblüfft die ganze Schaar. —

Gott iſt am nächſten wohl den Guten,
Wenn ihre Noth zum Gipfel wächst;
Doch ſoll das Laſter ſich verbluten,
Dann iſt der Teufel oft zunächſt.

Die Richter ſind am frühen Morgen
Verſammelt wieder im Palaſt,
Voll Zornes, Ungeduld und Sorgen;
Da kommt ein unverhofftter Gaſt.

Da ſchleichet in den Saal der Richter,
Eh wieder das Verhör begann,
Und muſtert lächelnd die Geſichter
Ein kleiner, feiner alter Mann.

Cocceno iſt's, den Alle ſcheuen,
Willkommen doch zu dieſer Friſt:
Er kann vielleicht den Sturm zerſtreuen,
Im Land der ſchlauſte Rabulift.

Die Richter ſich um ihn befleißen,
Sie drücken ſchmeichelnd ihm die Hand:
„Kann uns vielleicht der Noth entreißen,
O Freund, dein mächtiger Verſtand!“

Und haſtig flüſtert drauf Cocceno:
„Von Freundſchaft nichts! ich brauche Brot.
Vierhundert Scudi mir zum Lohne,
So helf' ich euch aus dieſer Noth.

Ihr habt aus eurem ſchmalen Hirne
Das letzte Tröpflein Witz gepreßt,
Nun ſitzt die Angſt euch auf der Stirne,
Weil ſich der Mönch nicht zwingen läßt.

Scheu murrt das Volk, 's gibt harte Schlappen,
Euch treibt die blinde Angſt, gewiß,
Ihr werdet nicht hinaus euch tappen
Aus dieſer bangen Finſternis.

Nun, wollt ihr zahlen die Laterne?
Bezahlt ihr nicht, so geh' ich fort.“
Die Richter flüstern: „gerne! gerne!
Nur sprich geschwind ein rettend Wort!“

Cerevne lächelt mit Behagen,
Genießend seiner Wichtigkeit;
Er spricht: „Wohlan, hört auf zu klagen,
Zu Hülfe bin ich euch bereit.

Dort hinter jenem Pfeilerstocke
Pflanzt mir ein Tischlein, einen Stuhl,
Das Uebrige fülle' ich selbst im Rocke:
Papier und Tint' und Gänsekiel'.

In jenem Winkel laßt mich kauern;
Unsichtbar, still auf meinem Platz,
Will das Verhör ich scharf belauern,
Nachschreiben schleunig Satz für Satz.

Behalten will ich seine Worte,
Nur wird die Feder sacht und fein
Verschieben sie von ihrem Orte,
Aus Nein wird Ja, aus Ja wird Nein.

Die Sätze will ich schlau verwickeln,
Hier schneiden ab zu falschem Schluß,
Dort weiterspinnen mit Partikeln;
So daß dieß Pfäfflein sterben muß.“

Schon hat Ceccone sich gelagert
Nun tritt Girolamo herein,
Bleich, wund, zum Leichenbild verhagert;
Der Alte blieb sein Geist allein.

Und man verhört den Gottesstreiter,
Getreulich schreibt es der Notar;
Doch schreibt im Winkel dort ein zweiter
Und fälscht die Reden unsichtbar.

Der weiß die Worte umzustellen,
Der stutzt und streckt sie so gewandt,
Daß hier zum Ketzer und Rebellen
Girolamo sich klar bekannt.

Und als sie das Verhör geendigt,
Worin der Held getreu sich blieb,
Von Schmerz und Schlauheit ungebändigt,
Als der Notar das letzte schrieb:

Da ſchleicht hervor, Unheil zu ſtiften,
Aus dem geheimen Hinterhalt,
Verbergend im Gewand die Schriften,
Ceccone's lauernde Geſtalt.

Und einer naht ihm des Gerichtes
Und reicht die Akten ihm zur Hand:
„Sieh den Proceß hier dieſes Wichtes,
Was er von Frevels eingeſtand.“

Ceccone wünſcht, den Fall beklagend,
Den Richtern und der Kirche Glück,
Die ächten Schriften unterſchlagend,
Gibt er die falſchen ihm zurück.

Girolamo muß eilig wandern
Zum Kerker; und begierig rafft
Ein Richter aus der Hand dem andern
Ceccone's Meiſterſtück und gafft.

Sie ſind entzückt, die theuren Zeilen
Nachdoppelt flink ein Schreiber ſchon,
Und ſcharfberittne Boten eilen
Damit nach Rom zum heil'gen Thron. —

Nun lauſcht das Volk, zu jedem Schwunge
Der leichtbewegte, ſchwache Thor:
Ceccone lieſt mit lauter Zunge
Und frecher Stirn ſein Blendwerk vor.

„Wo iſt er? daß wir ihn zerſtücken!“
So brüllt des Pöbels wilder Schwarm.
Des Dulders Freunde unterdrücken
Den Argwohn mit verſchwiegnem Harm.

„„Er wagt es nicht, vor euch zu treten,““
— Beſcheidet ſie Ceccone dreiſt —
„„Denn kundig ward es dem Propheten,
Daß ihr ihn ſteinigt und zerreißt!

Doch mögt ihr euch zufrieden ſtellen,
Das unerbittliche Gericht
Beſtraft den Ketzer und Rebellen
Bald, bald in eurem Angeſicht!““

Der Schwarm hat murmelnd ſich zerſchlagen,
Die Richter athmen frei und froh;
Und hoffnungsloſen Kummer tragen
Die Freunde des Girolamo.

Sein Tod.

Als kaum der frühſte Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Geſägt, gezimmert und gehämmert
Von tauſend Händen, und gebaut.

Doch heute gilt es keine Buden,
Die lockend ſonſt an dieſem Platz
Das heitre Volk zum Kaufe luden
Mit all des Lebens buntem Schatz.

Die Sonne mit dem Frühlingsſtrahle
Bauwerk des Todes heut begrüßt:
Sie ſchlagen auf drei Tribunale,
Sie richten ein Schafotgerüſt.

Savonarola's Freunde müſſen,
Geneckt von Scherz und ſcharfem Spott,
Der Feinde Rachelust verſüßen
Und mitarbeiten am Schaffot.

Der Biſchof von Baſena ſchreitet
Jetzt auf das erſte Tribunal,
Von ſeinen Mönchen hingeleitet,
Zu thun, was ihm der Papſt befahl.

Der Biſchof ſoll, bevor die Beiden
Empfängt das weltliche Gericht,
Der Klerus würde ſie entkleiden;
Mit feierlichem Zorn er ſpricht:

„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes,
Und heil'gen Geiſtes, und in Kraft
Des römiſchen Apoſtelthrones,
Girolamo, wirſt du beſtraft:

Wirſt du des geiſtlichen Gewandes,
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Gunſt des Prieſterſtandes,
Dem du nur Schand' und Schimpf gebracht:

Entſetzt, beraubt und ausgezogen,
Dich ſtoßt die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du geläſtert und betrogen;
Hier gibt ſie dich den Henkern preis!" —

Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche, was ſie gab, zurück,
Von Grad zu Grad Gewand und Weihe
Wird ihm entzogen, Stück für Stück.

Da ruft ein Mönch: „heu! heu! propheta!"
Reißt aus der Hand ihm das Brevier,
Reißt ihm vom Leibe die Planeta,
Dann Stola, Alba, Scapulier.

Gelaſſen trägt der Gottesſtreiter
Der Schande förmlichen Verlauf;
Es blickt ſein Auge himmliſch heiter
Nach ſeinem Gott zum Himmel auf.

Zuletzt, was er zuerſt empfangen,
Wird ihm entzogen ſein Habit,
Und ſeine leidensblaſſen Wangen
Verſchämte Röthe überzieht.

Der Biſchof ruft: „Biſt ausgeſchieden;
Die Kirche Chriſti ſtoßt dich fort!
Die Kirche, ſtreitend noch hienieden!
Die Kirche, triumphirend dort!“

Er ſpricht: „Die Kirche muß ich meiden,
Die dieſſeits noch im Streite bebt;
Von jener kannſt du mich nicht ſcheiden,
Die triumphirend ewig lebt!“

Und wie Girolamo getragen
Getroſt der Schande bittern Schmerz,
So trägt ihn ſchweigend, ohne Zagen,
Domenico, das treue Herz.

Auch er ſteht da im Unterkleide,
Entweiht, beraubt, verhöhnt zumal;
Und jetzo werden eilig beide
Geführt an's zweite Tribunal.

Des Papſtes Commiſſarien künden
Den beiden Brüdern hier zuſammt,
Daß wegen ihrer ſchwarzen Sünden
Der Papſt als Ketzer ſie verdammt

Doch mildernd wird hinzugesprochen,
Daß sie des Papstes Heiligkeit
Nicht läßt im Fegefeuer kochen,
Daß sie der Tod von Schuld befreit:

„Der Papst, versöhnend beide Welten,
Läßt gnädig euch den Feuerbrand
Vorweg als Fegefeuer gelten,
Gibt euch der Unschuld frühern Stand!"

Die Ceremonie nimmt ihr Endniß
Am dritten Stand; hier hören sie,
Gefällt, so heißt's, auf ihr Geständniß,
Den Todesspruch der Signorie.

Domenico nimmt mit Ergebung
Nun auch dahin sein Todesloos,
Er findet Stärkung und Erhebung
Im Angesicht Girolamo's.

Des Antlitz auf dem Sterbensgange
Ist nicht des Sünders Angesicht,
Der an dem steilen Todeshange
Voll Schwindelangst zusammenbricht:

Auch iſt es nicht das eh'rne Trotzen
Fanatikers, voll Glut und Kraft,
Dem noch die Todesblicke ſtrotzen
Von Flüchen wilder Leidenſchaft.

Sein Antlitz iſt ein hoher Friede,
Sein Schweigen ſeliges Gebet,
Ein Lauſchen nach dem Heimathliede,
Das tröſtend ihm herüberweht.

Nun iſt ſein Auge hell erglommen,
Und blühend ſich die Wange malt:
Das iſt der himmliſche Willkommen,
Der auf den Dulder niederſtrahlt.

Und als er zum Schaffote ſchreitet,
Und mancher ſeiner Freunde jetzt
Nach ihm die Arme weinend breitet,
Spricht er den Trauernden zuletzt:

„Verbrennt man mich, ſeyd unerſchrocken,
Wenn meine Aſche treibt der Wind,
So denkt, daß dieß nur Blüthenflocken
Vom ſchönen Frühling Gottes ſind!“ —

Wer drängt ſo heftig durch die Schaaren?
Wer iſt der alte, graue Mann?
Der von der hohen, wunderklaren
Geſtalt den Blick nicht wenden kann?

Es iſt der wilde Chriſtenhaſſer,
Tubal des Ausgangs zitternd harrt,
Aus ſeinen Augen ſtürzt das Waſſer,
Indem er auf den Helden ſtarrt.

Und als an ihm der kühne Streiter
So todesfroh vorüberzieht,
Als ihm ſein Auge mild und heiter
In's gramverſtörte Auge ſieht:

Da fühlt der Jude ſich bezwungen,
Ihm iſt der Blick mit Zaubermacht
In's haßverſtockte Herz gedrungen,
Die Liebe iſt in ihm erwacht.

Dem Judengreis, voll heißer Wunden,
Ward nun der kranke Geiſt erquickt,
Girolamo macht ihn geſunden,
Hat Chriſtus ihm in's Herz geblickt.

Der Alte ruft: „Laß dich umfaſſen!
Ich glaube dir! mit dir iſt Gott!
Man geht ſo ſelig und gelaſſen
Nur für Meſſias in den Tod!“

Er will ihm nach, doch hemmt die Menge
Unwillig den entflammten Greis;
Durchdringend ſchreit er im Gedränge:
„Girolamo! Heil dir und Preis!

„O laßt mich los! o laßt mich laufen
Und ihm zu Füßen ſtürzen mich!
Er ſoll, bevor er ſtirbt, mich taufen!
Jeſus Meſſias! laſſet mich!

Wollt ihr das Waſſer ihm verwehren,
Wehrt ihm zu ſprechen ſein Geſchick,
So tauf' er mich in meinen Zähren,
Er ſegne mich mit ſeinem Blick!“

Girolamo hört' ſein Begehren,
Er ſpricht zum Juden feierlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und ſegne mit dem Kreuze dich!“ —

Nun ſteigen an's Schaffot die Streiter,
Domenico entſchloſſen ſtumm,
Girolamo ſpricht auf der Leiter
Noch laut das Glaubensſymbolum.

Und als ſie an den Gipfel kamen,
Da ſpricht Girolamo den Schluß:
„Et in vitam aeternam. Amen!“
Und nickt dem Freund den letzten Gruß.

Nun ſtehn, umringt von Henkersknechten,
Die Brüder auf dem Brandgerüſt,
Savonarola mit der Rechten
Das Volk noch einmal ſegnend grüßt.

Die Schergen ſich geſchäftig rühren
Und rüſten flink die Todesqual;
Die einen hier mit Ketten ſchnüren
Die Brüder je an einen Pfahl,

Ein andrer regt die Hände fleißig
Am Scheiterhaufen, ſtreut geſchwind
Schießpulver auf das dürre Reiſig
Und prüft, von wannen ſtreicht der Wind.

Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Die Scheiterhaufen mit dem Span,
Die Winde durch's Gerüſte ſtreichen
Und eifern friſch das Feuer an.

Niemand wird mehr auf Erden ſchauen,
Girolamo, dein Angeſicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht:

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen ſchrieb:

Die Heldenſtirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, raſtlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmliſche Gedankeneinheit,
Die ſtrahlend aus dem Schmerze ſchien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz — iſt dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieses Antlitz oft verklärt:
Die Sehnsucht, Alle zu beglücken,
Die seine Blüthe still verheert:

Das ist verloren und vergangen,
Das Alles wird gebrannt zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehrend haftig ihren Raub.

Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt,
Die rechte Hand erhebt sich brennend,
Ob sie das Volk noch segnen wollt'. —

O Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genossen,
Der eures Jammers sich erbarmt,
Das treuste Herz habt ihr verstossen,
Und wisset nicht wie ihr verarmt!

Was hilft es, daß die Sonne scheinet,
Hat daß die Erde lustig blüht;
Der es so gut mit euch gemeinet,
Wenn er zu Asche hier verglüht?

Ja! wenn ein Herz der Frühling hätte,
Er fing laut zu klagen an
Vor seinem heißen Todesbette,
Den er euch nicht ersetzen kann.

Nun mögen euch die Wälder rauschen,
Die Frucht ist süß, und kühl ihr Dach,
Dem Sang der Vögel mögt ihr lauschen,
Mögt laben euch am frischen Bach:

Den grünsten Wald habt ihr zerrüttet,
Der Schatten euch und Frucht gereicht;
Den reinsten Quell habt ihr verschüttet;
Den heißen Vogel fortgescheucht! —

Allmählig löschen jetzt die Flammen;
Verglommen ist der letzte Brand,
Der Scherge legt den Rest zusammen
Und eilt damit zum Armenstrand.

Was nicht der Wind, den Feuerstellen
Entführt, der Erde wiedergab,
Die Asche streu'n sie in die Wellen,
Mißgönnend ihr ein stilles Grab. —

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft in's Angesicht.

Die Schneelawinen alter Lügen,
In langer, langer Winterzeit
Von all den trüben Wolkenzügen
Auf unsre Alp herabgeschneit.

Sie trifft des Frühlings Macht und Leben,
Sie trifft der Sonnenblick des Herrn,
Daß sie nur leicht und lose schweben
Um des Gebirges festen Kern;

Und es bedarf nur einer Stimme,
Die, rings die Luft erschütternd, ruft,
So stürzen sich mit lautem Grimme
Die Frostlawinen in die Gruft. —

Der alte Indal folgt den Leuten
Zum Strande, traurig, ohne Wort,
Als sie die Asche niederstreuten,
Er zieht am Fluß hinunter fort.

Er folgt dem Strom, dem sonnenhellen
Gedankenvoll, und weint, und lauscht
Dem langen Leichenzug der Wellen,
Der mit dem Staub von hinnen rauscht.

So zieht er fort am Bettelstabe
Vom Morgen bis zum Abendlichte,
Mit seinem alten, lahmen Fuße
Zur Wanderung die Kraft gebricht.

Da steht einsam am Wiesenraine
Ein Kreuz; er wirft die Krücke hin
Und sinkt und läßt im Abendscheine
Den Strom an sich vorüberziehn.

Und starrend in die rothen Fluten,
Gedenkt er wieder kummervoll
Der Kinder, ach, wie sie verbluten:
Doch schweigt in seiner Brust der Groll.

Sein Herz empfing von ihm die Milde,
Da kann er sich hinübersehnen;
Er blickt hinauf zum Christusbilde
Und sinkt, das Haupt an's Kreuz gelehnt.

Nicolaus Lenau's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Anastasius Grün.

Vierter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Inhalt.

Die Albigenser. Freie Dichtungen

	Seite
Nachtgesang	3
Frühling	13
Pierre von Castelnau	15
Aulco	32
Der Traum	49
Die Höhle	60
Das Interdict	74
Das Vorgemach	78
Die Führer	84
Der Rosenkranz	88
Ein Schlachtfeld	99
Das Vogelnest	105
Jacques	111
Zwei Troubadours	115
Der Büßer	122
Der Besuch	128
Foix	133
Garcassonne	139
Veziers	143

Seite

Roger, Vicomte von Beziers 146
Das Mädchen von Lavaur 152
Des Wanderers Gruß 156
Alfar 159
Das Gelage 166
Der Brunnen 172
Entgeltung 175
Umsonst! 177
Simon Montfort 180
Ritter und Mönch 185
Ein Greis 190
Das Gesicht 194
Schlußgesang 198

Tichierischer Nachlaß.

Don Juan. Ein dramatisches Gedicht 205
Helena. Dramatisches Bruchstück 283
Gedichte 293
Protest 295
Des Teufels Lied vom Aristokraten 297
Das Gespenst 299
Zuruf 302
Die Frivolen 305
Schade! 309
Unbewußt 310
Ein offner Wald 312
Trutz euch! 313
Ein Recensent! 314
Einem Dichter 315
Gebildete Sprache 316
Der Rekrut 317
Der Küraß 318

Seite

Die Rache 321
Der Unheil 326
Die bezauberte Stelle 328
Der stille See 329
In einer Schlucht 330
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht 332
Ein Heimathbruder 334
Nie zurück 335
Der Fingerhut 337
Einklang 338
Ein Epigramm 340
In der Neujahrsnacht 1839—1840 341
Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl 344
Mit meinen Gedichten 352
Sonne 353
Eitel nichts 354
Blick in den Strom 355

Lyrische Nachlese.

Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien 361
Abendbild 363
König und Dichter 366
An Seneca 368
In der Nacht 370
Trias harmonica 372
An Mathilde 374
An die Hoffnung 376
An die medisirenden Damen 379
Einem Theaterdichter 383
An einen Tadler 384
Musa teleologica 385

	Seite
Competenz	287
Einem Korrekten	288
Einem kritischen Nachtarbeiter	290
Einem unberufenen Lober	292
Guter Rath	293
Der Reiter von W.	294
An einen Dichter	297

Die Albigenſer.

Freie Dichtungen.

Daß alles Schöne muß vergehen,
Und auch das Herrlichſte verwehen,
Die Klage ſtets auf Erden klingt;
Doch Tottes noch lebendig wähnen,
Verwirrt das Weltgeſchick und bringt
Das tiefſte Leid, die herbſten Thränen.

Nachtgeſang

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterſte Satire
Auf dieſe Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chineſe ſich dem grimmſten Thiere
Vertraut und ſich begibt in ſeine Hut,
Wenn er für ſich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeiſt den verſtorbnen Tiger wählt.

Er ſchläft getroſt, wenn ſtill der Tigergeiſt
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreiſt:
Und wohl mag ihm ſein Wahn zum Schutze taugen:
Denn wenn ein Feind ſich ſchleicht in ſeine Nähen,
Der ſieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der ſpürt im Nachtwind ſeinen Rachen wehen. —

O wäre ſolch ein Tiger mir Genoſſe,
Mit Geiſterkrallen, unſichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestroſſe!
Wenn mein einſames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergeſſe,
Wenn mir an ſeiner hellen Feuereſſe
Die Morgenglut des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, ſchlag in ihre Seelen
Als ſcharfe Schauer deine luft'gen Pranken,
Daß ſie ſich ſcheu verzagt von dannen ſtehlen!

Wenn Erdenwünſche kommen, mich zu locken,
So ſpring' ſie an, daß ſie entfliehn erſchrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde ſie, bevor ſie eingedrungen!
Auf eine aber ſtürze dich vor allen,
Zerreiße ſchnell mit deinen ſcharfen Krallen,
Verſchling' auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen!
Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!

Schlag ihnen breite Wunden ins Gewiſſen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kiſſen!
Und wenn ſie, aufgeſchreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf ſich ſetzen,
Blas aus das Licht, daß ſie im Finſtern bleiben,
Mach' vor der Thür Geräuſch wie Dolchewetzen!
Und will der Feige dann mit ſeinem Schrecken
Verkriechen ſich, entreiß ihm ſeine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche feſt,
Die er getretnen Herzen ausgepreßt!
Sein Eingeweide ſchlag mit Schmerzenskrallen,
Die wie Vergiftung durch den Leib ſich ringeln,
Daß er auffährt, nach ſeinem Arzt zu klingeln,
Du aber haſt die Glockenſchnur zerriſſen.

O Tiger! den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er ſich beſſert, ſchüttre ſeine Seele!

Millionen wunde Herzen ſeh' ich bluten,
So viele Thränenſtröme ſeh' ich fluten,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menſchheit Freudenſchlöſſer rings verſchüttet,
Ich ſeh' gepeitſcht von hochgeſtellten Zwergen
Gefangne Rieſen, knirſchend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüſten möcht' ich holen
Die Tigergeiſter dir zu Apoſtolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünſchte mir den Tiger zum Genoſſen,
Schon iſt in meinem Geiſt ſein Hauch zu ſpüren,
Und durch mein Herz ſein wildes Blut ergoſſen!

II.

Alle ſchweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer ſanken,
Und dem Geiſt des Haſſes Dolch entfiel.
Da begann ein Traum ſein ernſtes Spiel.

Einſam wandernd, mit dem Abendſtrahle,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange ſchmachtend,
War die Wildniß, ſtumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrt' ich trüb alleine,
Und ich ſtieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, ſtumm ein Loos beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr, ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht ſo ſtille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattre, plaudre:
Daß ein Wandrer, den die Seinen miſſen,
Hier von einem Tiger ward zerriſſen;
Daß er vor den ſchnellen Todesſtreichen
Kaum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich ſah das Felſenthal ſich dehnen,
Still und weit, wie ſatten Tigers Gähnen.
O wie war die Erde mir ſo traurig!
O wie war mir die Natur ſo ſchaurig!
Furchtbar ſchweigend ſtand mir gegenüber
Die Natur, ſtets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief ſo liebevoll, ſo traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröſtend rief mir eine Stimme leiſe:
„Guten Abend, Freund, und gute Reiſe!
Wolle nicht den wilden Geiſt beſchwören,
Dem die Wüſtenthiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn ſie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt ſie dir entgegen,
Liebesgluten ihre Roſen ſcheinen,
Ihr Geſang, ihr ſanfter Frühlingsregen
Scheinen ſehnſuchtsvoll nach dir zu weinen.
Wenn du biſt an ihre Bruſt geſunken,
Siehſt du ſie verwandelt, mit Entſetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Roſen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen ſind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,
Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren iſt auch ihr das Eden.
Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollſt du jene Unheilvollen, Böſen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlöſen,
Den ja brüllend ſelbſt die Tiger ſuchen.

Wenn der Tiger ſchlau im Dickicht lauſcht,
Vorſpringt und ein Menſchenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er ſich in Gottes Geiſt,
Den er ſpüret, ahnungsvoll berauſcht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft ſo wild ſich ſehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh Golgatha! — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
— Also sprach der Unsichtbare leise —
Guten Abend, Freund, und gute Reise!"

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.

Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott ſoll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müſſen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Fauſt einſt Brand und Eiſenruthen,
Muß der Geiſt ſein Schwert, ſein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Deſpoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menſchheit will in Lüften feig verſiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen:
Soll ſie heilen ſchleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde ſich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Troſt in's Nebelweite!
Haſſe herzhaft! rüſte dich zum Streite!
Eh die Kräfte dir im Tode ſchlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauſchte jetzt wie Freiheitspſalm,
Trug von hinnen mir den Bambushalm,

Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu singen in der stillen Nacht
Hob ich an die Albigenserschlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über seine Welt
Ein stilles Meer von Blüthendüften wallen;
Ist's auch ein Lenzhauch, was sich dreingesellt,
Der Moderduft von jenen, die gefallen?

O Menschengeist, wie bist du zu beweinen!
Hättst du nicht so unselig und entschieden
Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
So würde auch dein Lenz so hold erscheinen.
Wie würden deine Lieder wonnig rauschen,
Und Rosen aus geweihten Herzen sprießen;
Erwachen würde, wo sie sich erschließen,
Ein tiefes Athmen und ein selig Lauschen.
Nun aber ist dein Lenz ein tödtlich Pochen,
Verheerend ist dein Eisgang aufgebrochen.

Dem Einzlen ist was er versäumt, verloren:
Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt.
Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
So weh es auch die Weltgeschichte schmerzt.
O Geist, ist deinem Lenz die Lust genommen,
Sey du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Castelnau.

Ist der krystallne Becher ausgeschwenket,
Wer sieht's ihm an, ob er mit süßem Wein
Ein Herz entflammet zu süßen Raserei'n,
Und mit Vergessen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Becher kalt gemacht,
Und tiefere Vergessen ihm gebracht?

Die helle Silberwelle wird nicht sagen:
Die Blüthen hat mein milder Thau besprengt,
Des Friedens Hütte hat mein Blitz versengt,
Mein Hagel hat im Wald den Lenz erschlagen:

So sieht am Rheinstrom der Wandrer nicht
Aus Peters klarem, heitern Angesicht,
Ob er den Segen in Toulouse gesprochen,
Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, ist es auch im Antlitz nicht zu schauen,
Der Wandrer kennt des Papstes strengen Boten,
Und als er ihm den Abendgruß geboten,
Eilt er vorbei mit ahnungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
Die Ketzer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringsum nach Ketzern fragend,
Sein Hals ein Köcher, voll von Fluchespfeilen.
Er ist ein Mann von den Unwandelbaren,
Rastlos, verachtend Freuden und Beschwerden,
Rasch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie sie das Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüstig fort am Rhonestrand.
Daß er mit seinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulouf, den Frommen nicht bekümmert,
Er glaubt sich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel seinen Felsenglauben stört,
Ob Innocenz nicht selbst vielleicht bethört,
Der Kirche grimmes Haupt und strenger Rächer
Die Welt verheert, ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Castelnau!"
Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeschritten,
Ein Troubadour, der Liebe und Schmerzes kund,
Beim Grafen von Toulouse wohlgelitten.
„Pierr'! ich bin ein Ketzer!" ruft der Wandrer,
„Heraus mit Fluch und Bann! heil! immer zu!
Doch sind wir nun schlimmer, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.
Nur die Natur ist Zeuge deiner Schrecken;
Den Bäumen aber und den frischen Quellen
Wirst du das alte Gedicht nicht vergällen,
Daß sie die Frucht, den Trank vor mir verstecken.

O zaubre hier heraus mich in die Tage,
Die jetzo noch jahrhundertbreite Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erschüttern als die Luft.
Versuch's, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß seine Früchte meiner Hand entspringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Daß sich vor mir den Quell mit Eis verschanzen!
Versuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt umflicht mit scharfem Dorne?

Verflucht! hier steht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Wittwenhauch.
Herr' von Castelnau! die Pilgrim lachen,
Befiehlt dein Papst, daß sie dem Ketzer grollen,
Und wenn mit ihm zu Walde sie Herberg machen,
Daß sie nicht singen und nicht beten sollen!"

Da spottend folgt dem Mönche nach der Sänger,
Die Sonne tief im Westen sich verneigt,
Und, umdrängt von seinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und schweigt.

Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hold wie das murmelnde Gebrause der Rhone.
Der Spötter harrt, daß ihn der Mönch befehde,
Und wieder er beginnt mit frechem Hohne:
„O Pilger, hüte dich auf diesen Pfaden!
In dein Verderben jagte dich der Papst,
Mit dessen Bann- und Fluchgewicht beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabst."

„Ich könnte wohl auf dich den Degen schwingen,
Und ein Stück Zeit vielleicht der Welt ersparen,

Vielleicht jetzt dir gelinget Schreck beizugen,
Noch lehrt mein Schwert von deinem grauen Haaren.

Ich warne dich, kehr' um, kehr' um zur Zelle
Und flieh zurück in deine Klosterzelle,
Statt in der Heerburg dort zu übernachten,
Wo sie dir möchten nach dem Leben trachten!"

Da spricht der Mönch gelassen ihm entgegen:
„Nie kehr' ich um auf vorgeschriebenen Wegen.

Und soll' ich heute noch in Märtyrerhände,
Der Tod für Gott ist mein erhabenes Ende.

Du aber kehre nun auf deinen Pfaden,
Und bitt zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnst den Held, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Märlein dir erzähle.

Nicht werde traurig, daß die Natur nicht feire,
Wenn ich den Dornenkranz auf's Haupt dir schmiede.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen,
Mein Märlein läßt dich in die Zukunft schauen.

Ein Jäger kam vom Wald herausgeschritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, schieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegessen haben.

Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben."

Da läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner ist zum Baum gesprungen,
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünscht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die schwarzen Vögel unterwegen.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eisenrathe braten die drei Raben.

Der sammelt dürre Reiser für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morschen Kreuzesstamme.

Der Alte ſieht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

„Es dämmert ſchon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze."

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es morſch,
Und wirft das Holz in's Feuer, daß es lohet.

„Brich noch ein Stück, denn feſtlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten."

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Rauch ſteigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um ſeine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erſchrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben ſind gebraten und verſchlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen,

Jetzt hat die Nacht geworfen ſchwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix in's Feuer.

Die Jungen ſchüren mit geſchäft'ger Hand,
Der Alte ſpricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geſchlagen,
Und die Zigeuner dich in's Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unſer Landsmann lindert unſre Noth,
Der älteſte Zigeuner nur: der Tod,

Der heimathlos umzieht durch alle Lande
Und ſpielt ſein traurig Lied mit ſeiner Bande."

Jetzt lauſcht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?"

Ja! Raben, Raben ſind's, die alſo lärmen,
Sie krauſen krächzend rings heran in Schwärmen:

Es rauſcht wie Sturm von ihren Flügelſtreichen,
Sie hacken die Zigeuner ſchnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
Da finden ſie das Kreuz hinweggenommen.

Die Aſche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündenpfuhl weiß ihr Gebein zu ſagen.

Doch in den Lüften ſieht ihr Raben ſchweifen
In Tauſenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das freche Menſchenhand vernichtet,
Hat die Natur ſchwarz in der Luft errichtet.

Daß Chriſtus hat, und auch für ſie gelitten,
Hat ſie ſich eingedenk in's Herz geſchnitten.

Haſt du den Witz, mein Mährlein zu verſtehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Abenteurer, womit ſich nährten Jene,
Iſt euch die Lehre Almerichs von Bene.

Was euch der Meiſter heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Luſt das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Weheſchrei der Frommen
Zu Tauſenden die wilden Raben kommen,

Ein brauſendes Gefindel wird ſich ſchaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Luſt zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld ſich ſühne,
Beeilfert raſch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menſchenreich,
Dann wird dieß Land von Blut und Thränen weich:

Dann wird dieß Land von Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbste zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächsten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Christus seinen Trost in's Herz dir sende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du bist verworfen und gebannt!" —

Der Trombadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, ist schier zu lang gerathen;
Wohl ist was Schauerliches drin zu spüren,
So weit es mein zerstreuter Sinn verstanden:
Doch wirt's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verstricken mich in euren Banden."

Die Sonn' ist ab, es dunkelt schon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Runde lacht
Beim süßen Becher Weines von Limoux.

Bis mich noch ſüßre Frauenblicke laben,
Und ich vergeſſe dich und deine Raben;
Indeß vielleicht das Leben dir entfloh.
Fahr' wohl! fahr' wohl! Pierr' von Caſtelnau!" —

Wie jetzt der Sänger ſich gewendet ſchnell,
Ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
Die hangend er an ſeiner Schulter trägt;
Und heimlich fühlt der Mönch ſein Herz bewegt.
War's noch ein Hauch der ſüßen Lebensluſt,
Den dieſer Klang geweckt in ſeiner Bruſt?
War's dunkle Wehmuth? — ſelber weiß er's nicht,
Der rauh ſein Herz gemahnt an ſtrenge Pflicht.
Schon iſt, erſchrocken, wieder todesſtill,
Was ſich im Herzen irdiſch regen will.
Er blickt ſeitab und ſpricht kein Scheidewort,
Und finſter zieht er ſeines Weges fort.

Er überdenkt getreu in ſeiner Seele
Des Papſtes Vollmacht, Lehren und Befehle,
Zu löſen überall im ganzen Lande
In Papſtes Namen die Vaſallenbande,
Die an den Grafen von Toulouſe heften,
Und alle Lehenseide zu entkräften.

Wer Harnisch trägt, und wer den Bürgerrock,
Burgherrn und Grafen, Ritter und Barone,
Herab bis auf den letzten Mann der Frohne,
Und wer noch sonst im Lande Languedok
Dem Grafen von Toulouse zahlt und ficht — :
Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.

Des Papstes jede Miene, jedes Wort
Hat Petrus in's Gedächtniß sich gebohrt.
Als Innocenz geboten ihm zu scheiden,
Sprach er: „Sey fest bei Raimunds Angst und Leiden,
Sey unerschütterlich bei seinem Weh.
Brand wird mit Glut geheilt, der Frost mit Schnee,
So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
Zu seinem Heil des Treubruchs bittern Becher.
Er hat der Kirche Treue zugeschworen,
Und ist das Haupt der Sünder und der Thoren:
Er soll, wie er der Kirche abgefallen,
Verlassen seyn von Freunden und Vasallen."

Und eisern stand der Mönch und sah erbleichen,
Dem bleichsten Todten gleich, den stolzen Grafen,
Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon sieht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie zagend rings ihn Freunde selbst verlassen,
Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeschicke,
Das ihn umzieht in schwarzen Wettermassen.
Schon sieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich sturmverschlagnen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann sie zurück mehr bringen.

Bei Mondschein ist der päpstliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurt genaht.
Er pocht um Einlaß an das stille Haus,
Und öffnend tritt der scheue Wirth heraus.

Der sieht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, baarfüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Cisterz:
Da wird dem Mann beklommen um das Herz.
Er hat den Gast, so herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zagend,
Und führt den Gast in seine beste Stube,

Nur nöthige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann stürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutischen,
Und wünscht ihm „gute Nacht“ in schweren Sorgen,
Entschuldigend, er habe Gäste morgen,
Und müsse Nachts noch in der Rhone fischen.

Der Fischer warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang,
Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
Die ob dem Lande schwebt in schwüler Brut.
Er starrt hinaus, vergessend seiner Netze,
Und bei der Büsche sausendem Geschwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murmelschlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,
Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.

Und jetzt der Mönch am offnen Fenster singt,
In Liedern kühlt er seiner Seele Brand,
Der Bußgesang in düstern Weisen klingt
Hinaus in's mondbeglänzte schöne Land.
Provence! hörst du deine Nachtigall? —
Bald wird dich solch Gevögel überschwärmen,
Bald werden sie zu Tausenden hier lärmen,
Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
Dann werden auch die Rosen aus nicht bleiben,
Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein karges Mahl, ein feuriges Gebet,
Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
Und als der Hahn die Morgenstunde kräht,
Erhebt der Mönch sich rasch und wandert weiter.

Der Regen strömt vom Himmel, rings umzogen,
Und wandernd spricht der Priester seine Messe;
Die Rhone rauscht in hochgeschwellten Wogen,
Die Schwalbe fliegt und zwitschert durch die Nässe.

Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
Das hinter ihm erſchallt und näher trachtet.
Da ruft ein Mann: „Toulouſ!“ und in die Seite
Stößt er dem Mönch den Speer und ſucht das Weite.
Hinſtürzt Pierr' und ſtirbt; ſein heißes Blut
Strömt fort, gewäſſert von der Regenflut;
Doch wird dieß Blutmal in ein Herz ſich prägen,
Wo es verwaſchen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco ſich hat geſellt dem Prieſterorden,
Der Kirche Spür- und Hetzhund iſt geworden,
Nachwitternd ohne Raſt der Ketzerſpur?
Ein Zauber mußte ſchlagen ſeinen Mund,
Die Nachtigall verwandeln in den Hund.

Im tiefſten Forſte jagt die Pfaffenmeute,
Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
Und ihre Todespfeile folgen ſchnell.

Mir thut es um den wackern Sänger leid,
Dem edle Frau'n, wenn ſeine Lieder rauſchten,
Wie keinem ſonſt in der Provence lauſchten;
Gib mir, wie er verwandelt ward, Beſcheid."

So ſtellt Roger von Beziers die Frage
Dem Freund, und dieſer ſpricht im Ton der Klage:
Auch mir iſt leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
Und Fulco's Lied iſt das Geringſte nicht,
Was uns in dieſem Sturme geht verloren;
Es iſt verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkſt du des Abends noch in Carcaſſonne?
Als Fulco ſang in kühler Linden Kreiſe,
Als edle Damen ſeine ſüße Weiſe
Gerührt zu ſtillem Schmerze, lauter Wonne?
Bei ſeinem ſehnſuchtsvollen Minneliede
Entfloh aus mancher ſchönen Bruſt der Friede,
Der ſolchen Klang nicht kann ertragen,
Und wich der Sehnſucht ſchlummerloſen Klagen.

Er ſang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Roſenwangen ſeiner Dame,
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Glut, in welcher ſeine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos verſiegt,
Dem Bächlein gleich, wenn es vom Schattenthale
Hinaus ſich wagt zum heißen Sonnenſtrahle
Und in die Luft als irrer Dunſt verfliegt.

Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil ſterbend es zum Himmel wird gehoben.

So ſang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenroſen holder Frauen
Sah man die Thränen leiſe niederthauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.
Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War ſüß erleichtert, wenn auch nicht geneſen;
Denn auch ſein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventeſen.
Beglückt die Frau, der ſolche Feier gilt!
Der Sänger, dem ſie von den Lippen quillt!
Ein ſchöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco ſagen,
Wie's kam, daß er ſein Saitenſpiel zerſchlagen,
Das Haupt ſich ſchor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenſchaft,
Wie er geprieſen einſt ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnſucht hingerafft.
Nun ſchwelgt er in geſchreckter Herzen Qualen,
In Bannesblitzen, ſo die Welt verheeren,

Wie einſt in ſchöner Augen milden Strahlen
Und in des Beifalls ſchmeichleriſchen Zähren.
Das eben war's, ein ſchöner Frauenblick,
Und ſeiner Liebe trauriges Geſchick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit ſchönem Lied ſo mächtig rührt,
Daß er ſie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermuth, die dem Tode hold, entführt? —
Hört ihre Seele, wenn ſie lauſchen,
Im ſchönen Liede ſchon auf Erden
Die himmliſchen Gewande rauſchen,
Die ſie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz die Hauche ſüß erſchrocken,
Die ſchmeichelnd einſt geſpielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und ſich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat ſie dein Auge nie geſchaut
Die ſchöne Gräfin Adelheid,

Dem Grafen Barral angetraut,
So ſey es deinem Auge leid.

Wohl haſt du ihrem Ruhm gelauſcht,
Der weit durch die Provence wehte,
Als wie von einem Roſenbeete
Die Lüfte taumeln ſüß berauſcht.
Doch Namen können dir's nicht ſagen,
Wie ſie geſtrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kühnſte Wort muß bleich verzagen,
Wie dir der Duft kann ſchildern nicht
Der Roſe holdes Blüthenlicht.

Verwirrend war, es ſie zu ſchauen,
Die ſchönſte, ſittigſte der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen ſelig bitter,
In's Paradies durch Eiſengitter.

Auch Fulco ſah ſie und ſie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, ſo ſchnell er flieht,

Ist g'nug, daß sich zwei Herzen nie vergessen:
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marseille war
Von Fulco's Liedern tief bewegt:
Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
Gab nie ein Wort ihm offenbar:
In ihrem Blick nur konnt' er lesen,
Wenn ihr ertönte sein Gesang,
Daß sie mit einer Liebe rang,
Von der noch nie ein Herz genesen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, schwer zu tragen:
Weh dir, wenn sich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle schlagen!
Er hat in ihrem Blick erkannt,
Daß ihm ihr Herz sich zugewandt,
Doch auch, daß jede Hoffnung schwinde,
Und nie sein Herz Erhörung finde.

Da wurden seine Lieder dringend,
Der Dame bittern Vorwurf bringend.

In ſchmerzlich grollenden Canzonen
Bewahrt' er ſtets doch zartes Schonen,
Denn nie erklang darin der Name
Der wunderholden ſpröden Dame.
Sie hieß in ſeinem Lied „Magnet,"
Auch „Allezeit" in ſeinen Geiſtern;
Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
Die Macht der Liebe früh und ſpät.

Einſt ſang er kühn: „Zerbrich das Joch
Der ſtrengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich ſehnteſt
Und mein in ſüßer Hult gedenkeſt.
O könnt' ich mich durch Zauberei'n
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf ſein,
Und ſtill bei Nacht die Küſſe ſtichlt"
So klang das Lied des Allzukecken,
Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

Ein Wandrer ſah bei goldner Abendröthe
Im ſtillen Wald nur blies die Flöte.
Da hört' er's leiſ' im Dickicht rauſchen,
Und inne hielt ſein Hauch erſchrocken,

Denn auf der Flöte helles Locken
Kroch eine Schlange vor, zu lauschen.

So kam aus ihrer finstern Schlucht,
Gelockt von Fulco's Minnesange,
Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
Des Grafen Barral Eifersucht.
Sie flocht in wechselvoller Windung
Und immer neuer Qualerfindung
Sich um den Gatten fest und flach
Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
Dem Grafen Barral, und nicht länger
Am Hof geduldet blieb der Sänger,
Und der Verwiesne trauernd schied.

Als Fulco stumm verließ das Zimmer,
Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!"
Die schöne Gräfin blickte schweigend
Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
Und ihr entfallen heiße Zähren,
Die sich ihr Recht nicht lassen wehren.

Barral gewahrt der Thränen Lauf
Und tritt mit einem Fluche drauf;
Am Estrich rauh verwischt sein Fuß
Der Liebe letzten stummen Gruß.

Fulco zieht stumm; er hat kein Recht,
Barral zu fordern in's Gefecht;
Ihn bat der Dame Scheideblick,
Zu tragen still sein Mißgeschick.

Er trug es still; — doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
Wenn süßen Duft die Blumen senden,
Als ob sie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
Den Sehnsuchtslaut in weiche Luft —
Da steht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schlosse unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eifersucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,

In's Innre ist sein Blick gedrungen,
Er sieht, wie Barral sie umschlungen;
Da faßt sein Herz ein wildes Trauern,
Erbleichen und grimmiges Beneiden,
Und mit den Augen möcht' er schütteln
Das Schloß und es zusammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.

Und weiter stimmt zu lauten Klagen
Erinnrung aus beglückten Tagen
Den Sänger; seine Blicke lagen
Sich mit der Liebe heißem Zagen
Wehmüthig an des Schlosses Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten schleichen seinem Grame
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr seit jenem Tag,
Als bis sie auf der Bahre lag. —

Verworrener Klaggeläute schallt,
Die Menge wandelt ernst und still
Zum Schloß, wo sie noch schauen will
Der Erde lieblichste Gestalt.

Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verschwunden ist auf immer.
Nur manche fragen trauernd sich,
Warum sie denn so früh verblich?

Der Eine meint: „Sie war zu gut
Für diese Welt, drum hat sie Gott entrückt
Und hat mit ihr sein Haus geschmückt;
Nun ist ihr wohl in seiner Hut."
Ein Andrer meint: „der Liebe Schmerz,
Den sie verbarg, brach ihr das Herz,
Es ist die schöne Frau des Grafen
Bei Falco's Minneliedern eingeschlafen."

Der dieß gesprochen, ahnte nicht,
Wie scharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn seinen Schritten folgte dicht
Und unerkannt der Troubadour;
Der trug die Brust so schwer, so voll
Den ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal ist schwarz verhangen,
Am Sarkophag die Wappen prangen,
Solch Pranken taugt, den Tod zu ehren,

Dein liebes Antlitz noch zu schauen,
Weil sie das Aug' so sehnlich hatte
An einer Buche Schattenstelle.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und lassen jeden Zug erkennen
Von hoher Schönheit, bitterm Harme.
Und ernste Mönche murmelnd beten,
Daß Gott der Todten sich erbarme,
Als plötzlich Julio eingetreten;
Julio, der sie noch schauen will,
So bleich wie sie, nur nicht so still.

Er sieht sie todt' — da bricht entzwei
Sein Herz mit einem wilden Schrei;
So schmerzlich seine Stimme gellt,
Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
Der Rosenkranz der Hand entweicht
Und rasselnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Capri ruft,
Durchjagend plötzlich durch die Luft,
Wenn dort der Geisterwind
Aufschreit, daß wie ein Wanderer sieht.

Doch keiner ohne Weinen hört,
So iſt's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
Der hier die Mönche aufgeſtört
Und ſie zu Thränen übermannt;
Und jeder wünſcht im Herzensgrunt:
O Todte! könnt' ich dich beleben
Und dem Unglücklichen vermählen!
Wie gerne wollt' ich ſegnen euren Bund!

Und Julco ſtarrt ſie an — und weint.
Der Roſenſchein auf ihren Wangen
Iſt hingeloſchen und vergangen;
Doch um die bleichen Lippen ſcheint
Für ihn ein ſüßes Wort zu ſchweben,
Ein Wort, das ſie nicht ſprach im Leben;
Die Augen, die allein geſprochen
Von ſeinem Himmel, ſind gebrochen.

Das Leben ſchwand, die Schönheit nicht
Von dieſem ſtillen Angeſicht,
Als ob vor ihr der Tod ſich ſcheue,
Als müßte der, vor ſo viel Reiz erſchrocken,
In ſeiner grauſen Eile ſtocken,
Zu ſpät erfaßt von bitterer Reue.

Vor Julie's Leid den Mönchen graut,
Wie ſeine Augen auf der Leiche brennen,
In wilder Angſt die Zähren rennen:
Der Schrei war ſeiner Liebe letzter Laut.

Geſchicht's, damit der Tod noch herber quäle,
Wenn ſcheidend eine ſchöne Seele
Den letzten Schatten wirft auf Erden,
Daß ihre Züge und Geberden
Noch ſichtbar ſind, wenn ſie entſchwunden?
Damit noch heißer bluten unſre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
Am letzten Ziele, Angeſichts
Der Leiche ſteht, ſie ſtumm betrachtet,
Das ſchöne, ſtarre, kalte Nichts,
Das graule Nichts, das, taub und ſtill,
Noch immer das Verlorne ſcheinen will:
Wer kann den dunkeln Weg wohl wiſſen,
Wer kann errathen wohl den Ort,
Wohin, von ihrer Leiche fort,
Die Liebe wird von ihrem Schmerz geriſſen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
Mit beff'gem Schritt; die Mönche bangen,
Daß er ſie küſſend werd' umfangen,
Doch nein, o nein, er küßt ſie nicht.
Was lebend ſie ſo ſtreng verſagt,
Fulco noch minder jetzo wagt,
Wo kultſam ſie es ihm vergönnte,
Und nicht mehr hold erröthen könnte.

Aus ihren Händen löst er ſacht
Das Crucifix, das küßt er wild,
Und preßt an's Herz das Chriſtusbild,
Und athmet tief, wie traumerwacht.
Doch ſcheinbar nur iſt ſein Beſinnen,
Ein andrer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Glück iſt hin, damit iſt's aus;
Doch eh des Schmerzes wilder Graus
Ihn wirbelnd ganz hinabgetreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
Er will ein Streiter Chriſti werden.
Er ſchwingt empor das Crucifix,
Entſchloſſnen Muths, entflammten Blicks,

Und flieht vom traurigen Gemach,
Und jeder ſtarrt ihm ſtaunend nach.

Den Adelheitens Todtenbahr
Rief ihn der Wahnſinn zum Altar.
Wenn all ſein Glück ein ſtarkes Herz verloren,
Wenn ſeine Wunde am tiefſten klafft,
Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Julie ſtand am Sarg der Lieben,
War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
Es fanden ſich jenſeits der Thränen,
Die hier umſonſt an's volle Herz ſich ſehnen?

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben,
Weil Adelheit in ihr geſtorben,
Die fromme Frau, die, ſchon vergangen,
Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
Wer einen Todten liebt, soll weinen,
Denn Sterben ist: im Geist verschwinden,
Wir glauben an kein Wiedersinden.

Er hält am Wahn der frommen Thoren,
Daß uns die Todten unverloren,
Und grellt der Wahrheit kühnen Freiern,
Die sich das Menschenlos entschleiern,
Und keck den Blick durch heilge Nebel tauchen,
Die hüllend überm Abgrund rauchen.
Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
Mag gegen uns sein Herz so wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf', Innerer, ſchlaf' wohl, nur ſieh:
Ein ſanfter Traum iſt Herz zu Herzen.
Doch nein, der Schmerz, der dir beſchieden,
Wächſt fort im Schlaf zu wilder Größe.
Du biſt viel krank; ſollſt du geneſen,
Muß erſt dein Leid im Herz verwehen:
Nicht heilt der Brand, der dich verzehrt,
Weil er am Ewigen ſich nährt.

Furchtbar gewalten iſt der Träume Macht:
Er ängſtigt, ſchmerzt, erſchüttert, tröſtet,
Und wenn der Schläfer nicht erwacht'
Im Augenblick, im nächſten wär' er tot.

Hat man nicht oft den Abends noch Geſunden
Des Morgens auf dem Lager todt gefunden?
Sein ſtilles Antlitz kann es euch nicht ſagen,
Ob ihn ein böſer Traum erſchlagen?

Ein Traum kann Uebermaß von Freude geben,
Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben,
Und eilte nicht das Herz, ſich ſelbſt zu wecken,
Es ſtünde ſtill in ſeinem Himmelsſchrecken.

Solch banges oder frohes Traumgeſicht
Ergreife dich mit zaubriſcher Gewalt,
Und wenn dein Herz im höchſten Sturme wallt,
Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Papſt in ſpäten Nachtgedanken:
Dem Gifthauch der Irrlehre preisgegeben,
Seh' ich das Chriſtenthum auf Erden ſchwanken,
Das Grundgeſtein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
Der Chriſtenwelt durchwärmend alle Adern,
Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefſter Schmerz,
Daß krank die Glieder mit dem Herzen hadern.

Wenn Lucifer sein Schwert stets wilder schwingt,
Und wenn es dem Verderber wo gelingt,
Ein Glied vom Leib der Kirche abzuschneiden,
Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloses Ringen,
Das Christenthum zu halten und zu mehren,
Das Band des Glaubens um die Welt zu schlingen,
Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
Dagegen stürmen rastlos böse Horden,
Sie wollen frech die Gotteseintracht morden.

Einsam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
Der Kirche kranken Athemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauschen:
Und näher hör' ich ein Verhängniß rauschen.

Aus fernen Landen mir herübertönen
Die Ketzerstimmen — wie sie lachen, höhnen!
O wie sie manches arme Herz verheeren!
Wie sie mit Wuthgeschrei die Tempel stürmen!
Die Bilder fallen schmetternd von Altären,
Die Glocken stürzen schreiend von den Thürmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag ich dich an,
Wenn du dich hüllend legst um ihre Bahn.
Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
In's weite Land hör' ich den Reiter jagen,
Den Schwimmer hör' ich rauschen durch die Wellen.
Allnächtlich stürzt er in den Strom und schwimmt,
Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt;
Da harrt des Lehrers die bethörte Schule,
Und öffnet ihrem Liebling Schooß und Herz,
Wie einst am Hellespont des Griechen Buhle,
Bis ihn die Götter rissen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blitzt,
Ein Wetterstrahl die schwarze Wolke ritzt,
Hat ein Gedanke plötzlich mich erhellt:
Ich soll die Ketzer tilgen aus der Welt!
Wie manches blutverströmende Gefecht
Ward rühmlich für gekrönten Staub geschlagen,
Und soll mein Herz vor Schwert und Flamme zagen
Für Christi tiefgekränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
Von Gott dem Herrn; soll ich's geduldig leiden,

Wenn überall verbrecherische Thoren
Die Welt von Gott versuchen abzuschneiden?
Wenn jeder lehrt den Glauben, den er dichtet?
Wenn ringsumher, Irrlehren auszuschenken,
Giftmischer ihre Buden aufgerichtet,
Die Welt mit süßem Heidenthum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rausch von Land zu Land,
Der Taumelbecher kreist von Hand zu Hand,
Ein jeder Wahn hat seinen Predigerorden,
Und jede Mißgeburt verrückter Träume.
Es ist die Welt ein Labyrinth geworden,
Ein Wald verderblicher Erkenntnißbäume. —
So klagt der Papst in nächtlich dunkler Stille.
Der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen,
Mit Glut und Schwert die Ketzer auszumerzen;
Noch weigert dem Gedanken sich der Wille.

Er sendet seinen Boten, tief bekümmert,
Nach in die Ferne segnend seinen Gruß;
In ihrer Treu' sein letztes Hoffen schimmert,
Im Kampf zu siegen ohne Blutverguß.
Und müd von Arbeit, Seelenstreit und Kummer,
Ist Innocenz gesunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu gestalten,
Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
Nur wessen Loos die Erde zu genießen,
Mag vor dem Tod die Augen fester schließen.
Ein böser Traum ergreift den Kummervollen,
Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen.

Er hört im Traum ein banges Glockensummen,
Die Kirche läßt ihr letzt Geläut verhallen,
Ihm dünkt die Welt von Christus abgefallen,
Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen;

So wie die Klänge leis' und leiser beben,
Verzittert in den Tod das fromme Leben.
Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
Vom Ragethier, dem Zweifel, überwunden,
Vom Zahn der Höllenratte abgebissen.

Da liegt das Kreuz zersplittert und zerschlagen,
Und drüber hin sieht er den Satan jagen;
Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
Die Welt, ein Spielzeug, seiner Höllenrotte.

Auf ſchwarzer Wieſe tummeln ſich die Schwärme
Mit Luſt und Scherz und ungeſchlachtem Lärme.
Sie ſpielen Ball, die Welt im Fluge braust,
Die Teufel ſchlagen ſie von Faust zu Faust,
Und ihr entfährt auf ihren tollen Wegen
Ein Staubgewölk von den harten Schlägen
Und ſenkt zum ſchwarzen Grund ſich in's Verderben,
Das ſind die Seelen derer, die da ſterben.

Und weiter treibt ſein Traum zu neuer Qual
In ein verdüſtert einſam Felſenthal:
Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
Sie füllt ſein Herz mit Leide zum Zerſpringen:
„Bei euch verbleib' ich bis an's End' der Tage
Als Trauerblick und als verlorne Klage!"

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande ſchießt,
Dort an der Rhone liegt ein Mönch getödtet,
Das bleiche Angeſicht vom Blut geröthet,
Das auf's geneigte Haupt hernieder fließt.
Vom Haupte des Erſchlagnen rauſcht empor
Ein Geier und umflattert ihn und kreiſcht:
„Gib mir zu trinken!" raſtlos ihm in's Ohr,
Wie er vom Araber Blutrache heiſcht,

Dem Haupte des erschlagnen Freunds entstiegen,
Indeß die Rosse mit den Mördern fliegen.

Der Geierschrei hat Innocenz geweckt,
Er richtet sich empor und starrt erschreckt,
Ergossen ist durch seine Schlummerzelle
Wie Mondesdämmern eine sanfte Helle.

Da steht ein Mönch, das Haupt verunter neigend,
Wie reisemüd, gedankenvoll, und schweigend.
Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
Und ruft ihm zu: „O sey gegrüßt, willkommen!
So bist du schon zurück von deiner Sendung?
Und eilst, zu künden mir die frohe Wendung?

O Freund, wie gut, daß du gekommen bist,
Viel Arbeit harret dein zu dieser Frist.
Die Briefe dort und manche ernste Kunde
Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.
Gott segne dich mit seinem Gnadenlichte!
Wie steht's in der Provence? schnell berichte!"
Doch traurig schweigt der Mönch, als ob er weine,
Und ist verschwunden sammt dem hellen Scheine. —

Nach ſchlimmer Nacht noch ſchlimmre Morgenſtunde:
Fulco's Geſicht im heißen Zorneslicht
Herein wie eine Rachesſonne bricht,
Er bringt dem Papſt von jenem Mord die Kunde:

„Zur Kreuzfahrt, Vater! ſprich dein Machtgebot!
In tauſend Bannern laß die Rache flattern!
Schon ſchlagen ſie dir die Legaten todt,
Wie auf dem Waldweg giftgeſchwollne Nattern!

Weil ſie ſo gräulich ſind zurückgefallen,
Will Chriſtus rettend ſelbſt zurücke wallen,
Er will noch einmal als Jehovah ſchalten,
Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Gieb du ſein Schwert und ſeine Zunge,
Sein Donner und ſein Blitz zugleich,
Und triff vor ihrem letzten Mörderſprunge
Die Höllenkatze mit dem Todesſtreich.
Die Häreſie mit immer kühnern Sätzen
Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
Du fängſt ſie nimmermehr mit Liebesnetzen,
Soll ſie zur Ruhe, mußt du ſie vernichten!“

So Fulco sprach, des Hasses Feuer schürend,
Der einst von Liebe sang so süß und rührend.

Er schweigt und harrt des Papstes Wort entgegen:
Doch dieser spricht erst seinen Morgensegen;
In seinen Zügen ist es fest und stille,
Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht
Entschluß und unerschütterlicher Wille:
Und ausgesprochen hat er sein Gebet.

Von Innocenz wird Fulco angeblickt,
Daß der, so kühn er ist, in's Herz erschrickt.
Bezwungen ist er von der Macht des Bannes
Im Zornblick eines großen Mannes.
Es ist derselbe Blick, der schon so lang
Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,
Der tausend Feinde in den Staub gestochen,
Vor dem sich zitternd Könige verkrochen.

Nun spricht der Papst: „Ha! welcher Wahnsinn lieh
Dir seine Rede, daß du so vermessen
Des Amts mich mahnst, als hätt' ich sein vergessen,
Zu züchtigen mit Macht die Häresie?

Als ich den schlimmen Mord durch dich vernommen,
Stand mein Entschluß geharnischt und in Waffen,
Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:
Die Ketzer von der Erde fortzuschaffen.
Getödtet haben sie den Friedensboten,
Und also selbst zerhau'n den finstern Knoten."

Die Höhle.

Im Wald iſt eine Höhle, tief und ſtill,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch ſtreicht,
Wohin das matte greiſe Wild ſich ſchleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich ſterben will.

Dort ſteht ein Mönch, den Blick zum Boden ſenkend,
Wo Knochen viel zerſtreut, und alſo denkend:
Iſt's Reinlichkeit und angeborne Zucht,
Daß ſterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
Und möchte nicht die Seele die ſich trennt,
Verſcharren gern die Leich', ihr Excrement?
Schämt ſich das Wild des Tods? ein Ahnungsſchein,
Daß Tod nicht war im Paradieseshain,
Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
Und dämmert traurig ihm die Erbenſchuld? —

Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen,
Vom Thier in seiner Todesnoth zu lernen.

Dominicus, der strengste Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Lust zerfallen,
Von heiliger Askese bleich und hager,
Sucht für die Nacht im Walde sich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Ketzer weilen,
Bemüht, zu seinem Glauben sie zu heilen,
Viel Tage lang, viel schlummerlose Nächte
Hielt er mit ihnen heiße Wortgefechte;
Bei Manchen ist dem Mönch ein Sieg gelungen,
Die Meisten blieben starr und unbezwungen.

Nun ziehn den Müden endlich seine Glieder
Erschöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.
Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;
Erst in der Höhl', auf harten Thiergebeinen
Streckt er zu kurzer Ruhe hin die seinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;

Und darf kein dürrer Mund zum Quell sich lenken,
So will er nur den Schmerz des Leibes drücken:
Die karge Kost soll die Entsagung stärken,
Und rüsten nur zu neuen Kampfeswerken.
So drückt er seinen Leib als ein Tyrann,
Und nährt ihn doch, daß er nicht sterben kann.

Kaum aber war der finstre Mönch entschlafen,
Als weckend ihn verworrne Töne trafen:
Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er sieht im Grund der Höhle matten Schimmen,
Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
Inmitten ist ein hoher Greis zu schauen,
Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
Und ihn umlauschen Männer rings und Frauen.

Er spricht: „In diesen Blättern ist enthalten
Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
Nicht am Altar sollt ihr die Hände falten,
Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,

Ihr sollet keine Kirche mehr betreten,
Nicht trinkt das Wort aus schmutzigen Geschirren
Der helle Glockenschall darf euch nicht kirren,
Die Glocken sind des Teufels Felddrommeten."

So klang die Rede aus des Greises Munde,
Da stürzt der Mönch gewaltig in die Runde,
Er streckt sein Crucifix empor und ruft:
„Der führte mich in eure finstre Schluft,
Wenn ihr ihn ehrt, so folget seinem Licht!"
Und jeder lauscht dem Mönche, wie er spricht:

„Ging ein Mann allein zur Morgenzeit
Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
Hört er ferner in die Kirche locken,
Doch er flieht zur tiefsten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
Doch er schlug, die Glocken nicht zu hören,
Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
Laute Flüche donnerte sein Herz.

Fromm war sonst des Mannes That und Spruch,
Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
Sie dem Volk das Wort des Herrn verkünden,
Ihrer Predigt sandt' er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldesnacht,
Als im fernen Dickicht seinen Ohren
Ging der letzte Glockenlaut verloren,
Ueberfällt ihn heißer Durst mit Macht.
Brennend, glühend ist des Durstes Qual.
Im bekannten Forst nach allen Winden
Ist kein Bächlein ringsumher zu finden;
Horch! da rauscht es doch mit einemmal!

„Wunderbar!“ — so ruft er — „ist's ein Quell?“
Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele spricht ein Dankgebet,
Schmachtend ist er an den Quell gesunken,
Und er hat sich freudig satt getrunken,
Als vor ihm ein schöner Jüngling steht.

Himmlisch ist des Jünglings Angesicht,
Und er winkt dem Mönch, ihm nachzuschreiten,
Den nieder die Wellen hinuntergleiten;
Endlich hält der Jüngling still und spricht:
„Sieh ein Rad hier liegen in der Flut;
Durch das Rad kam sie der Quell gegangen,
Doch du hast ihn freudenvoll empfangen,
Und er fühlte deines Herzens Glut.

Fließt hier nun des Heilands Blut zu Thal,
Geht ihm durch die Länder und die Thronen
Doch die Gottesfeilsche nicht verloren,
Und die Rettung heißer Erdenqual.

Staunend blickt der Mönch zur Flut hinein,
Dann empor, den Jüngling zu erkunden;
Doch schon ist der Engel ihm verschwunden,
Sammt dem Rad und Bildlein, hell und rein."

Betroffen läßt der Greis die Blicke senken:
„Weh uns! die letzte Zuflucht ist verrathen;
Doch wisse, Mönch, und sag' es den Prälaten:
Wir wollen ebenhalb den Kelch trinken!

Gesenkt in's Herz will unser Gott und Glauben,
Nicht durch den Mund des Lehrers sich ergießen."

Da murmelt's in der Menge: „Bindet ihn!
Er sinket uns zum Tod, erschlagt den Pfaffen!"
Gewaltig ruft der Alte: „Laßt ihn gehn,
Besudelt euch nicht, wir haben unsre Waffen!"

Der Jüngling lautlich niederkniet,
Zerreißt, die Brust entblößend, sein Habit
Und ruft: „Gebt mir den Tod! o laßt mich sterben!
Hier vor Euch, nur im Angesicht der Feinde,
Und umgeben von des Herrn Gemeinde,
Will ich den höchsten Kranz erwerben!"
Er ruft's und seine Augen leuchten Blitze
Und lachen selbst einst Trübsal Züge.

Umsonst! kein heißes Blut bleibt ausvergossen,
Nur in den Wurfel wird der Mönch gestoßen;
Und wieder schließt der Kreis sich um den Alten,
Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Kreise zogt nun der „Alte Sohn," sich neigend,
Darauf der „junge Sohn," gekleidet, ehrfürchtig, schweigend.

„Ein Heiler" wollt' gehört mit Ehren es keinen Christ
Der Wissb' von Zöllern sein, von edler wie Bürgers Geschlecht.

Kam Kühl von Christ auf Frankf kam Klaus Zollermann,
Und wollen die Fürstlich: Sprich was sein Herz befahl?

Wer ist von Christ wie Wissb? Kannst du wie Bürger hören?
„Ein Christus Gott was Christ, wie Klagen Gott wenn Heilen."

Christlich wie wie Barbarbahn? — „Wissen? Frau, priesterlagen wenden,
Ein was ist Gott, in Jagd'r, nach Zöllern eben Martin."

Was ist wie Christus Christ? — „Ein Gott was Christ gründen,
Und mächtig Christ Wissb wenn Wenn nach Zöllerhelt machen,

Was in wie Heilandt Gott wie Tod wie Heimath wenden,
Und, Gott evangelisch Gib, in Christ Herz verbinden."

Bekannt nach, ob was wie Wissb' an wie weltlichen,
Was wie wie Kinder Gabb was Ihre Christenschaften?

* Ein Name Bürgerlich war ein gewöhnlicher, wenn mehrere am Lebenden Kinder zum Theil am selben Orte, verschieden nach Vorgenannten Bürgerlichen Lebensart. Vorgeld. Ein glaubten nicht Gib wenn Zöllern, nach Gibb Gebrauch nach wie weltlichen Bürgerlich war vorgeben wie Lebenden Kinder Ihren Christenschaft wie Bürgers in gleichen wollen.

„Der Kirche ſey der Geiſt entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab und ſingt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl iſt nur gebacken Brod,
Die letzte Oelung kann nichts ändern an dem Tod.

Das Sacrament der Eh' iſt meiſt nur Bubllerei,
Wenn ſie auch vor der Welt hingeht, der Schande frei;

Denn ſelten einmal blüht die Liebe den Genoſſen,
Die Himmelsblüthe noch, wenn ſchon die Früchte ſproſſen.

Die Taufe netzt das Kind, — den Pflanzenkeim der Regen, —
Sie mahnt uns, der Natur das Kind an's Herz zu legen.

Ich ſchwöre keinen Eid, denn nichtig ſind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zerwerfchen ſolche Schnüre;

Verachte jeglich Bild, zumeiſt das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der, kundig nicht der Schrift,
Statt ſeines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —

Nach langem Schlafe regt ſich forſchend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch ſich ſpalten noch und trennen,
Die freie Forſchung iſt's, wozu wir uns bekennen.

Wir laſſen uns den Geiſt nicht hemmen mehr und knechten:
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geſchichte,
Die erſt lebendig wird im Geiſt und ſeinem Lichte;

Mit dieſer Leuchte ſoll der Menſch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Chriſtus iſt erſchienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menſchenbild muß noch vollendet werden.

Einſt wird das Heil der Welt, Erlöſung ſich vollbringen,
Wenn Gott und Menſch im Geiſt lebendig ſich durchdringen.

Mag auch das Jeſusbild, der Wiederſchein der Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;

Wenn alle Zeugniſſe von Jeſus auch zerſchellten,
Der Gottmenſch iſt der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich laſſe mich von euch, ſey's auch zum Tode, weihen!“ —

So ſprach der Neophyt; der Greis in Freuden ſtand,
Und gab die „Tröſtung“ ihm mit aufgehobner Hand;

Und ſiebenmal er ſpricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium Johannis den Beginn;

Und ſiebenmal der Greis das Vaterunſer ſpricht
Und hauchet ihm dazu den Odem in's Geſicht.

Indeß Dominicus im Winkel qualvoll ſteht
Und auf die Schaar von Gott den Blitz herunterfleht.

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer ſprach der Kirche Hohn?
Es iſt ein Troubadour, der Mönch von Montauban.

Die Harfe jetzo nimmt, die Feier zu beſchließen,
Der Sänger, läßt ſein Herz in Reimen überfließen:

Um euch das Pfaffenthum, das Höllending, zu schildern,
Muß ich nach Indien ziehn, nach grausen Schreckensbildern.

Mit schwarzem Angesicht, mit Augen aufgerissen,
Die selbst sich leuchten wild in öden Finsternissen,

Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeschirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödtlicher Geberde,
Die Amadurga heißt, auf einem Höllenpferde.

Die große Göttin ist's der mörderischen Zeiten,
Seht ihr sie zornig dort durch's Erdenleben reiten?

Wohin der Göttin Roß mit seinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Mensch gebaut;

Wohin den Sturmeshauch des Rosses Nüstern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menschen sterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greisen Kinder früh, noch eh sie konnten weinen;

Eh ſie den Tag begrüßt mit freudigen Geſängen,
Eh ſie der Sonne zu die Gangesfluten ſprengen.

Die Göttin reitet fort; vom ſcharfen Ritt geſchüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Peſt mit leiſem Biß zu tödten und zu ſchrecken.

Und eine zweite ſank, gezückt vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnoth zu Grund;

Und eine dritte ward geſchleudert, flicht und fähret
Durch Menſchenheere fort, die ſie als Krieg verzehret.

Die vierte aber fiel, die allerſchlimmſte Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange;

Sie heißt Pfaffentrug und ſticht auf ihrer Bahn
Der freien Luft an Gott in's Herz den giftigen Zahn.

Dominicus entrüstet, wuthzerrissen,
Und sinkt zur Erd' in Waldesfinsternissen.
Er klagt dem dunkeln Wald sein Leid mit Macht,
Und klagt nicht irr, sein Leid gehört der Nacht.

Sein Herz erfüllt ein namenloses Grollen,
Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
Die Tropfen sind dem Unheil nicht verloren,
Ein schwarzes Unthier ward daraus geboren.

Aus seinen Zornesthränen ward ein Molch,
Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
Die aus dem Gurt der Amaturga sprangen.
Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entsetzen zeigt noch die Geschichte
Sein Bild, des Unthiers Bau, Gestalt und Glieder;
Die Menschheit schlägt davor die Augen nieder;
Vergessen möchte sie den Schreckensohn,
Des Molches Namen: Inquisition.

Das Interdict.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
Im Schatten Ruh thut Jedem wohl zur Stelle;
Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;
Wohl jeder spürt die süße Lebensmacht
Des Blüthenhauchs in einer Frühlingsnacht;
Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?
Und wer sich hingestellt zu einer Leiche
Und fest ihr schaut ins blasse Angesicht,
Wer ist so elend und betrübt, daß nicht
Ein Schauer vor dem Tod sein Herz beschleiche?

Was uns die Erde beut an Lieblichkeiten,
An Schmerz — darüber mag der Menſch nicht ſtreiten:
Doch wenn von ſeinem Himmel iſt die Rede,
Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Fehde.
Wo ſelig ſchweigt ein Herz in Himmelsſchätzen,
Dort fühlt ein andres Abſcheu und Entſetzen;
Noch kann ein jedes Heiligthum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die Einen,
Die Andern ſchlagen höhniſches Gelächter,
Und möchten über ſolchen Wahnſinn weinen.

Toulouſe iſt vom Interdict getroffen;
Zum letztenmale ſtehn die Kirchen offen.
Der Biſchof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeine
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „ſo hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch von ſeinem Angeſichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöſcht mit Klaggeberden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröſtung ſandten,
Sind ſchwarzverſchleiert hingelegt zur Erden;

Die Trauer theilend, jedem Blick verſchloſſen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten ſie ſich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus ſeinem Angeſicht verſtoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefſte Schleier;
Erſchüttert ſchaut das Volk des Fluches Feier;
Hinausgetrieben wird's mit grauſen Worten,
Und donnernd ſchließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer ſeinen Gram
Sonſt am Altare auszuweinen kam,
Wer kam, für einen lieben Wunſch zu flehen,
Mag lauſchend an geſperrter Thüre ſtehen;
Er hört die Orgel nicht, nun iſt ſie ſtumm,
Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
Er hört, wo freudig ſonſt Geſänge ſchallten,
Einſam den Zugwind wimmern durch die Spalten;
Die Prieſter, feiernd, leſen keine Meſſen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergeſſen.

Nur ſelten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenſtube:
Und wenn ein Kloſterbruder ſtirbt, ſo ſchreckt
Die Glocke, langſam mahnend an die Grube;

Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo still die unvergeſſnen Freunde liegen,
Wo Kinder ſich zu ihren Eltern ſchmiegen;
Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Luſt und Glanz!
Im Kirchhof werden Liebende getraut,
Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
Und ſenkt das Haupt, des Myrtenſchmuckes baar,
In Grabesdüften flattert ihr das Haar,
In Todesſchauern ihre Seele zittert,
Erſchreckt ſieht ſie der Bräutigam erbleichen;
Vom Eindruck der Verweſung wird verbittert
Die Stund', in der ſie ſich die Hände reichen. —
Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
Das Herz bis in die Wurzel aufzuſpalten.

Das Vorgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
„Unselig Vorgemach der hohen Herren,
Du Folterbank der flüchtigen Minuten,
Wo man sie weiß zu strecken und zu zerren,
Zu quälen, bis sie langsam sich verbluten:
Wem du behagst, der niedrige Geselle
Soll einst dafür im Haus der Hölle büßen:
Ein Kämmerling soll ihn an beiden Füßen
Festnageln dort auf eine Fürstenschwelle!"
Im Vorgemach des Papstes harren Viele,
Prälaten, Königsboten, edle Ritter;
Doch Zweien wird zumal das Harren bitter,
Sie scharren ungeduldig an der Diele.

Zwei Mönche ſind's; wo mag das Kloſter ſtehen,
Dem ſie gehören? fremd ſind ihre Launen,
Dieß kecke Blinzen und verſtohlne Raunen,
Und wie ſie lauernd ſcharf im Kreiſe ſpähen.

Der eine Mönch iſt hager wie ein Speer,
Und hehrer auch dem Leben nicht als der:
Ein finſterer Asket, weltfremd auf Erden,
Nur heimiſch im Entſagen, in Beſchwerden,
Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfangen,
Des Jenſeits Bläſſe ruht auf ſeinen Wangen.

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
Der Welt entrückt in einem frommen Traume,
Still contemplirend mit geſchloſſnen Blicken,
Bald käm' ein Rad, für todt ihn anzupicken.

Der Andre, reich an Leib, ſtattlich gerundet,
Verſchmäht nicht, wie ſein heitres Lächeln kündet,
Manchmal mit ſüßer Erdenluſt zu koſen:
Wie glänzen ſeiner Wangen fette Roſen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
Fährt plötzlich über's Angeſicht die Hand,

Als wollten ſchnell verwiſchen ſie das Bild,
Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungeduld mag Manchen los hier kaufen
Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
Der Ritter, der ſie muſtert, und zum Glücke,
Was Blick und Miene ſchreiben, meint zu leſen,
Bekämpft die Langeweil' und ihre Tücke
Mit einem Spiel verwegner Hypotheſen;
Und flüſternd hebt er an, in tollen Mähren
Die Mönche ſeinem Nachbar zu erklären:

„Jüngſt hielt der Böſe Rath mit ſeinen Söhnen
Und alſo ließ er ſeine Stimme tönen:
Der Teufel mag ſich immer mühn und plagen;
Wenn ſeine Saaten ſchon zur Ernte reifen,
Und drüber luſtig ſeine Lerchen pfeifen,
Wird ihm die Senſe aus der Hand geſchlagen;
Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
Des Teufels Thun wird Gottesdienſt am Ende.

Ein harter Satz, ein ſchwerer Satz, Geſellen!
Wir woll'n den Block 'mal drehen und verſchieben:

Die Kirche soll mit frommbethörten Tricken
Als wackre Magd des Teufels Haus bestellen.
Im Dienste meiner scharfen Repressalien
Entsend' ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Burschе aus der Höllenbande
Verkappten sich in braune Mönchsgewande:
Schon sind sie da in Papstes Vorgemach,
Und sinnen jetzt der Langeweile nach,
Um ein paar Studien und Marterskizzen
Beider sich ins Gedächtniß einzuritzen.

Ich will dich im Vertrauen auch bescheiden,
Was Satan auftrug jedem von den Beiden.
Ihr tretet — so gebot er — vor den Frommen,
Verneigt euch tief und sprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, spricht der Eine, sieh
Den Staub vom Grab des Herrn an unsern Füßen;
Jerusalem erblickten wir zwar nie,
Doch läßt Sein Grab mit diesem Staub dich grüßen.
Gewachsen ist dieß Grab, wächst fort und fort,
Bald ist die ganze Erde so zu nennen;

Wir brauchen nicht in's Morgenland zu rennen,
Stehn bald in Jeſu Gruft an jedem Ort;
Als hundertblätterige Grabesroſe
Blüht friſch und luſtig drauf die Heidengnoſe.

Berauſchend zieht die Strömung ihrer Düfte
Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
Ein wunderlicher Frühling will ſich regen;
Ja! Chriſtus, den die Kirche ausgeboten,
Man fand ihn ſchal und legt ihn zu den Todten;
Und einem Neuen ſeufzt die Welt entgegen."

„O heil'ger Vater — ſpricht der Andre — trage,
Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir ſage.
Betritt ein Erdenfürſt des Bauern Haus,
So treibt der Wirth die lauten Kinder aus,
Daß ſie dem hohen Gaſt nicht läſtig werden
Mit Schreien und unziemlichen Geberden;
Wer aber Chriſtum will bei ſich empfangen,
Zeigt ſich an Art und feiner Sitte minder,
Weil er Gedanken, ſeine Geiſteskinder,
Hinaus nicht wirft, die ungeſchlachten Rangen;
Und ſoll's dem Herrn der Welt im Haus behagen,
So muß er mit den Jungens ſich vertragen.

Ach, Pontifex! und darf man ſo gering
Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
Du ſtehſt dabei, ſprichſt kaum ein ſtrafend Wort,
Sein Feldhauptmann zugleich und Kämmerling! —
Vergib, daß ich des Worts mich unterſtanden,
Allein ſo ziſcht der Spott in allen Landen."

So wird der Hauch von dieſen Mönchen klingen,
Er wird als Sturm in die Provence dringen,
Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!"

Der Andre ſpricht: „wie weit dein Wort ein wahres,
Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entſcheiden;
Den einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
Dominicus, den Kämpfer des Altares;
Wenn der die Hand vor's Auge ſich geſchlagen,
Den Blick auf's Kreuz unfähig zu ertragen,
So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
Daß er die Ketzer noch nicht überwunden."

Die Führer.

Das ſehnlichſte, das quälendſte Verlangen,
Das ſchuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Iſt der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinſtert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichſten Kern,
Hat manchen ſchon in frühen Tod getrieben.

Nur ſelten mag ein Traum die ſtillen Wunden
Wie Morgenluft, die einſt gefächelt, kühlen,
Daß ſie für wenig täuſchende Sekunden
Das himmliſch leichte Loos der Unſchuld fühlen.

Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
Nach ihrem Kind im Dunkeln streckt die Arme,
So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
Das kranke Herz sogleich nach seinem Harme.

Ein festes Männerherz, das Frevel that,
Will nichts von Reu und trüben Bußgeschäften;
Mit seiner eignen Stärke schafft es Rath,
Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
Woran kein Makel klebt, wenn sie sich regen,
Den Wust vergangner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein frisch lebendiges Gewitterschnauben.

Der trübe Kranke, dessen Leid und Klage
Den Aerzten eine unlösbare Frage,
Mag zauberkundigen Hirten, alten Frauen
Sein Leben abergläubisch anvertrauen.
Dort steht ein ungezähltes Heer in Waffen:
Der römische Hirte läßt den Ablaß glänzen,
Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
Von jeder Schuld Gewissen rein zu schaffen.

Viel Ritterſchaaren und viel Pilgerherden
Vereint der abenteuerliche Glauben:
Wenn ſie durch vierzig Tage Keger werden,
Die Saaten tilgen, ſengen rings und rauben,
Daß Gott auf ſie die volle Gnadenflut
Ausſtröme und den gleichen Segensbronnen,
Als hätten ſie das heil'ge Grab gewonnen,
Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Nur Andre hören goldne Glocken läuten:
Herbei! herbei! hier fallen gute Beuten!
Noch Andre laſſen ihre Banner wehen,
Für ihre Macht auf Erden einzuſtehen.

Wagt über ſeinen Gott der Menſch zu denken,
So wird es's auch an ſeinem Fürſten wagen,
Er wird nicht blind ſich ihm zu Füßen ſenken:
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Kreuzgeſchmückten,
Das trieb, daß ſie ſo raſch die Schwerter zückten,
Mehr als der Reue Schmerz und Ungeduld,
Im Ablaß rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeresspitze reiten:
Abt Arnald, den der Papst zum Haupt gesandt,
Graf Simon, den die Ritterschaft ernannt,
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzustreiten.
Ein schrecklich Paar! der Eine kalt und klug,
Der Andre rasch wie sturmgejagte Flammen,
So reiten Arnald und Simon zusammen,
Gesellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Roß Verderben, oft Beglücken,
Das Schicksal einer Welt auf seinem Rücken:
Wohin die Rosse jener beiden traten,
Gefolgt vom ungestümen Ritterscheck,
Vergeht nicht nur das Gras von Languedok,
Vergehen auch der Zukunft Freudensaaten.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brem verschanzt und fest verhauen
Sind tapfre Ritter, bannbetroffne Ketzer,
Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
Das Kreuzesheer, die Schaar der grimmen Hetzer.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Veste,
Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
Er schwindet euch vielleicht schon heut' auf immer,
Genießet froh die letzten Strahlenreste!
Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer, rings vom weiten Meer umflossen,
Der Krieger in der Burg, vom Feind umschlossen,
Sie sollen schauen schon den Abendstrahl
Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letztenmal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
Das weithin seine bunten Zelte breitet;
Er prüft die Schleuderthürme und durchspäht
Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgeräth,
Und er befiehlt zur nächsten Morgenwacht
Den Sturm und mahnt: seyd tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
Und scherzt: „wenn wir das Schlößlein abgethan,
Will ich den Grafen Foix, den frevelnd kecken,
Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den stolzen Nacken treten."

Das Lager rauscht von wildverworrnen Tönen:
Hier Aexte zimmernd an Maschinen dröhnen,
Am Schleuderwerk die starken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
Wo Jeder nach dem besten Stücke trachtet,
Dort Wehgeschrei, es ist ein Faß zersprungen,
Geblök von Thieren, die das Messer schlachtet,
Geschmätz von heimischen und fremden Zungen,
Den Ketzern Flüche, pöbliches Gelächter,
In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,

Die Rosse wiehern und die Mönche singen,
Bis Alles mag die stumme Nacht verschlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alsar
Mit seiner tapfern Albigenserschaar.
Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke stürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederschauern,
Und Schwert und Axt auf Eisenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, sie sind hineingedrungen,
Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Feind und Freund beisammen,
Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und schreitet drüber fort,
Und kühlt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
Wie viel der Unsern, Euren sind erschlagen?
Von Herzen gönnt dem Todte man sein Theil,
Man zählt ihm nicht die Bissen in den Rachen.
Pallisch und Bogen, Keulen, Schwert und Beil
Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erstarrt sind eure Augen, wie sie rollten,
Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im männlichen Gefecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen!

Die Helden aber sind nicht alle todt.
Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
Und jubelnd singen alle Priester Chor:
„Te Deum laudamus!“ — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur Einer wird geschont an einem Auge,
Daß er den Uebrigen zum Führer tauge.

Und blutend sind die treuen Kampfgenossen
Aus dieser Welt in Nacht hinausgestoßen.

Schwarz iſt die Nacht der Blindheit, die ſie ſchreckt,
Die Seele ſchwärzre Nacht des Haſſes deckt.

Simon gebeut in herriſchem Belieben:
Man bringt ein Seil, deß Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem ſeiner Augen eines iſt geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die Leine faſſen,
Daß ſie ſich dran des Weges führen laſſen,
Und Simon ruft: „Nun mögt ihr euch entfernen,
Ihr Ketzer, und katholiſch wandeln lernen,
Blind folgſam und gehorſam nur dem Einen,
Dem noch in's Aug' die Himmelslichter ſcheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß ſein Verderben mein Beſchluß,
Wenn er nicht tief zerknirſcht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche ſchwört den Treueſchwur.

Für ihn zu einem ſeltnen Roſenkranz
Hab' ich gefädelt euch an dieſe Schnur,
Dran mag der ſtolze Ketzer Buße beten,
Bis wir ihm auf den ſtarren Nacken treten."

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
Nicht kühlt der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo sie zur Rast, sie machen Halt
Und lagern sich an moosbewachsnem Ort,
Und Baldwin, ein Greis, erhebt sein Wort:
„Ich höre über mir die Bäume sausen,
Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr sehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brausen,
Doch seh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

Hugo! wie steht die Sonn'? ein Priester fiel
Von meiner Hand in heller Abendglut,
Der Sonne, wie sie sank, ein Widerspiel
War jener Tolle, sinkend in sein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
Geschlagen einen Zahn aus ihrem Rachen.

Was half's? die Nacht ſchlug mir nun in's Geſicht,
Nun bin ich tort für's goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu ſchauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum iſt nicht dem ſüßen Lichte offen
Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
Und iſt doch ſchon ſo finſter wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er iſt die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüſtert hier ſo klug in dieſem Strauch?
Biſt du ein Dämon, Wind, ſo komm und höre
Und ſtärke dich an meinem warmen Hauch
Und richt' es aus, was ich dich heiß beſchwöre:
Komm, ſpinne Zauber dir aus meinem Fluch
Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
Das wirf behende um ein jeglich Ding,
Wornach ſich dreht des Papſtes Augenring!
Iſt es ein Prieſter, ſo verwiſch' die Lüge
Im Angeſicht, gib ihm die wahren Züge,
Entreiß' der Seele ihr verſtecktes Zeichen,
Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!

Beſchaut ſein Antlitz Innocenz im Spiegel,
Erſchein' ihm drauf das ſchwarze Mörderſiegel!
Blickt er auf's Kreuz, ſo ſchau' er wie es wankt,
Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
Die ſie Hierarchia nennen;
Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
Sey ihm von deinem Rachedienſt entſtellt!
Hör', Dämon, hör'! die Roſen tunk' ihm ein
In Ketzerblut, und ſchmier' ihm Ketzerblut
In's Morgenroth und in den Abendſchein,
Und ſprig' ihm's in die Träume, wenn er ruht!"

Ein Andrer ſpricht: „Der Papſt hat's nicht gethan,
Daß wir geblendet ſtolpern unſre Bahn;
Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
Ein ſchlechtrer Mann trug noch den Harniſch nie.

Er ſcheint ſo fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Landen ſich bezahlen,
Und baut ſein warmes Neſt ſich in Ruinen,
Kocht ſich ſein Süppchen bei den Bannesſtrahlen.

Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbescholten,
Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
Und würden Laster ihm so reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Papst, dem heiligen Narren,
Dem seine Gräuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt sich schnödes Geld zu scharren."

Ein Dritter spricht: " „Ich aber fluche Beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons schergisches Gelüsten,
Der Andre hat das Heer herbeigeschworen,
Die herrliche Provence zu verwüsten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
Da meine Heimath schön und glücklich war.
O blühend Land, voll Freude und Gesang,
Dein Leben ist dahin auf immerdar!
Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Baldwin der Alte ſpricht:
„Die Blindheit ſchärft mein Unglück, lindert's nicht.
Es muß in's Herz mir noch viel tiefer ſchneiden,
Wenn ich nicht ſeh', nur höre wie ſie leiden.
Wenn mir in's Ohr Verzweiflung gellt,
Iſt's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob aus unſichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt ſich Hugo von Alfar
Und ruft, zum Aufbruch mahnend ſeine Schaar:
„Dem Papſt nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben, unſer Liebſtes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile ſey das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
Der, ſelbſt vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch grell' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünſtig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der ſeinen Herrn beleckt;
Doch hat die ſcharfe Zunge Blut geſchmeckt,
Und ſeine Wuth iſt losgebunden;
Der Leu brüllt auf, und hat mit ſeinen Krallen
Wuthblind den eignen Meiſter angefallen,

Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
Und meint es immer noch zu küssen.

Vom Blute seines Herrn berauscht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
Hört er der Opfer Wehgeschrei.
Die Klage zieht mit allen Winden
In der Provence fern und nah;
Es ist im Land kein Kind zu finden,
Das nicht schon einen Todten sah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
Im Waldgewölb, mit Schrecken drang und Grausen
Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
Und Alle schweigen, nur die Bäume sausen.
Den Wald verlassen haben jetzt die Blinden;
Daß sie den Wald um offnes Feld getauscht,
Gewahren sie nur an den freien Winden,
Und daß kein Laub sie mehr umrauscht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen überſät,
Still — Alles todt — verſtummt das letzte Aechzen:
Verklungen auch der Prieſter Dankgebet,
Te Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einſt Heſekiel verhieß den Geiern:
„Der Herr wird laſſen euch die Mahlzeit feiern
Auf ſeinem Tiſch und Roß und Reiter freſſen!“
Die Geier haben's heut' noch nicht vergeſſen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
Neidlos, denn reiches Mahl iſt hier geboten,
Die Fliegenſchwärme ſummen um die Todten,
Und ſonſt kein fremder Laut die Gäſte ſtört.

Der Klageruf verlaſſner Mütter, Bräute,
Ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
Das Raubthier kann bei ungeſtörter Nacht
Einſchlafen, wenn es mag, auf ſeiner Beute.

Im Oſten kommt der Mond heraufgezogen,
Und Schatten gaukeln um die Angeſichter,
Und um die Todten ſchleichen irre Lichter.
O Menſch, wie biſt du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperſtoff erſchaffen?
Hat ihn hervorgebracht ein böſer Geiſt?“
Darüber ſtritten ſie mit allen Waffen,
Und werden von den Vögeln nun geſpeist,
Die, ohne ihrem Urſprung nachzufragen,
Die Körper da ſich laſſen wohl behagen.

„War Chriſti Leib ächt, menſchlich und gediegen?
Für Schmerz und Tod wie unſerer empfänglich?
Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod beſiegen
Und ſteigen aus dem Grabe unvergänglich?“
Die Frage war ſo heiß und ernſt gemeint,
Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen ſcheint:

Die sind gediegen, ächt, das ist gewiß,
Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt!

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,
Der Erde eckelt schon es aufzutrinken,
Dort in der Niedrung steht's, ein rother Teich.

Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Waldgefild Alfar dort schreitet,
Und kummervoll sein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da springen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeschreckte Unken in den See,
Und singen ihm betrübte Melodei'n.
Sie rufen über's weite Schlachtgefild
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?

Warum das Schickſal ſo viel Schmerz verſchwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen ſich erfriſcht?
Und iſt ein Bild der Menſchheit bald vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwiſcht?

Ob das ein Gott, ein kranker, iſt zu nennen,
Der eine Welt in Fieberglut errichtet,
Und bald im Froſt des Fiebers ſie vernichtet?
Iſt Weltgeſchick ſein Frieren nur und Brennen?

Iſt's nur ein Götterkind, dem dieſe Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald ſich dran ergötzt, bald es zerſchellt,
Und ſeine Wünſche nur vermag zu lallen?

Was iſt's? — und Chriſtus? — wunderliche Mähre!
Daß er für uns ſich kümmert, zeigt uns nicht
Dieß todte Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Chriſtenpflicht.

Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
So lang die Zeit was findet aufzureiben?
Vielleicht daß Wahnſinn auf der Menſchheit laſtet,
Daß Chriſtus als ein fixer Irrgedanke

Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode raſtet?

Da liegen ſie; — wann klingen die Poſaunen,
Die weckenden? — und gibt's ein ſolches Klingen?
Die Fliegen wiſſen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,
Wenn ſie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eiſenhelme pochen,
Ob nicht Unſterblichkeit die ſchlimmſte Fabel,
Die je ein Menſch dem andern vorgeſprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend ſagt: haſt Freude g'nug!
Hier iſt dein Loos zu duften und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Senſenmann wird kommen, ſie zu ſchneiden,
Dir tauſendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirſt du feiern mit den Engeln;
Sey froh, wenn du ihn hörſt ſein Eiſen dengeln!? —

Hörſt, Innocenz? — in alſo düſtern Weiſen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu ſingen,
Weil du es willſt zu deinem Gotte zwingen,
Ihm ſeinen Himmel mit dem Schwert beweiſen!

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
Ist aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Vogelneſt.

An eine Kirche kam ich einſt zu wallen,
Mit Kloſterzellen, längſtverlaſſnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte ſchier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der ſie ſo fromm zum ſchönen Werk beſeelte.

Wo waren ſie? — ich trat auf ihre Grüfte:
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte ſich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.
Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menſchenleben.

Der Kirchhof iſt vom Kreuzgang eingeſchloſſen;
Wo Epheuranken an den Fenſtern ſproſſen;
Die ſchlanken Pfeiler ſind ſo feſt geſtellt,
Die Bögen leicht und kühn emporgeſchnellt,
Hoch, luftig ragt der fromme Bau noch ſpät,
Die Mönche einſt in kühler Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenſchwüle:
Der Geiſt, der ſo gebaut, iſt längſt verweht.

An ſpitzgebognen Fenſtern iſt zu ſchauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein ſteinern Vogelneſt, am Aſte ſchwebend.
Der jungen Schnäblein heiſchend aufgeriſſen,
Die Mutter ſie zu atzen hold befliſſen,
Sie wärmend mit den aufgeſpreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und ſingen.

Ich ſtand gefeſſelt von des Meiſters Macht,
Und ſann gerührt, was er ſich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche ſtill verehrt,
Wie ſie getreu die Kinder ſchützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnſucht wecken?

Da kam ein Hauch vom Bildner mir geſendet:
Sein klagendes Gewiſſen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß: den Zweifelnden erſchlagen:
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen rührenden Geſtalten.

Rein, wie die Luft nach letztem Wetterſtreiche,
Keuſch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
Und Alle ſegnend, Allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war ſein Herz, ſo lebten ſeine Sitten,
Er kränkte Niemand und verletzte Keinen,
Und floſſen Thränen ihm, ſo ſind's die ſeinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte ſein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt ſo voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeiſt kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menſchheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,

Den er gefüllt ſo kraftgedrang und herbe,
So raſend in den tiefſten Eingeweiden,
So reich an Qual, eh' eine Stund' entrückt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Reſt
Auf ſeiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeſchmückten brachen und zerſtörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu tauſenden verbrannten und ſie hörten
Im Tode noch der Feinde Luſtgelächter.

Den Mönch erfaßt ein ſchauderndes Erſtaunen
Bei ſolchen Thaten, mörderiſchen Launen,
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Iſt, was ich ſeh', des Frevels ganze Völle?
O Menſch, wo ſteht die Gränze deiner Sünden?
Kommt, wer ſie ſucht, bis in das Herz der Hölle?"

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor ſich ſelbſt muß dieſer Fromme zittern:
Der Name Menſch, aus welchem kein Erlöſen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Böſen,

Er lauscht in seine Brust, ob nicht verstohlen
Hier gleiche Ungeheuer Athem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
Und vorwurfsvoll erschreckt ihn die Geschichte,
Wie er ein Knabe einst den Wald durchzogen,
Und sah ein Vöglein heim ins Nest geflogen.

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt sie in dunkler Hut;
Doch strich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe sah das Nest, am Wipfel schwebend.

Da hob er einen Stein und warf empor,
Zerstört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter sich verlor.

War's nicht derselbe Drang, nur noch im Kleinen,
Der dort ein Nest, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düstre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo sich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch, und kann sich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstörte wieder aufzubauen,
Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
Oft sah man ihn zu seinem Bilde kehren,
Um seine stille Wehmuth dran zu nähren.

Jacques.

Wer weilt auf stiller Walstatt noch allein
Und lugt herum bei hellem Mondenschein,
Und bückt zu Diesem sich, zu Jenem nieder,
Seltsam hantirend um die todten Glieder,
Und zwischendurch sich wischend eine Zähre?
Ein Schneider ist's mit Ellenstab und Scheere.

Der arme Jacques! ein Wahnwitz ist sein Leiden,
Nie toller war ein Schneiderhirn verdreht,
Er meint: der Antichrist kann nicht verscheiden,
Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Er sucht nach Stoff und schneidet dort und hier
Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
Ein Stück Gewands mit emsiger Begier,
Um für den Riesenkittel Zeug zu schaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
Anſpringen bellend ihn des Dorfes Hunde;
Doch wend't er ſich, ſo weichen ſie, geſchreckt
Vom Fetzenthurm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein ſitzt nun Jacques beim Lampenlicht
Und ſichtet ſeine Lappen, fügt und ſticht;
In bunter Eintracht binden ſich zum Kleide
Des Antichriſt Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
Was über's Meer an Pracht der Oſten ſandte,
Und was im fernen Wald des Nordens rannte.

Stoff und Gewebe vielfach und verſchieden,
Wie Herz und Glaube derer, die ſie trugen,
Und die darum ſich haßten und ſich ſchlugen,
Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müh' und Haſt iſt ſchon ſein Leid geſchwunden,
Doch fleckt die Arbeit nimmer für den Kunden;
Ein Theil nur iſt vom Aermel ſeiner Rechten,
Was Meiſter Jacques genäht in hundert Nächten.

Er ſieht manchmal die Rieſenhand des Recken
Weit über's ganze Land hinaus ſich ſtrecken,

Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
Wie Mücken, ohne Zahl, bekreuzte Schaaren.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und kreischt,
Und wenn die sommerlichen Donner rollen:
Dann hört er seinen Knochen seufzen, grollen,
Der dringend seinen Sterbemantel heischt.
Wenn ihm an's Fensterlein die Schloßen klopfen,
So ist's der Todesschweiß in kalten Tropfen,
Den ihm der Antichrist an's Fenster schleudert,
Und Jacques fährt auf und schneidert fort, und schneidert,
Daß glühend seine Nadel sich erhitzt,
Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern spritzt.

Umsonst! er kann den Riesenwuchs nicht kleiden,
Der arme Antichrist kann nicht verscheiden;
Doch kann's ein Schneiderlein behend und frisch,
Des Morgens lag er todt auf seinem Tisch.

Zur rechten Stund nahm Jacques die stille Flucht,
Denn Simon zieht durch's Dorf mit seinem Heere,
Er hört vom Jacques die wunderliche Mähre,
Und tritt ins Haus und forscht umher und sucht.

Der Aermel, drauf der Meister lag, der bleiche,
Wird ausgebreitet und genau durchspäht'
Da sind viele rothe Kreuze drein genäht,
„Jacques war ein Ketzer, auf! verbrennt die Leiche!"

Man wirft ihn auf die angeschürte Scheuer,
Nachfliegen seine Lappen ihm in's Feuer;
Von dannen zieht das Heer, rückblickend sehen
Sie schon das Dorf in hellen Flammen stehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre:
Die schönen Zelter sind entschwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang!
Wie rasch die Pforte aus dem Riegel sprang!
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!

Willkommner iſt der Frühling nicht im Thale,
Als einſt der Sänger im geſchmückten Saale.

Das iſt vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauſcht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Luſt und ſüßen Schmerzen.
O ſchöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Geſang begraben!

Wenn ſonſt auch war ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude ſtets verbündet:
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.
Da mochte noch in ſeinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenoſſen quälte,
Der Troubadour von ſeiner Dame ſingen;
Vergeſſen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn alſo lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize ſeiner Dame klingen,
Daß Sehnſucht ſüß in aller Bruſt erwachte,
Und Jeder träumeriſch der Fernen dachte.

Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ewigen Mächten ist sein Dienst geweiht,
Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
Der Leichen starres, blutiges Gerölle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
Wenn er das Land erstegt, die Burgen bricht:
Und wenn der letzte Feind im Tode stöhnt,
Und stille senkt das bleiche Angesicht,
So ist kein Friedensschimmer sein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer ist es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?

Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird Niemand doch den neuen Meister spüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

In's Lager fort des Grafen von Toulouse!
Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muse:
Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und sey mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
Eindringlich in's Gesicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns antwortet der Genosse:
„Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf, ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hasse:
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen:
Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten leb' ich seine Todten.
Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dieß mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
„Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
Wo willst du singen, Ruhm und Lieb erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
Die Einen morden und die Andern sterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich suchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reichversorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling' künft'gen Waldgesang in's Eingeweide!

Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenklaf' in meinem scharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.

Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,
Für jede Wunde, die den Einen traf,
Muß neu hervor das Blut des Andern ſpringen,
Und beide ſinken in den gleichen Schlaf,
Beim ſanften Rieſeln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekiſſen ſchwellen.
Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob ſich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verkläng' an ſturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis ſie vermorſchen einſam und verwittern:
Im Windeshauch die Saiten leiſe zittern,
Und flatternd ſpielt das Band von bunter Seide.

Der Büßer.

Wer iſt ein wahrhaft armer Mann?
Iſt's der in hoffnungsloſer Kerkernacht?
Wer bei der ſterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Ocean?
Iſt's wer von Zweifeln ewig wird zerriſſen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewiſſen?
Wem ſeine Tochter rohe Krieger ſchänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn ſieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Neige
Und wahrhaft elend iſt allein der Feige;
Ein Feiger, hoch vom Schickſal hingeſtellt
Und ausgeſetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn ſich ſtemme
Anſtürmenden Gefahren oder nicht?

Ob er ein Mann soll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zusammenbricht.

Wie schmeckt die Ruthe, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulouse und Markgraf von Provence?
Da stehst du, nackt von deinem Fürstenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürst, o Priesterwonne!

Rings in unübersehlichen Geschwadern
Gafft Volk: thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen
Zum rothen Fürstenmantel umzuspinnen,
Er haut den Purpur dir aus deinen Adern.

Die Stole ist dir um den Hals gebunden,
Dran zieht der Abt den stolzen Fürsten jetzt,
So geht am Strick der Farre, müd' gehetzt,
Mit Lustgebell umtanzt von Metzgerhunden,
Wie du dem Priester folgst in's Gotteshaus,
Indeß die Mönche jauchzend dich umschwärmen
Und, dankend für das Fest, Gebete lärmen,
Und Glocken schallen in des Volks Gebraus.
Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
Die Rechte peitscht dem Fürsten in die Lenden

Das Volk erſchien zum unerhörten Feſt,
Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verbürgen:
Es murrt, daß er vom Mönch ſich ſchlagen läßt,
Daß er den Muth nicht hat, ihn zu erwürgen.

Hin iſt ſein Muth, den manche Schlacht erprobte,
Der Trotz, der gegen Rom ſo feurig tobte,
Seit er, um Frieden flehend für ſein Land,
Vor Innocenz und ſeinem Zorne ſtand.

Der Büßer wird geſtellt zum Hochaltar:
Man reicht ihm Hoſtie und Reliquien dar,
Drauf muß er ſchwören nach des Mönchs Befehle,
Mit bleichen Lippen und gebrochner Seele,
Daß er gehorſam, treu, und heiß ergeben
Der Kirche dienen wolle all ſein Leben,
Nach ihrem Wink zu leben und zu ſterben,
Und bald ſein Schwert mit Ketzerblut zu färben.

O Fürſt, an Leib und Seele wund geſchlagen,
Was freut auf Erden dich ſo unermeßlich?
Daß du nicht lieber ſtirbſt wie Schande tragen,
Was lockt hienieden dich ſo unvergeßlich?

Die Erde iſt und was ſie hat nicht werth,
Daß ſich ein Mann, um drauf zu ſeyn, entehrt.

Viel hundert Knecht und lumpichte Geſellen
Steh'n da und bohren dir Verachtungsblicke
In deines Leibes ruthenwunde Stellen:
Sie ſchauen ihre niedrigen Geſchicke
Mit deinem Looſe prachtvoll ausgeglichen,
Da alſo ſchnöd der Muth von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte;
Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,
Denn jeder wünſcht: o wär' er todt geblieben
Im matteſten, unrühmlichſten Gefechte!
O hätt' er Gift geſchluckt in ſeinem Schrecken,
Das Zittern ſeiner Glieder zu verſtecken!

Sie ſtaunen ſchmerzlich, daß du ſie verlaſſen,
Und ſchwörſt, bis zur Vertilgung ſie zu haſſen —
Wer untergehn im Strome den Genoſſen
Unrettbar ſah und ſchaudernd auf die Stelle
Vom Ufer hingeſtarrt, wo ihn die Welle
Verſchlungen und ſich über ihm geſchloſſen,

Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leides,
Das Raimunds Freunden in die Herzen ſtach,
Als über ihm zuſammenſchlug die Schmach,
Als ſie die Worte hörten ſeines Eides. —

Drauf ſchwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
Den Mord Pierre's von Caſtelnau geboten;
Er ſchwört's bei Gottes letztem Gnadenſchimmer
Und betet knieend für den frommen Todten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geſchworen,
Weiß jener Mann, der dort am Rhoneſtrand
Dem Mönch den Tod, dem Roſſe gab die Sporen,
Und ohne Spur verſchwunden aus dem Land.

Der Abbas ſpricht: „Des Bannes ſchwere Bürde
Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;
Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
Sie ſchenkt zurück dir jede Macht und Würde.
Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geſchenk,
Trag's auf der Bruſt und rüſte Tag und Nacht,
Brich auf zu Chriſti Heer mit ganzer Macht,
Sey deines Eids, der Ruthe ſey gedenk!“

Vorüber iſt die qualenvolle Stunde:
Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwalle,
Mit wundem Leib und tiefrer Seelenwunde,
Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle:
Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung ſey,
Am Grab Pierre's von Caſtelnau vorbei.
Er hätte gern ſein Loos zum Tauſch gebeten
Dem ruhigen und hochgeehrten Todten.

Und traun! er läge beſſer auf der Bahre,
Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
Die Kraft in Scherben, und den Muth in Splittern,
Umherzuſchwanken in den Kampfgewittern,
Bald dieſem Heer, bald jenem zugeſellt,
Bis er verſiechend auf das Lager fällt,
Und, da ihn lange Niemand will beſtatten,
Sein Leib zuletzt zur Speiſe wird den Ratten.

Der Besuch.

Einsam in weithin unwirthbaren Gauen
Im Wald wird eine Herberg angetroffen,
Des müden Wanderers stundenlanges Hoffen,
Wie freut er sich, wenn endlich sie zu schauen!

Schon ist es Nacht, das Haus umsaust der Wind,
Drin sitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
Und Knecht und Dirne am Kamin beisammen,
Und werfen derbe Scheiter in die Flammen,
In kalter Winternacht geborgen heiter,
Denn willig brennen fort die harzigen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Mährlein auf die Bahn,
Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
Die Andern horchen auf, nur nicht der Ahn,
Der kauert dicht und sinnet still am Feuer,

Umſtörend in Erinnerungen, alten,
Ob er ſchon einen Winter ſolcher Art
Erlebt, wie dieſer jetzt auf Frankreich ſtarrt:
Doch keinen denkt er je ſo grimmig kalten.

Horch! noch ſo ſpät, bei ſolchem Froſt, Beſuch?
Es pocht an unſre Thür, was mag es geben?
Verrath und Häſcher um uns aufzuheben?
Iſt's Theodor der Meiſter, mit dem Buch?

Er iſt's, er tritt herein in's warme Zimmer,
Doch grüßt er nicht, verſtört, ſo ſcheint's, von Leid;
Er ſetzet ſich, da thaut des Reifes Schimmer
Und fließt herab von ſeinem Winterkleid.
Das Eis von Bart und Wangen niederfeuchtet,
In's Antlitz ſcheint das Feuer und beleuchtet
Abſcheu und Zorn, entſetzenvolle Trauer:
Und Alle faßt um ihn ein banger Schauer,
Wie er in's Feuer ſtarrt, vom Froſt gerüttelt,
Vom Aufruhr in der Seele wild geſchüttelt.

Lang ſaß er ſchweigend ſo, in ſich verſunken;
Da plötzlich greift er in die Bruſt und nimmt

Das Buch und wirft es in die Glut ergrimmt,
Daß in die Stube spritzen helle Funken,
Und ruft: „Unselig Buch! du magst verbrennen!
Aus dir die Menschen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüste kennen;
Sammt meinem Glauben magst du hier verkohlen!
's ist aus! nie ist ein Gott gewallt auf Erden,
Der Mensch im Zorn muß selbst Messias werden!"

Er schweigt und starrt; der Ahn, der greise, frägt:
„Was wirfst du, Thor, die Bibel in die Glut,
Die du so oft, so gern uns ausgelegt?
Was hat so schlimm verwandelt deinen Muth?"

Und Theodor entgegnet: „Alter, höre!
Vergib, wenn ich den letzten Traum dir störe.
Es ist so furchtbar kalt seit dreien Tagen,
Daß todt die Vögel fallen aus den Lüften
Und auf den Schnee wie Steine niederschlagen,
Es frieren schier die Todten in den Grüften,
Was noch lebendig ist, das flieht und hastet
Und keinen Augenblick im Freien rastet;
In's Herz hinunter stockt der Brunnenquell,
Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,

Aufberstend kracht die eisgesprengte Kiefer;
Hart hat der Tod die Erde angepackt:
Zu zittern schien mir Christ am Kreuz, so nackt,
Zur Hölle kriecht hinein der Teufel tiefer.
Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
Auf den er sich indeß verlassen kann.

Bei solchem Frost hat man — wem sey's geklagt? —
Verbannt die Unsern und hinausgejagt.
Der Bischof ließ sie spüren, ließ sie greifen,
Die Häuser, drin sie übernachtet, schleifen.
Der edle Meister Gerhard sprach in Mitte
Der Priester laut: schuldlos ist unsre Sitte!
Er sprach im Richtersaal, nein, Tigerstalle:
Ich bin Apostel, Christen sind wir Alle!
Das frommte nichts; hinaus in Sturm und Schnee!
Und schweigend trugen sie das bittre Weh.

Hülflose Nacht, es drückt das bange Weib
Umsonst ihr Kindlein an den armen Leib;
Nicht leckt der Mutterhauch, es warm zu halten,
Verzweifelnd fühlt sie's an der Brust erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
Und ſinken endlich müde, ſchläfrig nieder!
Sie ſchlafen ein, und ſtille wird ihr Schmerz,
Erbarmend legt die Nacht ſich an ihr Herz,
Und ſaugt ihm leis unſpürbar aus der Wunde
Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
Ich habe ſchaudernd im Vorübergehen
Sie dort beiſammen liegen ſehen."

Foix.

Wo der Held die Bande des Geiſtes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der von der Feſſel zwar los ſich reißt,
Doch mit der Feſſel zugleich vom Geiſt;
Wie der Fuchs in der Eiſenfalle verzagt,
Und weil er ſie nicht kann brechen entzwei,
Das gefeſſelte Glied vom Leibe ſich nagt,
Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
Die Freuden, die irdiſch auf Erden ſprießen;
Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm iſt das Grab wahrhaftiges Grab,
Der Tod ein hoffnungsloſes Hinab.
Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche ſich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köſtliches Blut verſpritzen.

Das Alles nennt er ein ſtrittiges Meinen,
Indeß man über des Weibes Küſſe,
Des Weines Freudengewittergüſſe
Schon ſeit Jahrtauſenden iſt im Reinen.

Mit Roſſen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenſchlägern,
Mit vollem Rüſtzeug der Luſt umgeben,
Zu genießen raſch ein verfehmtes Leben,
Braust Graf von Foix durch die Felder hin
Zum Kloſter des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Kloſters weidend,
Und eben ein Rohr zur Flöte ſich ſchneidend,
Sieht's, taucht in's Gebüſch vor ſolchem Zug
Und ſchlägt erſchreckene Kreuze g'nug.

Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreischen dazwischen,
Drein klägliches Blöken die Lämmer mischen:
Ach, in die Heerde stürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
Gleich steigenden Ueberschwemmungswogen,
Sie stoßen in's Horn, Einlaß verlangend,
Der Pförtner gehorcht dem Rufe bangend,
Der Schlüssel irrt in zitternder Hast,
Bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,
Auf geht die Pforte zur schlimmen Stunde,
Des friedlichen Klosters klaffende Wunde.

Feix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
Sein Roß und tränkt es im Weihebecken;
Der eisenbeschlagne Gaul betrat
Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
Gleich weiß der frevelnde Reiter Rath,
Wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er schüttet seinem geliebten Trabet
In's Tabernakel den Zehenthaber,
Und spricht mit spöttisch verzogner Lippe:

„Das heilige Kindlein von Bethlehem
Lag dort so ärmlich und unbequem,
Hier schläft es nun wieder in einer Krippe;
Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch lüst
Mein Hengst ihm fallen zum Wiegenfest."

Er scherzt, indem er den Falken wiegt:
„Sieh, sieh! dort über dem Altar fliegt
Der weißgefiederte Kohlerglaube,
Der heilige Geist im Flammenkleide;
Auf, auf, mein Falke, du lustiger Heide,
Und beize herab mir die zierliche Taube!"

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
Steht zierlich geschnitzt und strahlt in Juwelen;
Die losen Dirnen, zum Tanz sich schmückend,
Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
Vom Hals das goldgestickte Gekröse,
Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
Und streicheln das Kinn ihr: „o sey nicht böse!"

Indessen die Köche was nöthig forcern,
Am Herde gewaltige Scheiter lodern,

Und im Takte provençalischer Weisen
Am Spieße, sich bräunend, die Lämmer kreisen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
Rasch wandeln die Becher im lustigen Kreise,
Zum Prior der Graf spricht, scheinlich leise:
„Ei! gebt mir Bescheid und sagt mir in Hulden,
Braucht ihr das Alles zum Opfer der Messe?
Ist alle der Wein nur Blut des Herrn?
An seine Größe glaub' ich wohl gern,
Verträgt er so reichliche Aderlässe."

Der Graf ermuntert das wilde Leben;
Ein Schalksnarr steht auf der Kanzel eben,
Mit tollen Geberden, mit scharfem Gekreisch,
Er predigt: „Im Anfang war das Fleisch:
Und Gott war das Fleisch, und dieses war
Bei ihm beständig und immerdar;
Und das Fleisch ist Wort geworden und Licht:
Johannes schrieb verkehrten Bericht.
Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,
Seyd lustig, ihr Kinder, und lasst es gewähren."

Er springt von der Kanzel und faßt auf's Knie
Der einer Dirne mit Courtoisie:
„Komm, schönste der Damen, die Geigen locken,
O tanze mit mir! die Stunden rennen,
Wer weiß, wie bald wir beide verbrennen
Und tanzen im Wind als graue Flocken.
Ach, Aschenflocken beim blühender Leib!
Komm, bringe dich selbst, du süßes Weib,
An mich, und liebe mich wild und zart,
Eh' du hangen bleibst an des Pfaffen Bart!"

Und Freia lacht auf und schmettert in's Horn,
Die Mönche zittern vor Angst und Zorn.
Der Reigen ist los, ein brausendes Jagen,
Die Tänzer fliegen in grimmiger Lust,
Als fühlten sie alle doch in der Brust
Des unentrinnbar Verhängnis schlagen.

Carcassonne.

Simon mit seiner ganzen Heeresmacht
Belagert Carcassonne Tag und Nacht.
Dein schütze Roger sein Volk und lenkt den Streit:
Die Männer sind zu jedem Tod bereit.
Der Frauen manche schnitt ihr schönes Haar,
Und gerne bringt sie es zum Opfer dar,
Froh, daß sie kann mit ihrer Zierde nützen,
Flicht sie die Bogensehne draus dem Schützen:
Die Kinder zitternd ihre Hände falten
Und beten zu den Mauern, daß sie halten.

O daß sie hielten! draußen aber stürmen
Beschwingte Felsen von den Schleuderthürmen;
Schon brechen hier und dort die Quaderstücke,
Den Feinden lacht die offne Mauerlücke.

Ingrimmig in die Mauern ſchlägt „die Katze“
Mit Eiſenkrallen ihre Eichentatze;
Sie ſchlägt die Takte zu den frommen Sängen,
Womit die Prieſter helfen ihren Streitern,
Die ſie wie weiches Oel in's Feuer ſprengen;
Simon gebeut den Sturm, man ſtellt die Leitern.

Hinan! ſie klettern haſtig und verwegen,
Und Andre ſtürzen von den höchſten Sproſſen
Den Klimmenden entgegen ſchon, erſchoſſen,
Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
Die Krieger mengen ſich im Steigen, Fallen,
Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
Den Sturm: „Hinan! erſchreckt nicht vor den Todten;
Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute theilen,
Im Namen Jeſu Chriſti, drauf und drein!“
Die Schwärme ſtürmen durch das Mauerloch,
Das von der Katze ſchütterndem Gepoch
Aufklafft, die Stücke brechen Stein auf Stein

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schicksal all der Seinen trägt:
Seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
Dort an dem Thurm, drauf seine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
Nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimath wieder.

An seiner Seite ficht Graf Foix, der kecke,
Und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
Und die von ihren scharfen Klingen starben,
Läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben;
Dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
Für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
Ist nun auch Foix gesunken zu den Todten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
Und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
Indem er durch zu jener Stelle bricht,
Wo Held Roger die hellen Wunder ficht.

Die Besten sind zu jenem Ort gedrungen,
Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage spricht: dort ballte das Verderben
Im Kampfe sich, dort war so dichtes Sterben,
Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
Im wilden Kampfgewühl zusammenprallten,
Und dann, noch krank von ihres Hasses Toden,
Mit Grauen weithin auseinander stoben.

Wie Liebeslust, wenn schon ihr Drang gebüßt,
Nachschwelgend noch mit trunknen Lippen küßt,
So zückt, nicht satt von ihrem Todesstreiche,
Die Hasseslust den Stahl noch auf die Leiche.

„Hinab!“ so schallt nun Simons mächt'ge Stimme,
Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme:
Die überwundnen Kreuzeskrieger jagen
Hinab, zurück, der Sturm ist abgeschlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
Und fällt das letzte, ist die Stund' von hinnen;
Also mit jedem Augenblicke fällt
Ein Todter in Beziers zum blut'gen Grunde:
Ein Dämon hat die Leichenuhr bestellt,
Daran zu messen eine Menschenstunde.
Das wilde Kreuzesheer ist eingedrungen,
Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesdegen,
Und fallen muß, wer sich ihm wagt entgegen.
Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren,
Weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder
Ihn haßt und jedes Zucken seiner Glieder,
Und Schild und Speer und alles, was sie führen.

Abt Arnald ruft in's Fechten, wo es ſteckt:
„Haut ein! der Ablaß und die Beute lockt!“
Den Prieſter reitet Simon an, zu fragen:
„Herr, ſollen wir auch Katholiken ſchlagen?
Der Unſern viele ſind in dieſen Mauern,
Iſt hier geſtattet Mitleid und Bedauern?“

Der Abt entgegnet: „Deſſen iſt nicht Noth,
Schlagt Ketzer, Katholiken, Alle todt!
Wenn ſie gemengt auch durcheinander liegen,
Gott weiß die Seinen ſchon herauszukriegen.“

Wenn ſtill und lautlos ginge dieß Zerſtören,
Man müßte aus den Wunden hier das Blut
Gleich einem Bach im Walde rauſchen hören,
Doch wie ein Meer im Sturme ſchreit die Wuth:
Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen:
Wenn Tiger nach Beziers herzogen lüſtern,
Den Rauch des Blutes in den heißen Nüſtern,
Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tauſende zur Kathedrale,
Nachjauchzt der Mord mit hochgeſchwungnem Stahle:
In allen Gaſſen, Häuſern und Gemächern,

In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
In jedem tiefen, dunklen Kellerbogen
Wird nachgesucht aus wilden Mords geflogen.

Vom Giebel wird ein Ketzer dort geschleift,
Wie sonst in's Taubennest der Marder greift;
Hier pocht der Scherge an des Fasses Dauben,
Und tönt es dumpf, so wird es aufgebrochen,
Ob nicht ein Ketzer sich hineinverkrochen,
Sein Blut gilt werther als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geist!" die Priester alle singen.
Kein Gräuel kann wie der das Herz empören;
Der Opfer viele in die Flamme springen,
Um nur die Mörder singen nicht zu hören.
Doch Tausende sind jener auch gefallen,
Für welche süß der Lobsang würde schallen.
Die Stunde ist aus, nichts gibt es mehr zu morden,
Doch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerthurm;
Kein Blitz so scharf, daß er die Nacht durchdränge,
So heftig tobt auf Erden nie ein Sturm,
Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
Verlöre jetzt die Sonne ihren Schimmer,
Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdunkelt,
Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
Roger erführe das in seiner Gruft
Nur am Erkalten seiner Kerkerluft;
Die Nacht in diesen festen Quaderschichten
Kann sich zu tiefrer Schwärze nicht verdichten.

Fiel je auf dieſen Fleck der Sonne Schein?
Der moderfeuchte hat es längſt vergeſſen;
Hier mag Roger, wie viel an Land noch ſein,
Im ſteten Hin- und Wiedergange meſſen.

Sein Lebensglück iſt ihm verweht zur Sage,
Die er ſich ſelbſt erzählt; ſie klingt ſo traurig!
Ihm iſt der helle Strom der Jugendtage
Geſtockt zu einem Sumpfe, ſchwarz und ſchaurig.
O Fürſtenglanz! wie bald biſt du verblichen!
O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Verrathen und gefangen mußt' er werden
Von Simon, dem Verhaßteſten auf Erden.
Mit Ritterwort ward Freigeleit gelobet,
Dem Ketzer wird die Treue nicht erprobet. —
Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
Die nun verwaist um ihren Retter weinen;
Sie flohn aus Carcaſſonne ſtill und ſacht
Durch ein geheimes Pförtlein in der Nacht.

Auf's Halmenlager wirft Roger ſich hin,
Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.

Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
Und wacker Hirsch' und Rehlein niederpfeilten;
Frisch auf! Ha! Ho! die starken Keuler brechen;
Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen;
Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
Doch bittrer ist's, den Blick des Freundes meiden,
In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
Doch bittrer ist's, des Freundes Wort entbehren,
Dem selbst das Elend glaubt die holden Mähren,
Daß Alles noch sich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.
Roger gedenkt an seinen Freund Alfar,
Den liebsten aus der kühnen Männerschaar. —

Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
Der Seinigen, die unter Rosseshufen
Und auf den Scheitern ihn um Hülfe rufen.

Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!"
Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
Die Kolben krachen und die Lanzen splittern,
Die Rosse stürzen sammt den Kreuzesrittern;
Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
Und Held Alfar, den Feindesschwarm durchbrechend,
Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,
Ein Nachtgestirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden sendet Todeskühle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
Von Osten ist der Eine zugefahren,
Der Andre haut von Westen in die Schaaren,
Und mitten wollen sie zusammenkommen.
Und jeder führt sein Häuflein Kampfgenossen,
Sie stürmen auf den schlachtberauschten Rossen
Einander zu, zur Rechten und zur Linken
Im Lückenbruch erschlagne Feinde sinken.
Und Jeder freut sich, trifft er im Gefecht
Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
Wenn seine Kunst, das Roß im Kreis zu schwenken,
Die Art, im Anlauf seinen Speer zu senken,
Von ferne schon den edlen Helden loben,
Was Stich und Hieb in harter Näh' erproben.
An seinem Harnisch ist der Speer zersprungen,
Doch hat Roger, Alfar sein Schwert geschwungen,
Dann muß der Held des Siegens sich entwöhnen,
Und, hingestreckt, Lebwohl der Erde stöhnen;
Die matte Hand greift irr und ungewiß
Umher schon in der Todesfinsterniß.

Nun sieht der Freund des Freundes Helmbusch wallen,
Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;

Der roth' und ſchwarze Buſch begegnen ſich,
Wie Blut und Tod, wo dieß Gefieder ſtrich. —
Schon ſind ſie durch — es fiel der letzte Schlag —
Sie wünſchen ſich gar fröhlich: „guten Tag."

Neger iſt aus dem ſchönen Traum erwacht,
Still wünſcht ſein Feind dafür ihm „gute Nacht,"
Denn durſtend greift er nach dem Krug
Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Lavaur.

Nach langem Kampfe iſt die Burg genommen;
Wie ſchwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen!
„Komm', heil'ger Geiſt!“ ſo ſingt der Prieſter Chor,
Und was da lebt muß ſterben in Lavor.
Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die ſcheintodt ſtill in ihrem Sarge lag.
Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und nichts vom Niederkrach des feſten Thurmes;
Wie alles fiel, was ſie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falſcher Todesfrieden.

Nun wacht ſie auf; wie ſtille! nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß ſie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,

Sie hört — erschreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn sich nur hört sie; — bin ich in Lavor?
Herbei! weh mir! o Gott, wo seyd ihr Alle?"

Sie stürzt hinaus und sieht entsetzt, warum
Rings Alles in der Burg so grabesstumm.
Da liegen sie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört sie, Niemand wird gewahr
Und freut sich, daß entstiegen sie der Bahr.

Sie sucht am Grund die Eltern, find't sie nicht,
Und jedem Todten schaut sie in's Gesicht.
Sie sucht den höchsten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod gespart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift:
Dort ist die Brust der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beschwert;
Ein Reiter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie ſind die theuren Züge, ach! entſtellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz die ihm die Nächſten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,
Dem Mädchen, wie's die Elternleichen ſchaut,
Des Irrſinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie ſpringt an's Chriſtusbild dort am Altar
Und ruft: „Du Armer! möchteſt fort, nicht wahr?
Wie quälſt du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß ſie das Blut, das ſteigende, nicht küſſe!
Sie ſind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen biſt an's Kreuz!
Das Alles, Alles iſt um dich geſchehen!
Wie bang ſich deine Augen drehen!
Hoch ſteigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
Ich zerr' umſonſt, der Nagel ſteckt zu feſt,
Er haftet immer noch;
Maria! hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menſchenſohn,
Wie ſträuben ſich die Dornen deiner Kron'!

Wie wild die Angſt um deine Lippen zückt!
Ich fürchte mich vor dir, du wirſt verrückt!"

Sie flieht hinaus, da ſchrei'n die Raben
Sie an: willſt du, was uns gehört, begraben?
Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
Klagt ſie das traurige Geſchick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdrossen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense sprießen einst die Aehre,
Und nicht den Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken?

Mit lässiger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenspalte,

Sein Söhnlein aber streut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenschaar,
Und pickend schmälert sie das künft'ge Jahr.

Die Diebe sieht der Landmann sonder Grollen
Mit schwanken Köpflein schreiten durch die Schollen:

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne;
Der Feind ist nah, die Ernte noch so ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geschreckt,
Daß also roth die Brust dir ist gefleckt?

Doch nein! wer hat Geschosse zu verschwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

Täublein, bist von Lavor? und traf dich Blut,
Als du in's Nest heimflogst zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache,
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menschen tragen hin und wieder!"

Der Alte hat der Taube Loos errathen,
Und trauernd ſtreut er wieder ſeine Saaten.

Ein Wandrer, einſam wallend durch das Land,
Des Bauern Wort belauſchend, ſtille ſtand;

Und freundlich ſpricht er, eh er weiter zieht:
„Hörſt du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede einer Lerche iſt umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerſtampft dir auch die Saaten Roſſeshuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde ſtillen Tod verbreiten."

Alfar.

Alfar der Held in ſeinem Leben
Hat Prieſtern nie Gehör gegeben;
Und was die Albigenſer ſprechen,
Iſt ihm nicht minder fremd geworden
Seit jenem unvergeſſnen Morden
Zu Brom, ſeit jenem Augenſtechen.

Gern mag er die Erinnrung fragen
Nach ſeinen goldnen Jugendtagen;
Und was ihm ohne Spur entſchwunden,
Sucht er bei Kindern zu erkunden.
Auch dem von Schuld und Schickſal Kranken
Gewährt oft flüchtiges Geneſen
Bei frohen Kindern der Gedanken:
So bin ich einmal auch geweſen.

Wer seine Jugend überlebt,
Wen unvergeßlich Leid getroffen:
Wem schal geworden jedes Hoffen,
Für das er sehnlich einst gestrebt,
Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
Kein Kuß ihm zündet mehr am Munde;
O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu seyn nur eine Stunde,
Könnt' er die Welt mit frischen Blicken
Nur einmal noch und freudig sehen,
Es würd' ihn stärken und erquicken,
Bis das Geschick ihn heißt vergehen.

Der Trübe spricht: „Wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr, vom Glauben unverstellt,
Noch treulich spüren könnt die Welt,
Und mit euch selbst es redlich meinen!"
Der Trübe spricht: „Doch währt's nicht lange,
So seyd auch ihr ein Raub der Schlange,
Denn wem in dieser Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde

Glaubt er, so ist's um die Ruhe gethan
Die er hinopfert seinem Wahn;

Und ſiegt Vernunft, ſo muß der ſterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Menſch mag glauben, zweifeln, wiſſen,
Sein Leben iſt verzällt, zerriſſen." —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in ſtiller Nacht
Vom Scheintod wach, ein Menſch ſich regt,
Den ſie zu früh dahin gelegt:
Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
Läßt ſich vor euch ein Todter ſchauen
Mit ſcheinlebendiger Geberde,
Der beſſer läg' im Schooß der Erde,
Weil jede Glut in ihm verlodert,
Und längſt ſein beſtes Leben modert?
Der Todeskenner nur erſchrickt,
Wenn er ein ſolch Geſpenſt erblickt.

•

So hauſt Allar auf ſeinem Schloſſe,
Nichts kann ihm Leid noch Freude ſchaffen,
Im Stalle feiern ſeine Roſſe,
Und Roſt verdunkelt ſeine Waffen:
Das Wild im Forſt mag ruhig ſchreiten,
Er jagt nicht mehr in dieſen Zeiten,

Seit auf sein Kind geschah ein Jagen,
Und Priester ihm den Sohn erschlagen.

Der Schmerz, die Wuth, die Rache tobten
In seiner Brust und in der Schlacht,
Und Feinde starben, Freunde lobten,
So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
Dann war es still und ausgestorben
In seiner Brust und jedes Glück verdorben.
Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend'ger Wiesenfläche
Nur Steingeröll zurücke lassen,
Ließ ihm den Tod zurück sein wildes Hassen.

Er wandelt einsam, kalt und wüst;
Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt,
Er dankt ihr nicht; er wünscht im Hain,
Wenn alles grünt und schallt von Liedern,
Es möchte dürr und stille seyn;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Ritter stand
An seines Schlossen Felsenrand.

Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd schaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte spricht:
„Es ist umsonst, bemüh' dich nicht,
Die Altar zu schmücken und zu nähren,
Die sie vielleicht noch heut' verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf seines Herzens tiefstem Grund
Sitzt auch dem gläubigsten Gesellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Ja! Innocenz Ischarioth
Hat auch verrathen seinen Gott
An seine Furcht und banges Zagen,
Daß Ketzer Christum noch verjagen;
Er traut nicht seinem Machtbestand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon sieht er ihn hinausgestoßen,
Der Götterwandrung angeschlossen.

Was ſelbſt er nur mit halben Kräften
Vermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herriſch frechem Schalten
Der Welt gewaltſam anzuheften.

Wenn ich es höre, wie ſie reden
Von Gott und ihren Glaubensfehden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie ſtabeln gegen Mährchen ſtreiten;
O grauſer Abſcheu, tödtlich kalt,
Der mir die Bruſt zuſammenkrallt!"

So ſprach der Wilde vor ſich hin,
Und ſieht im Thal zwei Wandrer ziehn,
Und jetzt den Pfad der Burg erklimmen,
Laut ſtreitend mit erhitzten Stimmen.
Sie fegen rüſtig mit den Händen,
Um ihren Worten Kraft zu ſpenden,
Und auf dem Steilpfad mit den Füßen •
Das Gleichgewicht nicht einzubüßen.
Der Eine — Mönch, der Andre — Krieger,
Will jeder ſeyn im Streite Sieger;
Was Chriſtus mit dem Felsgeſteine,
Worauf ſein Bau gegründet, meine? —

Aſar aus kalter Seele lacht
Und ruft hinunter: „Habet Acht!
Dieß iſt der einzige Felſen, traun!
Worauf ſich läßt auf Erden baun!“
Mit leichtem Tritte ſtoßt der Heide,
Zu ſchlichten ihren lauten Hader,
Hinunter einen loſen Quader,
Und in den Abgrund ſtürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund:
In warmer Freude überſtrömt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht ſicher iſt es heutzutag auf Erden,
Schwer im Verhängniß athmen dieſe Zeiten,
Im Garten hier auch leiſe Horcher ſchreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh und ſprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie laſſen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt ſey in ſolchen Frühlingslüften.

Sie ſprechen von den höchſten, letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zuſammenklingen.
Zum Sternenhimmel weiſt empor der Eine
Und redet laut bei hochgeſchwungnem Weine:
„Seht, Brüder, ſeht, wie uns die Sterne ſtrahlen!
Als böten Herberg ſie zu tauſendmalen,
Wenn man von dieſer Erde uns vertriebe.
Doch höher iſt die Heimath, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
Zu Almerichs von Bene Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forſcher ohne Zagen!“
Und ihre Becher hell zuſammenſchlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk geſegnet
Und in den Becher ſeine Blüthen regnet!
O ſpielten doch in den Pokal die Weſte
Uns Flocken von des Freundes Aſchenreſte,
Daß wir ſie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterſchlürften!“

Zerſtreut an hundert Tiſchen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speiſen aller Arten
Studenten ſitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieſer Welt,

Und, allzufreien Künsten zugesellt,
Bewirthet Mancher neben sich die Buhle.
Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
Von Italienern, Ungern, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinandertosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixire brauen:
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen scheiten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provençalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter schallt zu jugendlichen Possen,
Und Jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder ſpricht ein Andrer in der Laube,
Indem er ſchwingt den rothen Saft der Traube:
„Von Americhs von Bene theuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
Sie wird noch ſpät auf Erden widerhallen,
Wenn wir ſchon längſt ſind fort und nimmer kehren.
In dieſer ſternenhellen Frühlingsſtunde
Sey ſie uns wiederholt aus meinem Munde:

„Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das ſind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Menſch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen macht' er zittern:
Und ſolches hieß der alte Bund.

Jehovahs Tage mußten ſchwinden,
Der dunkle Donnernebel floh:
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden ſeiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht:
Es will die Zeit des Geistes kommen.

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menschengeist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen." —

Auf Almerichs von Bene Angedenken!" —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen:
„Die neue Lehre soll die Welt besiegen!
Der Geist ist Gott!" so ruft er in die Schaaren,
Und Alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Gras im Burghof zu Lavor
Wuchs einſam, ungeſtört empor,
Schon überhüllt es und umſchattet
Gebein, zerſtreut und unbeſtattet;
Raubvögel, die an's Licht es zogen,
Umflogen hoch im ſtillen Bogen
Die brandgeſchwärzten alten Mauern,
Der dunkle Himmel ſcheint zu trauern.

Am Brunnen ſteht ſie noch, die Linde,
Die Zeugin einſt ſo ſchöner Zeiten,
Sie läßt, bewegt vom Herbſteswinde,
Die Blätter leis hinuntergleiten;
Die Sträucher drängen mit Verlangen
Zum Brunnen, Diſteln ſelbſt, die rauhen,

Den Rand von Marmor überhangen,
Als möchten ſie hinunterſchauen.
Ein Sänger ſteht am tiefen Bronnen,
Sein letztes Lied hinabzuweinen,
Ach, wo verſenkt mit allen Wonnen,
Giralda ruht, bedeckt von Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
Wie hold du warſt, wie ſchön, zu ſagen:
Die Hölle hat nicht herbre Klagen
Als meine, daß ich dich verloren!

Kein Troſt kann mit dem Schmerze ringen;
Du wirſt nicht wieder auferſtehen,
Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
Kann er dich ſo nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören,
Wie deine Lippen traulich flüſtern,
Hinabzuſtürzen werd' ich lüſtern;
Doch ſoll ich auch dein Bild zerſtören?

Es taucht mir auf mit allen Zügen,
Mit jeder Schönheit unvergeſſen;

Wie deine Reize unermessen,
Kann auch mein Schmerz sich nie genügen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder,
Und eine Welt von Freudenschimmer,
Was einmal todt, ist todt für immer,
Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!"

Entgeltung.

Vorüber sind die schönen Frühlingsnächte;
Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
Der überwintert grüner als Cypressen,
Und jene Nacht, er hat sie nie vergessen;
Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Gegraben wird nach Almerichs Gebeinen,
Im Feuer sie den Schülern zu vereinen.
Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
Den Feind entführte und auf eigne Hand
Ihn sanft entrückte jeder Erdenmühe,
Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
Sie möchten schier vor Wuth sich selber äffen,
Mit Bann den Tod, den alten Ketzer treffen,
Deß Riesenhand, trotz allen Widerschlägen,
Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit ist noch nicht abgeflossen;
Indessen wird ein Feuer angezündet,
Und jetzo haben Almerichs Genossen
Sein kühnes Wort zum letztenmal verkündet.

Der eine von den Priestern am Schaffot
Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
„Nun mögt ihr euren Herzenswunsch erreichen,
Den ihr verlauten ließt so unerschrocken,
Nach eures theuren Meisters Aschenflocken;
Ihr dürft mit ihnen seyn als ihresgleichen.
Nehmt jetzt die Sterne, die so freundlich lachten,
Beim Wort; sie haben Herberg' angetragen;
Die Erde muß sie euch fortan versagen,
So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!"

Umſonſt!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
Im Winkel ruhſt, ſchier wie der Hecht im Dürren;
Du Eiſenfiſch, ſollſt bald vor Freude ſchwirren
Und luſtig tanzen mir im rothen Fluß.

Ei! Röſlein feurig, tummelnd auf der Weide,
Sollſt glänzen bald im blanken Harniſchkleide,
Zum Sporenhieb und Klange der Drommeten
Den ſchönen Kampfritt über Leichen treten."

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeſchmückt,
Der Fahne nach, die dort zu Felde rückt.
Wie Otto von Burgund und all' die Ereln
Der Kirche ſchmeichelnd mit dem Banner wedeln!

Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Von dessen Tritt die sieben Hügel schwanken,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Leibes unermessne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
Was soll der Rößlein Wiehern hier und Springen?
Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dieß weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er ſichtbar werden
In menſchlicher Geſtaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sproſſen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und ſchießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen haſſet und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht ſtillen
Den unaufhaltſam ſtarken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürſten, minder noch zu zwingen
Iſt der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menſchheit will die Freiheit ſchaffen,
Und will durch die Geſchichte blühn und ſingen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
So helle Flamm' iſt angefacht:
Man kann in mondverlaſſner Nacht
Die Todten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und ſchnaubt
Durch's Land, die blutig rothe Pfütze,
Er hat den Himmel ſich auf's Haupt
Geſetzt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouſe reitet
Mit ſeinen kreuzgeſchmückten Schaaren,
Von ſeiner holden Frau begleitet
Durch rauhe Mühſal' und Gefahren.

Er ſpricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche ſeine Fahrt belohne,
Es blinke ſtrahlend ſchon entgegen
Ihm von Toulouſ' die Fürſtenkrone,
Wie Beziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten und Vaſallen,
Wie Carcaſſonne, Conſerans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch ſchweigend reitet ſein Gemahl,
Weil Athem ihr und Sprechen ſchwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt in's enge Thal.

„Wenn auch die Aeuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen;
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede;
Bedenk', es kommen dieſe Dämpfe
Aus unſres Glückes Flammenſchmiede.

Bald ſteht, mein letztes, ſchönſtes Hoffen,
Mir huldigend Toloſa offen!"

Sie ſchweigt, nicht bloß der ſcharfe Rauch
Hat Stimm' und Rede ihr benommen;
Ein ſchweres, banges Ahnden auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort ſchweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu ſchwanken.

Der Tritt von zwanzig tauſend Pferden
Erdröhnt, und durch des Rauches Flor
Bricht dunkelroth der Mond hervor,
Wie Wiederſchein des Bluts auf Erden.

Sie ziehn hindan die ganze Nacht,
Und als der Morgenſchein erwacht,
Umlagern ſie zu Roß, zu Fuß,
Ein breites Heer, die Stadt Toulouſ'.

Graf Montfort kniet in ſeinem Zelt
Anbetend vor dem Herrn der Welt,
Er beichtet Fulco und bekennt
Die Sünden, die ſein Herz beſchweren,
Er hört die Meſſ' in Reuezähren,
Und nimmt das heil'ge Sakrament,

Daß Chriſti Leib und Blut ihm ſtärke
Mit Muth den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch' im Chore ſingen wieder
Weithin erſchallend fromme Lieder,
Harmoniſch durch die Lüfte ziehen
Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
Sein Roß beſteigt, da bäumt und prallt
Der Gaul, und von den Mauern ſchallt
Toloſa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort ſchwingt ſich auf im Zorn,
Haut tief in's Roß den ſcharfen Sporn;
Hinſprengt er an des Walles Rand,
Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
Ein Stein, der ihm das Haupt zerſchellt,
Und ſterbend ſinkt er in den Sand.
Fahr wohl! o Glück und Fürſtenmacht! —
Noch treffen Simon im Verſcheiden
Fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
Er hört noch, wie Toloſa lacht.

Nun schallt das Feld von Schmerz und Klage,
Die weil das Vieh von hinnen stören,
Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
Um Simon nicht will weinen hören.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht verrauscht, die Sieger ziehn von hinnen;
Ein Ritter bleibt zurück bei seinem Roß,
Das ihm durchstach ein irrer Lanzenstoß;
Ihm galt's, er sieht des Rosses Blut verrinnen.

Des treuen Thiers kann er sich schwer entwöhnen:
Er schaut es an mit einem Blick voll Leid,
Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblasen,
Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
Da spitzt er müd' und langsam noch das Ohr,
Nun streckt er todt die Glieder auf den Rasen.

„Wo iſt dein tapfrer Sprung, o mein Geſelle?
Und wo dein feurig Wiehern, edles Thier?
So herrlich klang's, das liebſte Schlachtherz mir:
Wohin dein Muth, die Kraft, die Wintereſchnelle?

Sey nun ein Mahl, mein Roß, den Geierſchaaren!
Sie haben nie geſchmeckt ſo edles Blut!
So koſtbar iſt dein Fleiſch für Würmerbrut,
In Geiern ſoll es gegen Himmel fahren.

Den Aaren ſoll dein Blut im Herzen kochen,
Daß ſie betrunken taumeln in der Luft,
Dann ſingen ſie dein Lob durch Berg und Kluft:
Das beſte Roß ward bei Montfaye' erlochen."

Er lagert ſich am Waldſaum hoher Eichen,
Die Wahlſtatt ruht im Abendlichte klar,
Und vor dem Anblick dieſer Leichenſchaar
Muß ſeinem Schmerz der Neides Bild entweichen.

Die bleichen, wildentſtellten Angeſichter
Ergrimmter Feinde liegen hier vereint,
Gleichmäßig auf die Todten alle ſcheint
Der Friedensgruß der ſanften Abendlichter.

O hätte so gestrahlt in die Gemüther,
Klar und versöhnend, ein Gedankenstrahl,
Ein himmlisch Licht in dunkler Seelenqual,
Sie lebten — froh der holden Erdengüter.

Was raschelt in des Eichwalds dürrem Laube?
Ihm naht ein Mönch und spricht: „Gott wüsse dich!“
Und blickt so frei und fest, als ob er sich
Im Schutze dieser Todten sicher glaube.

Ihm schmückt die Brust ein Kreuz von rother Seide,
Die Waffen warf er weg; daß er sie trug
An diesem Tag des Kampfs und Wunden schlug,
Zeigt manche Spur des Bluts an seinem Kleide.

Der Klosterbruder lagert sich zum Reiter,
Der einen Gruß dem Waffenlosen nickt,
Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
Sie starren Beide auf die todten Streiter.

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
Hin über's Feld, sie wirbeln und sie fliehn
Den Todten um die stillen Häupter hin,
Wie Schatten von verlornen Lebensträumen.

Das sieht sich traurig an; das Abendscheinen
Floh mit dem dürren Laub den bangen Ort,
Der Herbstwind führet allein das ernste Wort,
Die Beiden still — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, sich zu ermannen,
Das rothe Kreuz, der Kirche Angebind,
Er reißt es von der Brust und gibt's dem Wind,
Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet schaut der Ritter den Genossen
Und fragt: „Was willst? was soll dein seltsam Thun?"
Doch näher rückt der Mönch dem Ketzer nun,
Hat liebvoll in die Arme ihn geschlossen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen,
Im Hinblick auf das stumme Leichenfeld
Hat Friede wunderbar mein Herz erhellt,
Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmensch, Erlöser, Christus ist die Seele
Der Welt, der Menschheit innerstes Geschick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unserm Blick!
Kein Buch erklärt's; es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düstre Schranke:
Die heilige Geschichte ist geschehn,
Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlösung der Gedanke."

Der Ritter reicht zum Bund ihm seine Rechte
Und spricht: „O Mönch, geehret sey dein Mund!
Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
Die Nachwelt blüht, wir fallen im Gefechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
Erhebt der Kampf sich erst mit neuem Muth,
Wenn er auf unsern Gräbern ausgeruht,
Und still gesonnen eine trübe Weile.

Die Schaar der kühnen Streiter schwand zusammen,
Schon wird es still; der Geist, der sie gelenkt,
Er liebt, zu sinnen bald, in sich versenkt,
Und bald in Kämpfen herrlich aufzuflammen."

Es dämmert schon das Thal in Nebelschleiern,
Die beiden wandeln fort, der Ritter kehrt
Noch einmal scheidend sich nach seinem Pferd,
Und in den Lüften schallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
Daß du, ſchleudernd Felſenklöße,
Bauteſt die granitne Bank,
Drauf ich lagernd mich ergötze!

Unter mir in wilder Flucht
Brauſt der Strom und ſtürzt von hinnen;
Starrend in die rege Schlucht,
Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Raſch hinab und nie zurück!
Selbſt die Sehnſucht nach dem Alten:
Theure Leiden, ſchönes Glück,
Leicht zerſtiebende Geſtalten!

Käm' ein Gott und ſchöpfte mir
Einen Becher aus dem Quelle,
Spräche: „Trink! ich reiche dir
Noch einmal die beſte Welle!"

Spräch' ich: „Nein, ich trinke nicht:
Was vorüber, ſey verloren!
Was die Stunde bringt und bricht,
Werde nicht zurück beſchworen!"

Von dem Sturzbach, windverſtreut,
Tropfen mir in's Antlitz dringen:
Will mir die Vergangenheit
Meine Thränen wiederbringen?

Rauſche, Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer hab' ſie alle!
Auch dein eigner Sterbeſchrei
Tönt mir zu im Waſſerfalle.

Ewiger Geiſt! auf flücht'gen Tand
Schau' ich feſt vom Felſenblocke,
Den ich meiſtre im Beſtand,
Wie Granit die Aſchenflocke.

Trüben dort ein Geier ſtreicht,
Hoch und ſtill mit wildem Lauern:
O wie dieſem Vogel gleicht
Um der Menſchheit Loos mein Trauern!

Rauhe Krallen führt mein Schmerz,
Scharfe Augen, raſch Gefieder,
Heißes Blut wie Geiers Herz,
Plötzlich ſtoßt er auf mich nieder.

Ringsum iſt die Welt verheert,
Alles öd und ſtill geworden,
Düſter ſchweigt, in ſich gekehrt,
Wer entronnen dieſem Morden.

Hundert Burgen ſanken hin,
Ungezählter Leichen Grüfte,
Mit der Menſchenaſche ziehn
Ueber's wüſte Feld die Lüfte. — —

Noch die Freiheit war es nicht;
Dunklen Gruß, verworrne Kunde
Brachte nur vom ihrem Licht
Die verausgeeilte Stunde.

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpoſt zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt,
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ach! es war ein ſchöner Klang,
Dem die Welt ſo ſehnend lauſchte;
Wie ein himmliſcher Geſang,
Der im Schlachtgefild verrauſchte.

Manche, krank in's tiefſte Mark,
Selbſt am ewigen Geiſt verzagen,
Andre haben, ſtill und ſtark,
Ihren Gott hindurchgetragen.

Tiefer ſchmerzt, als das Gerell
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben ſoll,
Wie ſich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geiſt, der bald den Riß
Enden wird durch dieſe Hülle,
Lebt in Andern einſt gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle."

Das Gesicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
Bescheint sein sterbend Angesicht:
Durch's Fenster weht die Luft herein
Und stört die Ruh' dem Ampelschein,
Daß um die heilige Gestalt
Unsteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter sich bewegen,
Scheint leise sich das Bild zu regen:
Des Dulders letzte Miene bebt,
Mit einem Lächeln sich zu schließen,
Das Auge bricht, die Thräne schwebt,
Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
Noch einmal hebt wie Athemzug
Die Brust, die so viel Liebe trug.

Am Chriſtusbild in ſtiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut:
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt ſo ſtill gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn ſchreckt die Liebe und die Milde,
Indem er ſeiner That gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt ſo hoch und feſt am Tage,
Sein Wille ſtarrt, ein Wall von Erz;
Nun wecken Nacht und Bild ſein Herz,
Er ruft an ſeinen Gott die Frage:
„Herr! ſieh mich hold und gnädig an,
Laß meiner Bruſt den Muth nicht weichen,
Gib deines Beifalls mir ein Zeichen,
Daß ich der Welt ſo weh gethan!
O, nicke, daß du mir's geboten,
Daß dir willkommen meine Todten!

Im Thale von Gethſemane
Ergriff dein Herz ein banges Weh,

Hoch ſchlug es auf in Kampf und Qual,
Die Waſſer rauſchten durch das Thal:
Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
Die Todeswellen brauſend ſchießen
Durch jene unheilvollen Gründe,
Durch manche finſtre Schlucht der Sünde,
Wo du mit Feinden heiß gerungen;
Sie hätten ſonſt dein Reich bezwungen.
Mein Heiland! ſieh mich gnädig an!
Und winke: hab' ich recht gethan?"

Er ſtarrt dem Bild in's Angeſicht,
Da löſcht ein Falter ihm das Licht,
Und finſter iſt es um ihn her,
Und ſtill; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald ſieht er andre Lichter ſteigen,
Und andre Kreuze ſich nicht bergen,
Die Flammen der Provence zeigen
Die Kreuze auf der Bruſt der Schergen.
Die Trümmer ſtürzen; Waffen raſſeln,
Und aus dem wilden Feuerpraſſeln

Hört er verfluchen seinen Namen: —
Als ihn das Schreckgesicht umbraust,
Nimmt er 's Gewissen in die Faust
Und spricht gelassen: „Amen! Amen!"

Schlußgesang.

Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.
O ernste Lied' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und dringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,

Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geſchichte froh war zu beſtatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig ſingen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
Hat unſre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu ſchlagen?

Doch weile auf der Vorwelt unſer Blick,
Die Vorwelt ſoll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zuſammenfühlen
In ein Geſchlecht, ein Leben, ein Geſchick.

Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm ſchreitet,
Wo ſich der Scheideweg im Walde ſpreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Grund:
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.

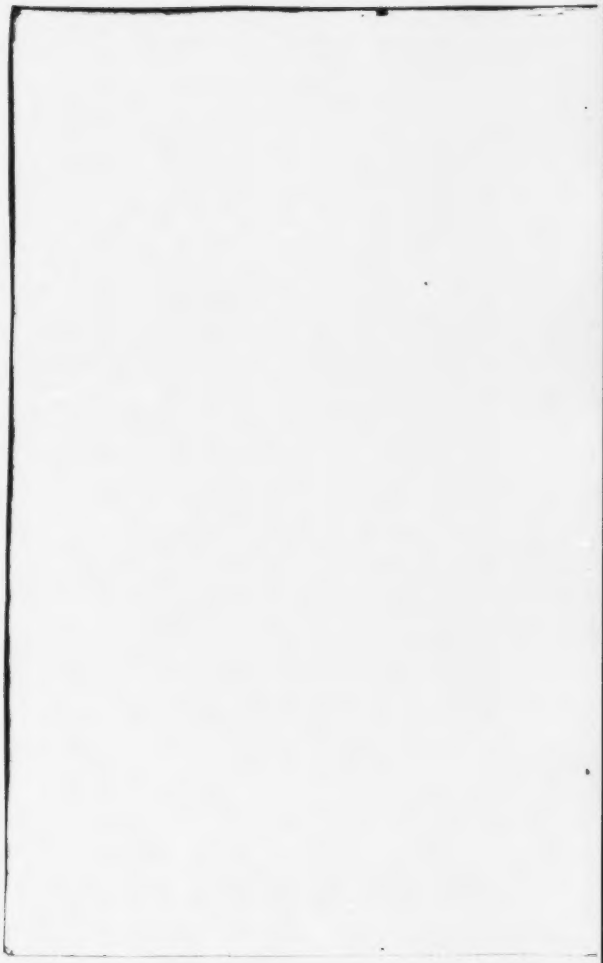
Getheiltes Loos mit längſtentſchwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unſre Bruſt erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetiſch freuen,
Und Kampf und Schmerz, ſiegloſen Tod nicht ſcheuen.

So wird vereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.



Dichterischer Nachlaß.

Don Juan.

Ein dramatiſches Gedicht.

Don Juan und Don Diego, seine Brüder.

Don Juan.

Willkommen, Bruder, in der Königsstadt!
So willst du auch, der Studien endlich satt,
Freilassend dein verhaltnes Jugendfeuer,
Hier suchen heitre Liebesabenteuer?

Diego.

Der Vater sandte mich, daß ich dich frage,
Wie du hier lebest deine Jugendtage,
Die flüchtigen, die nie zurück dir kehren,
Ob du sie nützest dir zu Ruhm und Ehren?

Don Juan

(lachend)

Spion und Prediger?! ich will mich fügen:
Daß du die Reise nicht umsonst gethan,

Magst du mir folgen als mein Feldkaplan
Auf meinen lustigen Eroberungszügen.

Diego.

Laß, Bruder, uns das erste Wiedersehen
In eitlen Possen nicht vorübergehen.
O Liebling meines Vaters, sey kein Thor!
Sprich ein ernstlich Wort, was hast du vor?

Don Juan.

Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten,
Den vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses,
Am Mund der Letzten sterben eines Kusses.
O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknie'n vor Jede,
Und wär's auch nur für Augenblicke, siegen.
Ja, mit den Zeiten selbst leb ich in Fehde.
Wenn ich ein schönes Mädchenkind erblicke,
Da muß ich grollen dem Geschicke,
Daß ich und sie nicht wurden Zeitgenossen;
Ich bin ein Greis, bis ihre Blüth' erschlossen.

Und schau' ich eine stattliche Matrone,
Von der noch jetzt entzückte Alte sagen:
„Einst war sie reizend, aller Schönheit Krone!“
So möcht' ich wandeln in vergangnen Tagen.
Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
Die Leidenschaft ist wild und überschwänglich;
Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich.
Zuweilen auch ist seltsam mir zu Muth,
Als wäre, was mir durch die Adern zieht,
Entfremdet einem höheren Gebiet,
Ein Geist, verirrt, verschlagen in mein Blut;
Ein Ferge, der im Strom des Blutes treibt,
Und nirgendwo an einer Stelle bleibt,
Der nie gewinnt den Frieden fester Landung,
Weil ihm entsank sein Ruder in die Brandung.
Hinwiederum verzaubert er mein Blut,
Daß jeder Tropfen pocht in trunkner Wuth;
Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
Im Einzlen sich verkerkert und verlassen; —
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt,
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer,
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen

Verweht ein Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Bleibt erzeugt mir Leere, die Trauer.

Virgo.

Wohin verirrt der Flug sich deiner Sünden!
Kannst du auch nur Ein edles Weib ergründen?
Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
Gebeut: willst du dein Erdenloos beschützen,
Mußt du geschlossnen Auges und verzichtend
An manchem Paradies vorübergehen.

Don Juan.

Ein anderes Gesetz mein' ich zu spüren,
Es heißt mich meiner Manneskraft vertrauen,
Und sprengen kühn des Eros feste Thüren,
Den Oberst an der Pforte niederhauen.

Virgo.

O Thor! dir droht die bitterste Verarmung;
Ein Bettler wirst du in den Abgrund schwanken;
Der Gott der Freuden ist ein Gott der Schranken,
Und lehrt dich ja die Fessel der Umarmung.

Don Juan

Das war zu bewundern, doch schief geboten:
Es trifft den Leib, die Seele trifft es nicht;
Auch Reinlichkeit ist eines Weisen Pflicht,
Du aber, Armut, philosophierst in Fetzen.

Diego

Das eben ist das Häßliche und das Schwere,
Daß sich in einer lüderlichen Seele
Ihr höchstes Gut entadelt und entweiht,
Denn all ihr Thun ist schnöder Widerstreit.

Don Juan

Schenk' ich ja dir den Bruder nicht, den braven,
Die beste Mutter sollte dich gereuen.

Diego

Wärst du vom Vater mir nicht aufgedrungen,
Spräch' ich vielleicht: mag ihn der Teufel holen!

Don Juan.

Du mußt an meine Weise Dich gewöhnen.
Ich fliehe Ueberdruß und Lustermattung,
Erhalte frisch im Dienste mich des Schönen,
Die Einzle kränkend, schwärm' ich für die Gattung.
Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
Wenn wechselnd ich mit meiner Liebe wandre
Im weiten Kreis der schönen Frauen,
Ist meine Lieb' an jeder eine andre;
Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
Ja, Leidenschaft ist immer nur die neue;
Sie läßt sich nicht von der zu jener bringen,
Sie kann nur sterben hier, dort neu entspringen,
Und kennt sie sich, so weiß sie nichts von Reue.
Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
So ist es auch die Lieb', der sie gefällt.
Hinaus und fort nach immer neuen Siegen,
So lang der Jugend Feuerpulse fliegen!

Diego.

So lang sie fliegen! — wenn sie schleichen werden?

Haſt du denn eine Jugend nur auf Erden?
Wenn du es noch ein Weilchen ſo getrieben,
Glaubſt du, die Zeche ward nicht aufgeſchrieben?
Wie wird am Zahlungstag zu Muth dir ſeyn?
Meinſt du, man zahlt nach luſtigen Gelagen
Die Gläſer nur, die man dem Wirth zerſchlagen,
Und die gebrochnen Herzen gehen drein?

Don Juan.

Die Gläſer und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch iſt Sühnung und Entgelt,
Denn er verwecht mich ſelbſt, und mir die Welt.

Don Juan und Marcello reiten durch einen Wald. Hinter ihnen zwei Mädchen als Pagen verkleidet.

Marcello.

Wie reitet ſich's durch einen Wald ſo traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wiſſen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungsvollen Finſterniſſen.
Das Auge kann kein Thier des Walds erkunden,
Ein Eichhorn nur erblickt' ich in den Zweigen,
Es kam behend und ſtill und iſt verſchwunden,
Die Einſamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch, hier lebt des Lebens weiche Fülle!
Ein ſtummes Räthſel, das ſich nie verrathen,
Die Pflanze iſt ſein Bild und ſeine Hülle,
Und aufwärts grünen ſeine ſtillen Thaten.

Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo ist das Herz?

Don Juan.

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.
Nie wird in langer Brautnacht: Weltgeschichte,
Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zu nichte;
Des Lebens Jubeln — ist sein Wonnestöhnen,
Wenn seine Küsse brennen auf der Schönen
Und ihre Blicke heiß die Nacht durchschimmern;
Des Todes Schmerz — der Braut jungfräulich Wimmern —
Wenn ich des Weibes Blume mir gebrochen,
War ich sein Hauch und seines Herzens Pochen. —
Sieh hier das Kloster, rings vom Wald umschlossen,
Dies Glöcklein ruft zur Hora die Genossen.
Schon ist der Psalmen düstrer Klang zu hören:
Horst du den wilden Hirsch im Walde röhren?
Wie mag den armen Mönchen sein zu Muth,

Wenn der Naturſchrei weckt verhaltne Glut?
O finſtrer Wahnſinn! blutendes Entſagen,
Wo rings des Gottes warme Pulſe ſchlagen!

(Zu den Mönchen.)

Ihr Dirnen, ſeyd des Schwankes nun gewärtig.
Ihr folgt in's Kloſter mir als mein Geleite,
In Pagenkleidern, knapp geſchnürt und bärtig,
Das Haar im Wulſt, den Degen an der Seite.
Laßt eurem Anzug gleichen Blick und Worte,
Und reitet männlich ſittig durch die Pforte.
Erſt wenn wir mit den Mönchen Tafel halten,
Und ich zum Zeichen in die Laute greife,
Dann hat der Schwank zum Ausbruch ſeine Reife,
Ihr mögt allmählig, was ihr ſeyd, entfalten.
Wie will ich mich gaudiren an den Pfaffen,
Wenn ſie erliegen euren ſüßen Waffen,
Wenn ſcherzend ihr Gelübde treibt zu paaren,
Daß helle Flammen aus den Kutten fahren,
Und in des Kloſters Traumein zum Ergetzen
Streng tobt des Abts ohnmächtiges Entſetzen.

Im Refectorium des Klosters sitzen an der Tafel **Don Juan**, **Marcello** und die **Mönche**, je neben einer Dirne; der **Prior** ist noch abwesend.

Ein Mönch.

Miserere Domine!
Mich verwirrt des Mägdleins Näh'.

Zweiter Mönch.

Satan in Gestalt des Weibes,
Apage! und heb von hinnen
Mir den Irrwisch deines Leibes!
Wehe, wehe, meinen Sinnen!

(Er betet.)

Don Juan.

Mönch, du betest, willst du scheinen,
Doch die Blicke, zuchtvergessen,

Irren seitwärts unterdessen
Nach dem Busen dieser Kleinen.

Dritter Mönch.

Ich entspringe dem Verliese,
Fahret wohl, ihr dürren Schemen,
Nebelhafte Paradiese!
Will das holde Weib mir nehmen.

(Er küßt sie.)

Eine Dirne.

Traun! mit nichten zu verachten
Dünkt mir so ein Klosterjunge!
Lustberedt ist seine Zunge,
Innig feurig ist sein Schmachten.

Don Juan.

Ja! gewiß sind diese Heiden
In Entzückung und Ekstasen,
Weil sie oft andächtig rasen
Vor den heiligen Gemälden.

Doppelt feurig brennt die Glut,
Wenn ſie wird in freyen Tagen
Auf ein Bildniß übertragen,
Das da lebt in Fleiſch und Blut.

Vierter Mönch.

O was war der Papſt Gregor
Für ein grauſamlicher Thor!

Fünfter Mönch.

O was war Gregor der ſiebte
Für ein Narr, daß er nicht liebte!

(Laut die Trine.)

Sechster Mönch.

Cälibat, das Ungeheuer,
Liegt bei uns in düſtrer Zelle;
Weib, ich freie dich zur Stelle,
Auf geht mein Gelübd' in Feuer.

(Laut ab.)

Der Prior

(in der Thüre stehend).

Sündenpest, Gestank der Hölle!
O daß Gottes Zorn in Wettern
Stromweis auf euch niederquölle,
Euch Verruchte zu zerschmettern!
Hündisch geile Sinnenknechte!
Gott, bewaffne meine Rechte!
Laß vom Baum mich deiner Ehren
Diese Brut herunterkehren,
Böse Würmer, ekle Raupen:
Gib mir deine Flammenstaupen!

Don Juan

(lachend).

Herr, dein Aufruf wird zu Schanden;
Dein Flagellum nimm zu Handen!
Sieh, schon leer ist manche Stelle,
Der und Jener ist entwichen,
Hat sich still davongeschlichen
Mit der Dirne in die Zelle.

Der Prior

(hinausstürzend)

Waffen hol' ich meinem Zorne;
Seliger Stier, mit deinem Horne!

Don Juan

(zu Marcelle).

Gerathen ist der Schwank, er möge reifen,
Die Nacht ist hell, komm, laß uns weiter streifen.

(Sie treten ab.)

Der Prior

(zurückkehrend).

Leer das Refectorium,
Alle Zellen fest verschlossen,
Ueber Gottes Heiligthum
Ist die Schande ausgegossen.
Weh! gebrandmarkt ewiglich
Ist mein Kloster, bin auch ich.
Während ich hier klagend steh',
Buhlt es rings in meiner Näh,

Greift der Gräuel immer weiter. —
Horch, die Angeln hör' ich krachen,
Durch die Pforte jagen Reiter, —
Hu! die Dirnen hör ich lachen!
Rüttle, Wuth, an meinen Sinnen,
Daß ich todt hinstürzen muß,
Oder gib mir den Entschluß,
Gleich mein Strafamt zu beginnen!
Nun wohlan! wohlan, Gesellen!
Habt verriegelt ihr die Zellen
Drinnen mir, will ich dafür
Draußen sperren euch die Thür.
Ha! verriegelt nur die Zelle!
Bald sollt ihr noch anders brennen!
Feuer leg ich in die Tennen
Und an jede Zunderstelle.
Fortgetilgt von Gottes Erden
Sollen seine Schänder werden.
Ich, zum Prior auserkoren,
Will mit Ihnen seyn verloren.
Ich vollbring's zu deiner Ehre,
Jesu Christe, miserere!

(Er zündet das Kloster an.)

Der Wald, wo das Kloster gestanden.

Don Juan

(zu Marcello)

Das Herzglöcklein hat nun ausgegreint —
Das Kloster liegt in Asche, Alles still;
Das ging zu weit, so hab' ichs nicht gemeint.
Wer Böses thut, thut mehr stets als er will,
Weil eine Schaar von boshaft dunkeln Mächten
Schon lauert, ihre Hände drein zu flechten.
Wie mag der Brand im Kloster seyn entstanden?
Ob rettungslos den Tod sie alle fanden?

Marcello.

Die Mönche mit den Dirnen sind entsprungen,
Den Abt zu finden ist noch nicht gelungen.

Don Juan.

Unheimlich ſchier iſt mir des Waldes Schweigen;
Sein Rauſchen auch, es ruft ſchier aus den Zweigen:
„Ein böſer Streich!“ Ich eilte gern von hinnen,
Doch feſſelt mich's, der Unthat nachzuſinnen.

Marcellus.

Wie traurig liegt der ſchwarze Trümmerhaufen!
Hier ſahn wir jüngſt ein muntres Bächlein laufen,
Nun aber ſchleicht das ſonſt ſo helle, raſche,
Sich trüb und traurig ſickernd durch die Aſche.

Don Juan.

Das Glöcklein ſchweigt; doch mächtig tönt das Röhren
Des Hirſches, nun faſt ſchauerlich zu hören.

(Sie reiten fort.)

Garten des Grafen Prospero.

Don Juan und Gräfin Maria.

Don Juan.

Mich wundert's, wunderschönste aller Frauen,
In einem schönen Garten Euch zu schauen.

Maria

(scherzend.)

Mich wundert's, Herr, kehrt Euch nicht meine Stelle,
Wie gerne Gleiches Gleichem sich geselle.

Don Juan.

Die Rosen müßten schaudern und erbleichen,
Und welk von jedem Strauch die Blätter weichen,

Sobald Ihr, schönste Dame, naht heran,
Verstünde die Natur, was sie gethan.
Nachdem ihr dieses Götterbild entstand,
Wie mag sie noch mit Niedrem sich befassen,
Wie mag sie nicht die schöpferische Hand
Von Blum und Blatt verdrossen sinken lassen?

Maria

(ungläubig lächelnd)

Bin ich die schönste wirklich aller Damen,
Sey der Natur gedankt für schönen Rahmen.
Mich freut es, wenn inmitten all des Schönen
Der hohe Preis der Schönheit mich soll krönen.

Don Juan.

Natur ist blöd und stumpf, sonst könnte nicht
Der Abendwind an Eurem Angesicht
So unbezaubert schnell vorüberstreifen;
Euch würden diese Zweige sonst ergreifen,
Wie mich hinzieht ein namenlos Entzücken,
Euch Kuß und Seele auf die Hand zu drücken.

Maria

(zurücktretend.)

Ihr fandet mich in dieſer Blumen Mitte
Einſam; ſo mögen Euch die Blumen lehren
Und mahnen Euch der ritterlichen Sitte,
Mit mir nur wie mit Blumen zu verkehren.

Don Juan.

Ihr habt an dieſe Blumen mich verwieſen,
So wähl' ich meinen Anwalt unter dieſen:
Ei! Roſe, ſprich: beherrſcheſt du dein Drängen,
Den Duft des Herzens in die Luft zu ſprengen? —
O Dame, neigt zur Roſ' Euch, athmet ein
In Eure Bruſt der Blume ſüßes „Nein"!
Wie wär' es wohl, wenn dort die Frühlingsſonne,
Die jedes Leben zwingt zu Luſt und Wonne,
Wenn ſie zugleich dem trunknen Frühlingsreigen
Geböte ſtreng, zu ſtarren und zu ſchweigen?

Maria.

Den Juan, mein Vater naht mit ſchnellem Schritt

Vom Schloſſe her; nehmt dies zur Antwort mit:
In Eurer Rede, die ſo ſchmeichelnd flutet,
Hat mich's wie Frühlingsfächeln angemuthet.

(Don Juan entfernt ſich.)

Prospero und Maria.

Prospero

Die anberaumten Tage sind verflossen,
Du hattest Zeit, das Glück zu überlegen,
Und Muße, zu beherzigen den Segen,
Den dir der Himmel beut; bist du entschlossen?

Maria.

Ach, Vater, Alles hab' ich ernst bedacht
Zu jeder Stund' des Tages und der Nacht,
Doch unbesiegbar ist des Herzens Bangen
Vor diesem Bündniß, reich an Glanz und Ehren;
Was frommt es, wenn die ungestillten Zähren
In goldnen Schalen werden aufgefangen?

Prospero.

Es iſt der Mann, für den ich dich beſtimmt,
Zu gut, als daß er Thränen dir entpreſſe;
Und trocknen wird die Zeit die eitle Näſſe
Des Auges, das in Schwärmereien ſchwimmt.

Maria.

Er wandelt ſchon im Niedergang des Lebens
Und ſchaut der Abendſonne kühle Neige,
Ich wandle noch die hellen Morgenſteige,
Den gleichen Schritt verſuchten wir vergebens.
Wie Morgenröthe mit dem Abendrothe
Am Himmel nicht zuſammen will erſcheinen,
So ſoll auf Erden nach Naturgebote
Die Jugend nicht dem Alter ſich vereinen.
So ſprach die Ada mir, ſie ruh' in Frieden,
Die Freundin, die zu früh von mir geſchieden.
Der Herzog ſtrahlt im Ruhme großer Thaten,
Die auf dem Weg ihm Luſt und Lieb' zertraten:
Er hat ein reiches Leben durchgerungen,
Und iſt verdüſtert von Erinnerungen.
Worauf ich ſehnend hoff', er kann es miſſen,

Er hat es längſt von ſeiner Bruſt geriſſen.
Noch klingt ein Sprüchlein mahnend mir in's Ohr,
Das mir die Ada gerne ſagte vor:
„Wenn Hoffnung und Gedächtniß ſich umfangen,
So welken bald der Hoffnung rothe Wangen.“
Zu wenig iſt für meinen Jugendtraum,
Zu wenig iſt für meiner Seele Gut,
Was er vertrauen will in meine Hut,
Es iſt nur ſeines Lebens goldner Saum.

Prospero.

O thörcht Kind! dein Irrſinn muß ſich wenden;
Ja, Träume ſind's, — du haſt es ſelbſt geſprochen, —
Wie Schaumesperlen leicht und bald zerbrochen,
An welche du die Zukunft willſt verpfänden.
Der Herzog iſt wohl ernſt, doch milder Sitten,
Hat Ruhm und Glanz im Leben ſich erſtritten,
Für reiche Habe ſorgten ſeine Ahnen,
Denn Sieg und Segen ſtand zu ihren Fahnen.
Mein Kind! die Erdengüter achten lerne,
Nicht glaube, daß dem Geiſt ſie fremd und ferne;
Die höchſte Sehnſucht ſollen ſie nicht ſtillen,
Doch dienen unſrer Seele als Organ.

Ein andrer Leid, womit ſie angethan,
Beleidt, beſeelt, beherrſcht von ihrem Willen.
Wie Göttliches dem Menſchen ſich geſellt,
So ſoll durch uns Menſch werden dieſe Welt.
Die edelſte, die reinſte auch der Seelen
Wird freudiger und freier ſich entfalten,
Wenn Raum ihr ward, zu wirken und zu walten:
Mein Kind, du wirſt dem Herzog dich vermählen!

Maskenball

Don Juan

Komm, theure Maske, niemand hört uns hier,
Enthülle deinen Antlitz mir;
Die Larve fort! sie hat genug gesündigt,
Verhüllend mir dein schönes Angesicht,
Das jedes deiner Glieder sich verspricht,
Und jegliche Bewegung holde verkündigt.
Ich sah entzückt hingleiten deinen Gang,
Der Arme Spiel, ich sah dein leichtes Nicken,
Geberden, sich zu allen Augenblicken
Umschmeichelnd, wie ein süßer Liedgesang
So kann nur volle Schönheit sich bewegen,
Enthüll' dem Aug' seinen ganzen Segen.

Die Dame

(ist enthüllt.)

Und kann mein Antlitz nicht dein Auge segnen,
Dann sah ich dein's zum Unheil mir begegnen.

Don Juan.

O himmlische Gestalt! dich muß ich lieben.

Dame.

Du bist Don Juan, der Zauber wird zerstieben.

Don Juan.

Du kennst mich? nun, bist du so groß wie schön,
So folg' mir auf des Glückes Gipfelhöh'n.

Dame.

Die Kunde nennt so manche schöne Dame,
Von dir geliebt, und daß sie starb vor Grame.
Daß um dich Schönen weht ein Todesgrauen,
Macht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Don Juan.

O nenne deinen Namen mir geschwind,
So lang wir noch hier ohne Zeugen sind.

Dame.

Des Grafen — — Wittwe, eine Villa
Bewohn' ich eine Stunde von Sevilla.

Don Juan.

Dem Meer der Liebe ohne Schranken und Ziel
Vertrau' dich kühn, frag' nicht, wie groß? wie tief?
Der Liebe frommt ein ahnendes Verzagen,
Ihr frommt ein heimliches Sichselbstverneinen,
Noch süßer werden Lippen sich vereinen,
Die noch beschäftigt sind: Leb' wohl! zu sagen.

Dame.

Von welchen Zaubermächten ausgerüstet,
Bist du, o wunderbar gewalt'ger Mann,
Daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann,
Den du mir zeigst, doch mich's hinab gelüstet?

(Fortsetzung folgt.)

Zweite Maske.

Ei, schöner Ritter, gut, daß ich dich fand;
Schon lange wollt' ich dir dies Röslein bringen,
Zu spät nun ist's, es welkt' in meiner Hand;
Du aber bist kein Freund von welken Dingen.

Don Juan.

O gib! sie welkte nicht, ihr frischer Duft
Erquickt die Brust in dieser schwülen Luft;
O sprich! und gib der stummen Blume auch
Den süßen Schall zu ihrem Frühlingshauch.

Maske.

Das Röslein wuchs an einem stillen Orte;
Dort ruht ein Herz, weil's glaubte deinem Worte.

Don Juan.

Du solltest Rosenduft in Worte bringen,
Und lässest scherzend mir die Dornen klingen.
Auf zarte Bitte kam ein rauher Stich;
Nun mach' es wieder gut, enthülle dich!

Du kannſt mit deinem Angeſicht, dem ſchönen,
Wohl größres Leid, als ſolchen Scherz verſöhnen.

Mode

Kein Scherz, dein Liebchen ſtarb vor wenig Tagen,
Sie bat mich, dir noch einen Gruß zu ſagen.
Vergeben hat ſie dir den Bruch der Treue,
Der ihr zugleich das weiche Herz gebrochen,
Ihr letztes Wort hat noch den Wunſch geſprochen,
Mit ihr begraben werde deine Reue.
Ich ſah ſie betend noch die Hände falten,
Vielleicht hat Kummer ihr das Herz erdrückt,
Daß ſie nicht war ſo ſchön und reich geſchmückt,
Um dich in ihren Armen feſtzuhalten.

Don Juan und Clara.

Don Juan.

So lieb' ich dich und deinen Zauberkuß,
Daß sich mein Herz nach Treue sehnen muß:
Es schrickt mein Herz zusammen und erzittert,
Wenn es von ferne seinen Treubruch wittert.
Wahnsinnig seyn und träumend immer meinen,
Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
Wie möcht' ich das! wie gerne möcht' ich seyn
Die Luft, die deine Brust still athmet ein!
Ach! gleichen meine Pulse doch den Wellen,
Die badend um den Götterleib dir quellen,
Die kosend um die schönen Glieder kreisen,
Und süßberäubt durch sie hinunterreisen!
Wär' ich der Lichtstrahl, der aus Abendglut,
Bis er hinstirbt, auf deinem Antlitz ruht.

Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belebet,
Wie ſchön du biſt, und ſich an dir verklärt!
Wie Abendglut und Mondeshuldigungen
Hielt ich dich gern bis in den Tod umſchlungen;
Doch ſtirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
Nach Andern werden meine Pulſe wallen,
Die Lichter werden nicht mehr um dich ſcheinen,
Du wirſt im Dunkeln einſam ſtehn und weinen.

Clara.

Don Juan, fahr' wohl! dieß war mein letzter Kuß,
Ich warte nicht auf deinen Ueberdruß.
Ich will nicht ſchaudernd dein Erkalten ſpüren
Und bettelnd aus der Aſche Funken ſchüren.
Don Juan, fahr' wohl! doch werd' ich nimmer weinen,
Wenn du dahin, den ich geliebt wie Keinen.
Ich kannte dich, als mir zum erſtenmal
In's Herz gedrungen deiner Augen Strahl;
Nicht in der Liebe höchſten Augenblicken
Gab ich dem ſüßen Wahne mich gefangen,
Daß meine Arme dauernd dich umſtricken,
Durch jede Wonne ſchlich ein leiſes Bangen.
Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuſchließen,

Und in den schalen, herben Erdentagen
Nach eine Stunde Himmel zu genießen;
Die Stunde fleh und still will ich's ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig schwebte,
Wenn auch durch meine höchsten Wonnen immer
Die bange Ahnung des Verlustes bebte;
Doch, Juan, sahe' wohl! doch weinen wert' ich nimmer.
Mein Herz wird die Erinnerung behalten,
Bis über ihm sich starr die Hände falten.
O! keinen frohern Himmel kann es geben,
Als dessen ich genoß im Erdenleben,
Denn jeder Himmel weiß, nicht blos berückt,
Daß unter ihm in Leid die Hölle zückt.

Don Juan.

So lebe wohl! es sey auch dieß empfunden,
Zu scheiden, eh die Reize noch geschwunden;
Unaufgesüchtert soll mein Herz noch rauchen,
Um in den neuen tiefern Rausch zu tauchen.

Don Juan und Gracioso.

Don Juan.

Ich habe manches Weib mit starken Krallen
Auf's Lager des Verlangens hingerissen,
Und fühlte nie was von Gewissensbissen,
Wenn sie aus meinem Bett in's Grab gefallen:
Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
Was ich zerschlug, wie Hagel das Getreide,
An blödem Glück, an matter Herzensfreude;
Sie ging nicht stumpf und unerquickt zu Grunde.
Ich hatte sie entrückt dem schnöden Gleise,
Worin sonst Frau'n verkommen sacht und leise:
Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten,
Und haben, welkend mit den Werkeljahren,

Die hohe See der Wonne nie befahren,
Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten.
O Tropenland der heißen Liebeskraft!
O Zauberwildniß tiefer Leidenschaft!
Wo vollen Schlags die trunknen Herzen wallen,
Wo, wie der Leu sich auf die Beute schwingt,
Der Liebestrieb hervor urplötzlich springt,
Um das entzückte Opfer anzufallen! —
Nie fühlt' ich Reue, wenn ich die verlassen,
Die mich auf ewig meinte zu umfassen:
Sie träumte süß, ich ließ es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach von Jenseitswiedersehen,
Denn was den Reiz der Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,
Ist solcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt.

Gracioso.

Nun gut! was aber sprecht Ihr da von Reue?
Ich kenn' Euch wohl: Ihr sündigt stets auf's neue.

Don Juan.

Und doch, seit ich geschaut die fremde Dame,

Vermiſcht ſich meine Luſt mit dunklem Grame,
Ein nie gekanntes Sinnen, Selbſtverklagen
Beginnt an meinem frohen Muth zu nagen.
Schön iſt ſie, ſchön! ihr Reiz ſo unermeſſen,
Daß auch die Schönſten, die ich je beſeſſen,
Erinnerungen ſonſt beglückter Zeiten
Beſchämte Schatten mir vorübergleiten.
Doch iſt ſie auch ſo hoch und himmliſch rein,
Daß ich — lach' nicht! — unſchuldig möchte ſeyn.

Graciosa.

Sie wird an Eurem Rufe ſich entſetzen.

Don Juan.

O könnt' ich doch mit ungetrübten Sinnen
Die Gunſt der wunderbaren Frau gewinnen,
Mit meines Herzens unberührten Schätzen!
Ich möchte, waſchend mich von alten Tagen,
Den Ocean durch meine Seele jagen,
Ich würfe gern die Seele in den Schlund
Veſuvs, zu läutern ſie im Feuergrund.

Graciosa.

Der Sünde süße Wildfrucht ward verzehrt,
Sie schmeckt' an manchem Strauche zum Entzücken,
Nun plötzlich wird nach andrer Frucht begehrt,
Ihr möchtet vom Spalier der Tugend pflücken.

Monolog.

Don Juan.

Zum erstenmal bei diesem Weibe
Ist in der Liebe mir zu Muth,
Als sollte meine heiße Glut
Auslöschen nie in ihrem Götterleibe.
Wie sonst an jeder schönen Brust
Der wilde Brand so bald verraucht',
Und schnell verlosch, wenn ich getaucht
Hinunter in das Meer der Lust!
Wenn Anna sinnend mich betrachtet,
Daß rings um sie die Welt mir nachtet,
Wird mir in ihres Auges Grund
Noch eine tiefre Wonne kund,

Als ſie erreichen kann ein Kuß,
Und innigſter Zuſammenſchluß,
Geahnte Luſt, doch nie umfangen,
Ein ewig Jenſeits dem Verlangen.
Und ſelig ſcheiternd hängt an Klippen
Der letzte Wunſch an ihren Lippen.
Wenn ich den holden Leib umranke,
Des Himmels Inbegriff und Schranke,
Möcht' ich vergötternd ihn verderben,
Mit ihr in Eins zuſammenſterben.

Maria und Don Juan.

Maria.

Erkaltet iſt dein wandelbar Gemüth,
Wo iſt das Herz, das einſt für mich geglüht?
Bin ich dieſelbe nicht wie vor dem Jahr,
Und dein noch inniger als ich es war?

Don Juan.

Du biſt ſo ſchön und ſchöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den erſten Kuß,
Du warſt mir immer hold, darum beſchleicht
Mich Wehmuth, daß ich dich verlaſſen muß.
Doch hin iſt hin, der Zauber iſt verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer ſie mir hat genommen,

Sie war ein neues, ſchönes, kurzes Leben!
Drum beſſer fort, als hier den Schmerz verſchleiern,
Und täglich lächelnd Todtenfeſte feiern.
So ſchön und reich, ſo herrlich war dieß Lieben,
Daß ich entſchwundnes Glück verrieth' und kränkte,
Wenn ſeinen Namen ich der Neigung ſchenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.

Maria.

Das kannſt du mir ſo kalt in's Antlitz ſprechen,
Und ohne Scheu, die Seele mir zu brechen?
Maßlos wie einſt das Glück an deinem Herzen,
Doch dauernder, vergiftſt du mir's mit Schmerzen.
So ſterblich alſo waren deine Wonnen?
Du haſt vergiftet mir das Sonnenlicht,
Die dunkle Nacht, das Menſchenangeſicht,
Die Luft und jeden Tropfen in den Bronnen,
Den Raum, dem noch die Glieder angehören,
Die Zeit, die doch zu ſpät mich wird zerſtören.

Don Juan

Man mißt die Liebe nicht nach Tagen, Jahren,
Ein Augenblick hat ewigen Gehalt,

Und ſein Gedächtniß mögen wir bewahren,
Doch wechſeln muß im Leben die Geſtalt.
Leb' wohl und denke meiner ohne Groll,
Weil doch auf Erden nichts beſtehen ſoll.

Maria.

Du armer Mann, trag' deine Blöße fort!
Als einen Bettler ſieht mein Herz dich ſcheiden,
Das reicher iſt in allen ſeinen Leiden,
Als du mit deinem ſchlechten, falſchen Wort.
Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
Und kann verkümmern doch ſo ſchnöd, ſo bald?
O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menſchliches ſogar!
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Daß ich dich Thieriſchen einſt konnt' umfangen!

Don Juan.

Seh' ich, daß du beginnſt mich herb zu haſſen,
So kann ich ohne Bangen dich verlaſſen.
Den Haß des Weibes trag' ich ohne Noth,
Den ſchlimmſten auch, wenn er auf Rache lauert,
Schon übler iſt's, wenn die Verlaſſne trauert:

Man grämt vielleicht, man haßt ſich nicht zu Tod.
Leb' wohl, du wirſt von mir noch milder denken,
Wenn ſich in deiner Bruſt die Wünſche ſenken.

Maria.

Fahr' hin! und ein zerriſſnes Menſchenleben
Soll dich mit Vorwurf quälend ſtets umſchweben,
Und ſoll dir um die Seel' im Todeszagen
Noch weinend ſeine blut'gen Fetzen ſchlagen.

N a c h t.

Herzogin Iſabella ſitzt leſend bei einer Lampe; Don Juan tritt leiſe ein und wirft ſein Barett in die Lampe, daß ſie erliſcht

Iſabella.

Ich habe lang Euch nicht geſehen,
Es konnt' in vielen trüben Tagen
Mein leidend Herz ſich ſelbſt nur klagen,
Wie Lieb' und Sehnſucht Euch vergehen.
Und nun Ihr endlich ſeyd gekommen,
Habt Ihr den Anblick mir genommen,
Den lang erſehnten, all mein Glück;
Antonio, tretet Ihr zurück?

Don Juan (küſſernd).

Wenn brauſend ſtürzt in's Meer der Fluß,

Und wenn der heiße Flammenguß
Dem Herzen des Vulkans entquollen,
Frag' sie, ob sie zurücke wollen,
Nicht mich, der ich von dir nur weiche,
Hinweggetragen eine Leiche.

Isabella.

Was flüsterst du? o sprich doch laut
Zu deiner angelobten Braut;
Erst löschtest du der Lampe Licht
Und raubtest mir dein Angesicht,
Und nun auch deiner Stimme Klang,
Was beides ich entbehrt so lang.

Don Juan.

O laß, da sie so nah dem Ziel,
Der Lieb' ihr süßes Launenspiel;
Ich will in dieser Nacht einmal
Mit dir mich freuen ganz allein,
Kein Drittes dränge sich herein,
Und wär's auch nur des Lichts ein Strahl.
Nur flüsternd soll das Wort begleiten
Der Liebe süße Heimlichkeiten,

Dieß scheue Wild aus Evens Wald,
Sonst schrickt es auf und flieht es bald.

Isabella.

Ich will die Lampe wieder zünden,
Dein Antlitz soll die Schrecken bannen,
Die heimlich mir das Herz umspannen,
Als wollten sie mir Unheil künden.

Don Juan.

O nein! es bleibe Nacht umher;
Laß deinen Hauch und Kuß mich trinken,
Nur fühlend will ich ganz versinken
Im stillen dunkeln Wonnemeer.

(Sie fällt in seine Arme.)

(Sydney)

Isabella

Antonio, morgen schlägt die theure Stunde,
Die uns vereinen soll zum ew'gen Bunde;
Und wenn die Kirche unsre Zukunft weiht,
So heiligt sie wohl auch Vergangenheit.

Don Juan

(Lauer)

Sie heilige was dir noch begegnet,
Doch wendet ihres Segens Macht
Sich kaum zurück nach dieser Nacht;
Die wonnereiche hat sich selbst gesegnet.

Isabella.

Ha! welche Stimme! Gott, erbarme
Dich meiner! hilf und wirf mich Arme
Mit meiner Schmach in's tiefste Grab,
Daß ich dem Fremden hin mich gab!

Don Juan.

Ich bin Don Juan, der lang geschmachtet
Nach deiner Gunst, verschmäht, verachtet.
Sey ruhig, Weib, und ohne Reue,
Auf Erden gibt es keine Treue.
Was dir geschah, was dich betrübt,
Das wird an jedem Weib verübt,
Die einem Manne sich ganz vereint:
Sie liebt ein Bild der Traumeswelt,
Und wen sie auch im Arme hält,
Ein andrer ist's als den sie meint.
Dieß ist der Sinnenlüge Fluch:
Verwechseln, täuschen und berücken,
Und selbst gesetzliches Entzücken
Der Ehe ist doch ein Ehebruch.

Die Salze.

Wald.

Don Juan und Marcello reitend.

Don Juan.

Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefacht.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte junge Laub im Windesbeben,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,

Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt;
Vertausendfachen möcht' ich meine Brust
Für all' die Fülle dieser Frühlingslüfte.

Graciosa.

Ein solch Begehren find' ich überladen;
Verdopplung aber könnte doch nicht schaden,
Durchbohrt man Euch die eine Brust im Streite,
So hättet Ihr zum Athmen doch die zweite.
Ihr wißt es, Herr, daß nah vorbei wir reisen
Dem Schloß Antonio's und seinem Eisen!

Don Juan.

Ich wußt' es wohl, drum reiten wir bei Nacht,
Fern sind wir, bis Antonio erwacht.

Graciosa.

Er wohnt mit Isabella, dem Gemahl,
In diesem unliebsamen, wilden Thal.

Don Juan.

Geloben mußt' er seiner Frau mit Schwüren,
Nicht weiter durch die Welt mir nachzuspüren.

Graciosa

Doch will ein Zufall Euch zusammentragen,
So müßt Ihr sterben oder ihn erschlagen.
Ich weiß nicht, ob es allzuviel Verstand,
Daß Ihr Euch legt dem Zufall auf die Hand.

Don Juan

Wenn du dich fürchtest, gib dem Roß die Sporen,
Den Zaum der Zunge, frigster aller Thoren!

Graciosa

Es dämmert schon der Morgen und wir haben
Ein gutes Stück des Waldes noch zu traben;
Daß er so viele Bäume haben muß!
Herr Jesu Christ! habt Ihr gehört den Schuß?

Don Juan

Noch nicht; dort schleicht ein Jäger durch die Föhren,
Wirst bald, doch nicht auf dich, ihn schießen hören.
Ein Jäger — es ist März — wohl Hahnenbalzen;
Ich möchte gern dem Wicht die Jagd verfalzen.

Graciosa

Hat nicht Antonia ein kurz Gesicht?

Don Juan

Mein tapfrer Mann, das eben weiß ich nicht.

Graciosa

Mich täuschte, ein Vorwand; sucht er bloß die Jagd?

Don Juan

Mein Held, darum hab' ich noch nie gefragt.

Graciosa

Warum, o Herr, wollt Ihr die Jagd verfolgen?
Auch weiß ich nicht: was ist das für ein Wolken?

Don Juan

Um dir die Angst, mein Junge, zu zerstreuen,
Soll' ich die kleine Müh' mich nicht gereuen.
Auf einer Eiche sitzt der Auerhahn
Und balzt, und balzt, er hört kein Wort daran.

Er lauſcht, ob ſie noch nicht erſcheinen will,
Da ſteht der ſchlau geduckte Jäger ſtill.
Er lockt und iſt geblendet und betäubt
Vom Sturm der Luft, der ſein Gefieder ſträubt.
So lang der wilde Vogel ſcharf und dringend
Sein Lieb beſchwört, ſo ſieht und hört er nichts
Vom Feind, geſpannten Rohres und Geſichts
In Sätzen hurtig an die Eiche ſpringend.
Ein Schuß, da ſtürzt und rauſcht entſeelt vom Aſt
Des Waldes lenz- und liebestrunkner Gaſt.
Ein ſolcher Schuß dünkt Frevel mir, verübt
Am holden Lenz; mich däucht, es muß ihn ſchmerzen,
Wenn ihm auch nur in eines Vogels Herzen
Sein flüchtiges Beglücken wird getrübt.
Ich will dem Jäger ſeine Jagd verderben,
Der Auerhahn ſoll heute noch nicht ſterben.

Graciosa.

Wie Euch ſo eines Vogels Sterbetag
Weit mehr als Euer eigner kümmern mag!

Don Juan.

Du hältſt mein Roß, ich ſpringe an den Ort,
Und ſcheuche rettend den Verliebten fort.

Anderer Grund des Waldes.

Antonio. Don Juan.

(Antonio winkt dem Herannahenden vergnügt: Halten zu bleiben.)

Don Juan

(Laut lachend.)

Es lebe die Wollust! laß den Hahn am Leben!

Antonio

Er lebe! lebe hoch! dem ich's verdanke,
Daß ich den Tod nun dir, Don Juan, kann geben!

(Er schießt auf Don Juan und fehlt.)

Don Juan.

Wer treffen will, sieh' zu, daß er nicht schwanke.

Der Tod hat dießmal wenig angegriffen.
Als er an meinem Ohr vorüberstrich,
So nah und hörbar sausend, hat er dich,
Dich schlechten Schützen vor mir ausgepfiffen.

Antonio

Wohlan, verruchter Sünder, zieh' die Waffe,
Daß ich nicht wehrlos dich hinunter schaffe:
Den Juan, ich lasse dich zur Hölle wandern,
Wo du nicht gelten kannst für einen Andern,
Wie dieß in meinem Himmel dir gelungen,
In den du frech und frevelnd eingedrungen.

Don Juan

Weil einer, scheint es, sterben muß von beiden,
So mag es denn, du Narr, das Schwert entscheiden.

Antonio

(ab)

Ich sterbe gern — ich sucht' es zu vergessen,
Doch immer hat der Wurm genagt, gefressen,
Den du, mein Feind, mit unerhörter Tücke
In's Herz gelegt hast meinem Erdenglücke.

(Er sticht.)

Finsterer Mondnacht.

Don Juan und Catalinon treten zwischen den Gittern.

Catalinon.

Langweilig schauerlich ist dieser Ort;
Kommt heim!, dort ist es lust'ger auf mein Wort!
Dort duften Blumen auf gedecktem Tische,
Verheißungsvoll die Braten und die Fische.
An den verschlossenen Beuteln wohnen
Die muntern Genien aus fremden Zonen,
Die schöne Nymphen in krystallnen Zelten,
Voll Sehnsucht nach den durstigen Gesellen.
Der Spielmann stimmt bereits die helle Geige,
Und gehen Schmaus, Musik und Trunk zur Neige,
Dann winken Euch zur süßesten der Freuden
Mit rothgeglühten Reizen schöne Damen.

Kommt heim! laßt uns die Stunde nicht vergeuden;
Was habt Ihr mit den Todten hier zu kramen?

Don Juan.

Wenn ich an Luft mich heiß und müd genossen,
Und mich zu schwül das Leben hält umfangen,
Dann mach' ich gerne Kirchhofspromenade;
Das wirkt wie eine Seelenlimonade.
Ich lese kühle Mährchen auf den Steinen,
Vom Marmor rieseln noch die Thränenquellen
Melodisch in der Reime Wasserfällen,
Die längst vom trocknen Auge nicht mehr weinen.
Ich höre längst verhallte Seufzer wehen,
Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen,
Und mit den Rosen um die Urne winden
Die Träume sich von einem Wiederfinden.
So kühlen mit ironischem Geplauder
Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne;
Und daß zur Lust ich neue Lust gewinne,
Nehm' ich hier einen Trunk vom Todesschauder.
Doch will's auch damit nicht mehr recht gelingen,
Die Freude kann nicht mehr wie einst hinbrausen;
Sind lahm schon oder mausern ihre Schwingen?
Weiß nicht, doch fühl' ich oft ein stilles Grausen. —

Wie dieser Grabschrift geistne Zeilen sagen,
So liegt allhier ein Mann, den ich erschlagen.
Ei! wie geschwätzig ist das Epitaph!
Es wünscht dem Todten einen süßen Schlaf,
Bis auferstehe seine Erdenhülle,
Auch preist es seine seltne Tugendfülle;
Zum Schlusse prophezeiht die letzte Zeile,
Daß Gottes Zorn den Mörder noch ereile.
Nun, wenn die Strafe so gewiß mich trifft,
Als ihn die Auferstehung — lügt die Schrift.
Hier ist des Mannes Standbild auch zu schauen —
Bald hätt' ich's übersehn — in Stein gehauen.

(Die Statue betrachtend.)

Wie seltsam sieht das ernste Menschenlicht
Auf dieses Mannes altem Gesicht!
Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
Muß lang der Stein noch tragen, der geplagte.
Viel kummes Zeug, anstatt sich zu verstecken,
So bald's verlebt, auf ewig dem Beschauer,
Streckt noch vom Stein schmarotzend sich die Dauer,
Die Nase in die Nachwelt frech zu strecken.
Du Steingebild! mit imponierst du nicht!
Du Todter, warst einst Gouverneur und Wicht,

Jetzt bist du nichts, und bist was du gewesen.
Die Drohung deiner Grabschrift wird verlacht,
Kein Hahn kräht, daß ich sonder Federlesen
Dein lautes Nichts zum stillen Nichts gemacht.
Doch bist du was, so zeige mir's, erscheine
Heut' Mitternacht in meinem Haus und beize
Dein kaltes Herz an schöner Dirnen Reize,
Am Glas vom langentbehrten Erdenweine!
Nun, kommst du? — ha! mir war im Augenblicke,
Als ob die steinerne Gestalt mir nicke.
Sahst du's?

Catalinon.

Ich nicht; kommt, laßt von dem Getreibe,
Sonst macht noch Langweil', daß ich ganz hier bleibe.

Erleuchteter Saal im Hause Don Juans.

Don Juan, Marcello und mehrere gemischte **Frauenzimmer** sitzen um eine Tafel, auf welcher die Reste eines reichen Mahles sichtbar sind. **Musikanten** spielen.

Don Juan.

Laßt ab, ihr Geiger, mich verletzt das Lärmen.
Gut Nacht, ihr Mädchen! aus ists mit dem Schwärmen.

(Zu Marcello.)

Der Gast vom Kirchhof, scheint es, kennt Manieren;
Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe,
So ist er da, ich spüre seine Nähe
In einem tiefen wunderlichen Frieren.

Marcello.

Mein Freund, dich traf zu kühl die Abendluft,
Es weht ja nie gesund um eine Gruft.

Don Juan

(zu Catalinen.)

Gib Jeder zehn Dublonen zum Entgelt,
Daß heute mir die schönste nicht gefällt.
Geld ist noch da; ich hätte nicht gedacht,
Daß unerschöpflicher mein Reichthum wäre,
Als meine Lust, als meiner Sinne Macht,
Nun bin ich doch besiegt vom Weiberheere.
Ins Welke hat sich's Leben mir entfärbt,
Ja selbst sein Preis, das Gold scheint abgeblichen,
Der frohe Juan ist aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.
Verrücktres hat die Erde nie getreten,
Als Stoiker und darbende Asketen.
Das Beste wäre, kein Bedürfniß fühlen?
Das Beste ist, Verlangens Glut zu kühlen.
O dürsten wie das Windspiel, Meil' auf Meile
Das Wild verfolgend in erhitzter Eile,
O hungern möcht' ich wie der Wolf im Schnee,
Und dann den frischen Bach, das junge Reh!
Ha! wie der Hirsch, wenn Triebe ihn durchfeuern,
Des Schlafs vergißt, nicht hat der Weide Acht,

Nur umſchweift nach verliebten Abenteuern,
Des Walds glückſel'ger Lump bei Tag und Nacht!
Ich tauſchte lieber mit dem Hirſch die Stelle,
Als mit dem Kloſterbruder in der Zelle.
Was aber frommt die beſte Wiſſenſchaft?
Verrathen hat mich meine eigne Kraft,
Das Feuer meines Blutes iſt verlodert,
Ich fühle mich ſchon gleichſam angemodert.

Marcello.

Was liegt daran? ward eine Freude matt,
Blüht eine andre auf an ihrer ſtatt.

Don Juan.

Ja! andre Freuden gibt es, fahle, fahle,
Verkrochnes, neckend zwergiſches Gelichter,
Im Schacht der Bruſt beim Schein der Grubenlichter
Den Schatz aufbeutend ſtatt im Sonnenſtrahle.
Mir aber ſchien die Liebe nur kein Thor:
Die Selbſtvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich ſelbſt zu graben, zog ich vor
Keck in die Welt ein derbes Loch zu ſchlagen.
Ja! andre Götter ſind der Welt gewogen,

Als denen ich des heitern Cults gepflogen:
Sie wurden meiner Jugend auch gegeben,
Doch fanden ſie bei mir kein rechtes Leben!
Bald ſind die Kühlgeſinnten ſiech, bekommen,
In meinem Tropenwetter umgekommen.

Marcello.

Im Dienſt der Liebe bleibt nur ungeprellt,
Wer noch in ihrem Rauſch zur Grube fällt.

Don Juan.

Dies Wort haſt du aus meiner Bruſt geſprochen.
In einem raſch entſchiednen Zweigefecht
Zu fallen, wäre mir nun eben recht.
O käm' ein Todfeind jetzt hereingebrochen!

Marcello.

Wozu der Feind? was mir die Schulter drückt,
Das werf' ich ab und harre nicht des Zweiten,
Der mir die Bürde erſt vom Halſe rückt:
Wer ſterben will, was braucht der noch zu ſtreiten?

Don Juan.

Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
Krankheit, Gewalt — nur sey's ein Gegenüber;
Ich gebe selbst mir keinen Nasenstüber,
Geschweige daß ich wollt' mein Schicksal äffen.
Wie ächte Wollust nur selbander lodert,
So werden Zwei zum rechten Tod erfodert.
Die Lust war meine Gottheit und ich werde
An ihr nicht frevlen, scheidend von der Erde;
Nicht eigne Hand soll meine Tage kürzen,
Vom Schwerte meines Feindes möcht' ich stürzen.
Und jauchzt der Zorn ob seinem Todesstreiche,
Dann fällt der Lust zum Opfer meine Leiche.

Marcello.

Komm, Freund, laß trinken uns noch eine Flasche
Burgunderweins, daß er den Gräberstaub
Aus deiner Kehle dir hinunterwasche.
Trafst du im Frühling nie auf dürres Laub?
Und sahst du nicht frisch angeblüht die Aeste,
Indeß den Fuß umrauschten Winterreste?
Der Wald war müd geworden und entschlafen,

Bis weckend ihn des Frühlings Mächte trafen.
Auch du biſt müd, nur brauchſt du kürzre Nacht,
Und morgen ſchon biſt luſtig du erwacht.

Don Juan.

Schenk' ein; doch plag' dich nicht, in ſchlechten Bildern
Den Wandel meines Lebens abzuſchildern.
Stoß an! der wiedergrüne Wald ſoll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube ſchweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich ſinkt!
Sie ſollen leben, lieben und genießen!
Mir aber wird kein friſches Grün mehr ſprießen.

Marcello.

Schwermüth'ge Grillen ſind's; — in wenig Stunden,
Ich bin's gewiß, wird deine Kraft geſunden.

Don Juan.

Von Schwermuth weiß ich nichts, mein Freund, ich haſſe
Am Mann das klagendweiche, Thränennaſſe.
Es war ein ſchöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille iſt geblieben.

Scheintodt iſt alles Wünſchen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,
Hat tödtlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich ward die Welt mir wüſt, umnachtet:
Vielleicht auch nicht; — der Brennſtoff iſt verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.
Einſt über einer Heid' in dunkler Nacht
Sah ich den Himmel glühn in rother Pracht,
Als flammt' in Lüften hoch ein Meteor,
Und als ich näher kam, war's brennend Rohr:
Und als die Binſengluth in Aſche fiel,
War ſchwarz der Himmel, aus das Farbenſpiel.
So iſt vielleicht der Liebe Zauberei
Nur Himmelswiderſchein vom Erdenbrand,
Und wenn der Stoff verzehrt in Aſche ſchwand,
Iſt auch das Roſenſpiel der Nacht vorbei.

Marcello.

Einſt hört' ich anders dich die Liebe ſchildern;
Denkſt du des Rittes noch zur Abendſtunde,
Wo plötzlich im einſamen Waldesgrunde
Dein Herz ergriff ein ſeliges Verwildern?
Wie du in ſchöner Schwärmerei entbranntest,
Die Lieb' den Gluthauch eines Gottes nanntest?

Don Juan.

Auch das war nur Aufknistern heller Funken,
Ein hoher Schein des Brands, der nun verſunken.

(Es wird an das Thor des Hauſes gepocht; von außen Lärmen von Frauen und Kindern.)

Eine weibliche Stimme

(ruft)

Macht auf! um Einlaß pocht Gerechtigkeit!
Macht auf! geſchwind! verwaiſte Unſchuld ſchreit;
Verführte Weiber wollen ein zu Hauf!
Laßt ein! ſonſt brechen wir die Thüre auf!

Don Juan

(ruft durchs Fenſter hinaus).

Ha! welche ungeſchlachte Lumpenhorde!
Sucht ihr in meinem Hauſe Raub und Morde?
Herein! ich brauch' die Knechte nur zu wecken,
Daß ſie euch allesammt gleich todt hinſtrecken.

(Er winkt Catalinen zu öffnen.)

Don Pedro

(eintretend mit einer Schaar von Weibern und Kindern, ſpricht zu dieſen)

Nicht lärmet, ſonſt verlaß ich Eure Sache,
Und ſelbſt entbiet' ich gegen euch die Wache!

(Zu Don Juan.)

Don Juan, ich bin Don Pedro de Ulloa,
Der Sohn bin ich Gonzalo's de Ulloa,
Des Großcomthurs des Calatravaordens,
Und ſteh' vor Euch in Sachen Eures Mordens,
In Sachen des Verführens und Verlaſſens;
Ich ſühne, hilft mir Gott, in dieſer Stunde
Des Vaters Tod und manches Herzens Wunde;
Ihr ſeyd ein Mann des ewigen Erblaſſens.
Noch Kind, als Ihr den Vater mir erſchlagen,
Muſt' ich die Rache ſchmerzlich lang vertagen,
Doch macht' ich mir in ihrem Dienſt zu ſchaffen,
Bis meine Glieder wuchſen in die Waffen.
Ich ſäumte nicht, ſo weit Gerüchte führen,
Den Thaten Eurer Sünde nachzuſpüren,
Und manches arme Weib hab' ich gefunden,
Das Gram und Noth und Schmach durch Euch empfunden.

(Auf die Kinder weiſend.)

Die Kinder folgten mir aus fernen Gauen,
Um ihren Vater einmal doch zu ſchauen;
Sie tragen Eurer edlen Züge Spuren,
Nicht Eurer Liebe, die ſie nie erfuhren.

Die einen konnten mit der Mutter wandern,
Und zu den Müttern der verwaisten andern,
Don Juan, wird Euch hinsenden dieses Schwert,
Das lange schon nach Eurem Blut begehrt.
Erst mögen diese Frauen mit euch rechten,
Dann seyd gefordert Ihr, mit mir zu fechten.

Don Juan.

Catalinon, wir werden bald getrennt:
Verdiene dir nun meinen letzten Dank,
Nimm diesen Schlüssel, öffne meinen Schrank
Und hole mir daraus mein Testament.
Auch bringe mir die Liste der Verführten,
Die dich zu mitleidvoller Vorsicht rührten,
Daß du genau verzeichnet ihre Namen,
Auch wann und wo sie mir zu Falle kamen.

Constanze.

Don Juan, Ihr seyd noch jetzt der schönste Mann:
O daß ich Euch noch einmal schauen kann,
Und daß ich kann mein Kind mit Euch vergleichen!
Es trägt der schönsten Stunde schönstes Zeichen.

Blanka.

Ja! er iſt ſchön; wohl mir, daß ich ihn ſehe!
Es mildert mir der Reue bittres Wehe,
Es kleinert mir die Größe meiner Sünden,
Daß haſſend ich ihn noch ſo ſchön muß finden.

Theodore.

Wie ruhig blickt der Räuber meiner Tugend,
Wie heiter blickt der Mörder meiner Jugend!

Ines.

O eile, von Don Pedros Hand zu ſterben,
Wenn dich nicht ſoll dein eignes Kind verderben!
Der Bube da wächst auf und er gedeiht
Von meinen tauſend Flüchen über dich,
Womit ich ſäugend meine Bruſt beſtrich,
Womit ich jeden Biſſen ihm beſtreut.

Catalinon

(mit den Papieren kommend, zu Don Juan)

Hier, die Papiere, Herr, die Ihr geheiſcht!

(Zu Juan)

Hat diese Hexe immer so gekreischt?
Dämpfst du nicht deine Stimme zum Geflüster,
So streich' ich deinen Namen vom Register.

Don Juan

(die Kinder betrachtend)

Ei! tücht'ge Rangen sind es, wackre Sprossen,
Die hinter mir so zahlreich aufgeschossen!
Ihr seyd ein heitrer Scheideblick der Welt,
Der mir fast wärmend in die Seele fällt.
Seyd lustig, Kinder, wenn ich bin begraben,
Sollt ihr von mir nicht nur die Züge haben.

Marcello

Sie sind ein heller Ruf zurück in's Leben;
Laß dir das Himmelszeichen nicht entschweben!

Don Juan

(zu Don Pedro)

Ich leg' in Eure ritterlichen Hände
Mein Testament, vollzieht's nach meinem Ende.

So sehr ich auch das Sparen stets vergaß,
Blieb doch von Gütern mir ein Uebermaß.
Für jeden Namen, den die Liste nennt,
Steht ein Legat in diesem Testament,
Und jedes von so reichlichem Betrag,
Daß Weib und Kind vollauf es nähren mag.
Damit kein Zweifel dies Verzeichniß trifft,
Gab ich ihm auch Sigill und Unterschrift.
Catalinen versäumt' ich nicht, den Alten,
Er kann fortan sich selbst den Diener halten.

(Betrachtet das Verzeichniß.)

Catalinen

(mit unterdrücktem Weinen.)

Was treibt mein Herr nur wiederum für Possen!
Er thut, als sollt' er bleiben im Duelle,
Und doch erliegt sein Feind auf alle Fälle,
Seh' seine stolzen Aeuglein schon geschlossen.
Wer schlagen will Don Juan, den großen Fechter,
Das muß ein Andrer seyn als so ein schlechter
Und ungereimter Gegner de Ulloa,
Söhnlein des Don Gonzalo de Ulloa,
Als so ein Unbart mit weißsammtnem Kinne,

Mit Plattfüßen und Beinen einer Spinne,
Mit einer Stimme, als ob Cicaden sängen,
So stangendürr gestreckt und galgenschlank,
Daß jedermann, wär's eben lebenskrank
Und desperat, sich freut' an ihm erhängen.

Don Juan

(Ein Bruchstück [illegible])

Erinnerungen, einst geliebte Damen!
Bis auf die letzte Blüthe abgedorrt,
Einst Himmelsklang, was nun ein schales Wort;
Wie schnell die Dinge welken und die Namen!
Erinnerung läßt mich noch einmal wandern
Von einer dieser Holden bis zur andern. —
Sinnvoller Brauch, den Göttern alle Jahre
Die Erstlinge zu opfern am Altare;
Wie lieblich ist das erste Grün der Blätter,
Der erste Duft und Tanz im Frühlingswetter!
Wie wonnevoll zur See am fernen Rand
Der erste Blick auf das ersehnte Land!
Am heißesten blühn des Ruhmes erste Kränze,
Am süßesten berauscht der erste Kuß;
Wenn jedwede noch ein Himmel ist, so muß

Auch er am schönsten liegt an seiner Grenze.
Drum war der liebe Abschied zu nennen
Der erste Anhauch neuer Leidenschaft;
Die Wehmuth, daß sich alte Zauber trennen,
Erhöht des neuen Glückes Reiz und Kraft.
O daß versiegen muß der reichste Brunnen!
O könnten sterben wir in jeder Lust,
Und neu geboren, mit verjüngter Brust,
Entgegenstürzen immer neuen Wonnen!

(Zu Don Pedro:)

Wollt Ihr die Schrift vertreten und erfüllen?

Don Pedro

Auf Ritterwort! um des Verlassnen willen.

Don Juan

(Ihm die Schrift überreichend:)

Wohlan! nun zeigt, ob Euch die Fechtkunst eigen;
Daß Ihr ein Stümper seid, will ich Euch zeigen.

(Sie fechten.)

Don Juan

Fürwahr, Ihr seid, wofür ich Euch gehalten;

Schon dreimal konnt' ich leicht das Herz Euch spalten,
Das wollte ich, doch so schlecht gefochtigt,
Wenn ich den Degen ernstlicher benützte.
Hier habt Ihr eins — nun wieder eins — hier wieder!
Ihr blutet schon auf meiner Seite nieder;
Ich hab' Euch angezapft an manchen Stellen,
Doch hab' ich spielend Euch nur leichte Quellen.
Don Pedro, traun! nie fühlt' ich sicher mich,
Als gegenüber Eurem Degenstich;
Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Zeitvertreib,
Ja! ein Spiel ist Eure Fechtkunst!

Don Pedro.

Gib mir den Tod, nicht dieses Klingenspiel,
Nicht schmähe mich, du gottverfluchter Mann!
Im Kampf besiegen kann dich nur der Teufel,
Doch ja, daß ich dich nicht mehr schonen kann!

Don Juan.

Mein Zeitvertreib ist in meiner Macht gegeben;
Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben.

(Er wirft den Degen weg. Don Pedro ersticht ihn.)

Helena.

Dramatisches Gedicht.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ausgeräumter Platz vor einer fast vollendeten Burg, tiefst im Böhmerwalde; nebenan ein Blockhaus — Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, sein Greifknecht. Zuletzt Werkner.

Albrecht.

Laß uns verschwatzen diese lange Stunde;
Die Kerle schlafen alle noch wie Felsen;
Ein störrisch widerwärtig Volk! ich darf
Nicht stören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil sie mich sonst verlassen, wie sie drohten.
Noch ist nicht fertig meine feste Burg,
Darin ich all mein Glück verschanzen will;
Mit jedem Stein wächst meine Ungeduld.

Der Mond ſcheint hell — ein ärgerliches Licht
Für einen, der ſich nach dem Morgen ſehnt.
Gibt's auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt

Ich kenne keins; der König iſt zu ſchlecht,
Daß er ſie Tochter nennt, und Leidenſchaft
Ein ganzes Heldenherz voll iſt ſie werth.

Albrecht

O, mehr als Leidenſchaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt

Die Jungfrau iſt von wunderbarer Schönheit.

Albrecht

Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnſinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuſchaun.
O Helena! wann werd' ich dich umarmen?

Kurt

In wenig Tagen iſt die Burg vollendigt;
Die Zwingeln ſind gebaut, die innern Mauern,

Die Betten und die Thürme all gerüſtet,
Mit Binſen iſt die Tiefe ſchon beſtreut,
Und eingerichtet ſind die Kemenaten.
Mundvorrath iſt geſammelt auch für Jahre,
Und geſtern Abends fällten ſie die Eiche,
Ein tüchtig Brautbett Euch daraus zu zimmern.

Albrecht

Dann eil' ich, ihrem Vater ſie zu rauben,
Der ſtellt ſich unſerm Glücke widerſetzt.
Daß ich den Vater und den König kränke,
Das gilt mir nichts, der König fraß den Vater;
Sonſt würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen
Und mich verwerfen; ich gewann ihr Herz.
Haſt du gehört die ſchmachvoll bittern Worte,
Die er geſprochen mir zu Ofenburg,
Als ich die tapfern Ungarn hingeſtreckt,
Und durch die Wetterſchwärme der Kumanen
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen?
Ich trat vor ihn und bat um ſeine Tochter:
Er ſprach: ich lehne reich mit Land und Leuten,
Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vaſall!
Du haſt für mich dein treues Blut verſpritzet;
Doch ferne nicht dafür mein Kind, mein Blut;

Nicht Blut um Blut vermeidet man dem König,
Wenn man nicht ſelbſt von fürſtlichem Geſchlecht.

Kurt.

Ein ſtolzer König, doch ein guter Vater:
Er hielt ſie weich und gütig wie ſein Auge.

Albrecht.

Hat er ſein Auge je von ſich geſtoßen?
Mich dünkt, dich ſchläfert, dein Gedächtniß auch.
Das helle Mondlicht bleicht dir die Erinn'rung.
So haſt du denn vergeſſen, wie ſie weinend
Zu ſeinen Füßen ſank in jener Stunde?
Wie er ſie von ſich ſtieß und wüthend rief:
Kein Wort davon! pfui! pfui! du riechſt vom Knecht!
Mach deine Mutter nicht im Grab verdächtig.
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf geſpalten!
Doch weinend flehte Helena: verzeih!
Dein Zorn vernichtet unſer letztes Hoffen.
Und wenn er auch der beſte Vater wäre,
Ich raubte ſie, wenn er ſie mir nicht gäbe:
Die Liebe iſt das älteſte Recht auf Erden.

Kurt

Ich aber raubte sie auf alle Fälle.
Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Vettern
Die Brautnacht uns zuschanzen, hat es was
Vom eckelig Bequemen einer Treibjagd.
Die Brautnacht mögen Andre sich erbeuten
Im Parke als ein müdgehetzt Kaninchen,
Wir jagen sie als Gemse im Gebirg.

Albrecht

(An das Blockhaus der Werkleute beachtet)

Sie schlafen noch — ihr Klötze! schlafet schneller!

(An die Thür rückend.)

Holla! wacht auf! der Morgen dämmert schon!

(Stimme von innen.)

Gebt Ruh! noch ist es Nacht, es scheint der Mond;
Gebt Ruh! im Mondlicht strecken sich die Bäume,
Da strecke sich der Mensch auf seinem Lager.
Wir sind noch müd und schläfrig; gute Nacht!

Albrecht

Auf! Auf! zur Arbeit! jegliche Minute,

Die bis zur Dämmrung noch verſtreichen mag,
Bezahl' ich Jeglichem mit einem Goldſtück.

(Die Thür öffnet ſich, die Werkner treten heraus.)

Maurer.

Was drängt Ihr uns ſo haſtig ungeſtüm?
Baut ſich ein Schloß ſo ſchnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad wie jener Erbe jüngſt,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,
Und den verſoffnen Todtengräber ſchalt,
Daß er das Grab vergeſſen zu bereiten,
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,
Weil ſchon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach fort! ein Goldſtück haſt du ſchon verplaudert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Zimmermann.

Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf,
Ich denke das Verſäumte nachzuholen,
Wenn Euer Geld ich lege unter's Kiſſen.

(Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seyd rasch! auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan! ich folge; bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

Gedichte.

Proteſt.

Wenn ich verachte heimliches Verſchwören,
Und wenn ich haſſe Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih' ich das Königsthum den Himmelsgaben,
Verlaſſ'ner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum ſofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürſt ſein Volk im Uebermuth,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Ariſtokraten

Ich lobe den Ariſtokraten;
Hat er des Adels rechte Bölle,
Iſt er vorweg ſchon halb gerathen
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer beſſer ſchon ſich dünkt und ächter,
Bloß weil er lebt, als ganze Schaaren,
Der wird gewiß zur Grube ſchlechter
Als all die Tauſend niederfahren.

Was ſchützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger ſcharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeſchliffen.

Geſchieden von der ſchlechten Rotte
Des Volkes ſitzt der Edelreine
In ſeiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an ſeinem Saale
Das Volk mit Noth- und Dampfgewerben,
Sie ſchwingen ihm die Feſtpokale,
Man lebt, und eilt für ihn zu ſterben.

Doch Ruh' iſt in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht ſpüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verſchlucken ſtill vor ſeiner Thüre.

O köſtlich iſt die ſtille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn ſüß ertönt um ſeine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er ſetzt in Noten ſich mein Ständchen,
Bewundernd ſingen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Geſpenſt.

Dieß war einmal ein Edelhaus,
Nun iſt es trauriglich zerfallen,
Es ſchneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einſt mit dem Vater ſtritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erſchoſſen;
Da iſt des Alten Blut gefloſſen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat Keins das Blut nur aufgeſcheuert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten ſteuert
Des Alten Geiſt durch's Fenſter dort.

Der Hirte ſieht im Mondſchein hell
Von fern das Hemd des Geiſtes flattern,
Hört in der Luft die Enten ſchnattern,
Den Schuß — und kriecht in's Lämmerfell.

Er ſtaunte jüngſt in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Muſikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! luſtig klang's im alten Neſt
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält ſein Hochzeitfeſt.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubersmann und ſeinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze;
Die Luft vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber ſpukt im Haus umher,
Den todten alten Grafen ſpielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durch's Fenſter feuernd ſein Gewehr.

Den Hirten leckt es Schritt um Schritt,
Er ſpürt beherzt in dieſen Tönen
Das warme Blut von Erdenſöhnen;
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geiſt
Spielt nun der Hirte gern vor allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finſtrer Adelsbräuche;
Nun dient er als Panburenſcheuche
Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Zuruf.

Die Keuschen, Sittigstrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenn's gilt den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier in's Blutgedräng' genommen;
Doch Helden sind die sogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
Verwächst und seine Klinge mit der Scheide:
„Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
Er will es, daß sein Knecht hienieden leide."

„Laßt nur die Taumler in's Verderben rennen;
Ihr setzt sie heut' frohlocken, morgen motzen;
Wie Branntweintrunkne schmählich selbstverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlodern."

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solche:
O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Trübt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römer wirt am Sacrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Römer Weisheit, fromme Zager!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeschlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen;
Trat Mancher drauf mit unverlehrem Tritte,
Und schrie entsetzt, kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wühlt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Unthier mehr zur Atzung!
Messias' Zorn! o komm', erschlag' den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöthen,
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias, daß du dießmal kommst zu tödten.

Sie singen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum an's Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie 's Vogelnest im Lenz vom Baum zu pflücken,
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
Mit eisigen Verstandes Hagelwettern:
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß sie es schier umwerfen, schier zerschmettern.

Die Frivolen.

Die Zeit ist hin, wo vor den Bannungewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort über's Volk der Thoren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dieß Gesinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
In's Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
Daß sich der Blitz befleckt mit ihrer Schande.

Der Pöbel läßt aufgähren mit Geräusche
Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Es wirkt' in seinem Kübel als Ferment;

Wenn er die Gluth schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weissagung seinem Taumeltraume.

Die Kunst ist eine dicke Magd geworden,
Vergeudet in den Frohne schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß glühend sie bediene
Der Lüste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verfluchten Lumpen,
Mit [illegible] ihn voll zu pumpen.

Zur Straße wälzet sie, den Frauenwiesen
Der Taumelnden das Buch herumzuwälzen.

Die schreitet davon vor, auf ihren Wegen
Wie blinkend Sand die Stiefe herzuschlagen.

Ich las einmal in einem schwäb'schen Blatte,
Daß eine Wiege einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brotlos, Gottlos, es schuf's ihm bitter.

Denn, ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Gottesmantel, den die Schwaben tragen,

Das Rechtgewändlein, und im Neckarthal
Die Patrie, Religion, Moral,

Den alte Schneiderjungfern, jahrelang
Und dort den Gottlosen aus die Hülle bauten.

Schon war der Arme fast in Noth verkommen,
Da hat die Wiege bei sich angenommen.

So manchem Jüngling war die Dame schädlich,
Nur mit dem Einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde ſie gewann, der feilen,
Sie brachte es heim, es treu mit ihm zu theilen.

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie ſie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunſt und wie ſie geht zu Grunde.

Kein Bannesblitz kann ſolche Frevler ſchrecken,
Kein Geiſtesdonner ſie zum Geiſte wecken.

Für ſolcher Seelen ſchmähliche Umnachtung
Iſt nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha geſtanden
Zur Erlöſung aus den Banden,
Nun dem Cenſor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend ſteht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Böſen
Hoffen dürfen kein Erlöſen.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meiſter, ſo in Farben dichten,
Noch des Meiſters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Geſtalten
Weiß der Laie nicht zu ſchalten,
Und im Contrapunkt zu reden
Iſt nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts iſt, ſo und ſo,
Wer nicht ſtumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu ſchwatzen,
Launiſch greifen ihn, heut ſchmückend,

An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urtheil hinzufallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brod erkennt,
Ist's für ihn kein Sacrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist kein Gericht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Recenſent.

Ich las in ſeinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verſtändiges und witzig Hohles,
Ich ſah ihn ſeine Richtermiene ſchneiden,
Ich ſah ihn führen ſpitzige Lanzetten,
Mit eckler Luſt Skandale auszuweiden,
Heliogabaläiſch Formen kneten.
Ich ſah ihn Unrath ſammeln in Retorten,
Er ſublimirte ihn zu ſcharfen Witzen,
Am Boden blieb nach ſchnellverdampften Worten
Als caput mortuum die Ehre ſitzen.

Einem Dichter.

In dieſen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte ſie doch Alle
In Wallung; gut, wenn es ſo bliebe!
Doch gehſt entgegen du dem Leide,
Wo Alles ſtill wird um dich ſeyn,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufſpielen wirſt auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterſchlage
Hinausblickſt von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
Schiller.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen,
In so schönen Frühlingstagen
Mörderische Waffen tragen,
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Ueber Hecken, Bach und Graben,
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
Stillstehn plötzlich ohne Ruck:
Und an mir vorbei mit allem Guten
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
Dort am Brückennepomuk.

Der Küraß.

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Hußar! mein Herr Hußar?
's iſt doch beſſer im Küraß raufen,
Als im ſchleißigen Tuch, nicht wahr?“

Lacht der Hußar dem Judenjauche:
„Haſt du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn ſie mir kocht im Feuer der Schlacht?“

„Kauft den Küraß! wie wär's doch Schade
Um den ſchönen gewichſten Bart,
Wenn er um eine ſchlechte Parade
Noch ſo ſchwarz ſchon würde verſcharrt!“

„Jude, kennſt du Huſarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Fauſt; Jud, ſchiebe dich, ſchiebe,
Sonſt verkoſteſt du meinen Streich.“

Und der Huſar den blanken Säbel
Kreuzend und kreiſend um's Haupt ſich ſchwingt,
Daß es wie ein eiſerner Nebel
Vor den Augen des Juden ſpringt.

„Bravo, Huſar! Doch beſſer iſt beſſer:
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eiſenfreſſer,
Weh, drei Feinde! bald ſind ſie hier.“

„Ei, ſo komm,“ ſo ruft der Magyare,
„Will dir helfen, du armer Tropf!“
Und er packt ihn an ſeinem Talare,
Setzt ihn vor ſich auf den Sattelknopf.

„O du ärmſter Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du biſt vorn;
Du mußt ſelber mein Küraß werden!“
Und er gibt dem Roſſe die Sporn.

Wild verzweifelnd ſchreit der Hebräer,
Doch der Hußar hält feſt; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit ſeiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Roſſe ſinken,
Und der Jude blieb unverſehrt.

Sanft hinab vom ſchäumenden Hengſte
Setzt den Juden jetzt der Hußar,
Für die Gefahren und Todesängſte
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„„Keinen Kürazt mehr dem Hußaren!““
Ruft der Hußar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud die Dukaten ſchon.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte ſchwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu ſchenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durſt'ge Land,
Und ruhig liegt der feinſte Staub;
Die Sommerluft iſt ſchwül und matt,
Und auf der Waſſerfläche glatt
Mag ſicher hin die Spinne ſchreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möwen taumeln träg und ſchlagen
Die ſchlaffe Luft mit Unbehagen.

Matroſen baden dort und ſingen,
Um Leben in die Luft zu bringen,

Denn iſt der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes friſchen Hauch.
Auf ſeinen Fahrten lernt' er haſſen
Das ſtille Meer, vom Wind verlaſſen.
Sie ſingen froh ein iriſch Lied,
Wie dem Matroſen wohlgeſchieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel . . . weh! ein banger Schrei!
Den Einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wuth das Herz durchzückt.

Doch hat er ſchnell ſich aufgemannt,
Sein Schreck iſt in der Wuth verbrannt,
Er ſpringt an's Land und holt ſein Meſſer
Und ſtürzt zur Rache in's Gewäſſer:
Die Andern ſtarren vom Geſtade
Ihm nach, und flehen Gott um Gnade.

Wo biſt? komm an! — er taucht und dreht
Die Augen rings und ſchwimmt und ſpäht
Und ſucht den grimmen Feind verwegen.

Da ſchießt das Unthier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletſcht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache ſeinem Todten, Rache.
Tief in des Meeres Einſamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, athemlos, ſtill; wer bezwungen,
Wird ſtiller nicht, als er gerungen;
Der Dolch, die Zähne ſind gezückt,
Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande ſtehn die Andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederſtarrend.
Wohl Manchen mahnt's: o ſpring hinein,
Laß deinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne That,
Und raunt ihm zu: es iſt zu ſpat!
Da ſehn ſie roth das Meer ſich färben,
Stets röther quillts. — Wer mußte ſterben?

Der Hai that einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp

Iſt ihm der kühne Held geſchwommen,
Und ſucht bauchunter ihm zu kommen;
Er weicht und ſchießt und taucht hinab
Dicht unter ſeines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft,
Und zieht den Schnitt mit Luſt und Kraft.
Geſtachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt ſeinen Leib das Ungeheuer,
Und wendet ihn, den wüthend jachen,
Dem Tapfern droht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern;
Der Mann entglitt zum zweitenmal
Und mordend wühlt der ſcharfe Stahl.
Der Hai an ihm vorüberſinkt,
Doch aus dem Schlund die Wuth noch blinkt;
Wie ſterbend ihn das Auge mißt
Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er ſchwingt ſich auf nach Luft und Licht,
Erſchöpft ſein Leib zuſammenbricht;
Das Hurrah jauchzt, das Siegsgeſchrei:
Der ſtarke Held bezwang den Hai! —

Da wirft sich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Uferſand,
Und ſchlägt ein helles Luſtgelächter,
Daß er das Unthier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenſtumpen,
Zwerghaft, buckelig, nackt, in Lumpen.
Seine abentheuerte Heerde
Freut ſich brüllend der üppigen Erde.
Schauen ſonſt Thiere mit dunklem Leid
Menſchengeſtalt, hier ſonder Neid
Blicken die wohlgewachſenen Rinder
Auf das unſchönſte der Menſchenkinder:
Furchtlos, auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Heerde den Hirten beſchauen;
Haben auch Rinder Phantaſie,
Iſt ſie doch ſo gewaltig nie.

Nie von also plastischer Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds Nähe
Sich die trächtige Kuh versehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die meinend mußten ſcheiden, —
Wenn nach heißer Sehnſucht langen Leiden
Ihr wund Herz ſich endlich dürften preſſen,
Würden ſich zu küſſen hier vergeſſen.

Der stille See.

Die Felsen ringsbewahren den stillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen,
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und drängt
Den Wildbach, sausend in der Schlucht.
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Vom Regenwasser großgeschwängt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden spritzt ihm das Geschäume,
Und wirbelt mit das dürre Laub
Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sturmgebot,
Doch unglückselig ist das Thal,
Doch hin der helle Sonnenstrahl,
Und Alles grollt und schmäht den Tod.

[illegible]

2.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Einem Wanderer in öſterreichiſcher Felſenſchlucht.

Durch einen ſchmalen Felſenritz
Siehſt du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Iſt wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuerſplitter, dir in's Thal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannſt du nicht ſchaun in deiner Kluft:

Doch wechſeln hörſt du Donnerſtimmen,
Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pauſe nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter ſich verbünden.

Ein Heimathbruder!

Der Wanderer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Thier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht mit ihre Sterne,
Wo fremd auch tönt der Menſchenlaut,
Wie fühlt er ſich allein, verſtoßen,
Wie jauchzt ſein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenoſſen,
Den heimathlichen Bruder kannt!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!“ empfand! —
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Abend Vögel ihn umsungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut.

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbiss'ner, doch wahrlich nicht geringer Wuth.
Wär' ich ein Forscher, spräch' ich trocken: indeß du 's Hütlein suchst erschrocken,
Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding, beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein besuchend,
Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufnen Bingerflut!
Als Egoist da würd' ich sprechen: das Hütlein schützt sie vor dem Stechen;
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger thut.
Ich leg' an's Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm- und Pickelhaube,

Das iſt für ihre Liebesblicke, die ſcharfen Herzdurchdringer, gut.
Doch bin ich keins davon und ſage: Such' überall herum und frage:
Kannſt doch das Meer nicht meiner Liebe ausſchöpfen mit dem Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Einklang.

Um Mitternacht entſtand dieß Lied,
Zwölfmal erklang das Glockenerz,
Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
Im dumpfen Strophenſang
Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
Ist meine Lust; und heut' in müß'ger Stunde
Freut mich's, an Epigrammes Nadelspitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
Dank' mir's, so wirst du doch nicht gleich vergessen,
Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.

In der Neujahrsnacht 1839—1840.

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Luſt, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte ſchließen, — hören,
Wie deine Tritte ſich in ſtiller Nacht verlören!

Jetzt nah und ſchon ſo fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtniß, müd, nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund, und ſtill dann kehrt zurücke!

Doch iſt dieß eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er ſtirbt, mein Rüde

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den ſchlimmen:
Es mögen Andre dir ein Liedlein Dankes ſtimmen.

Die Andern?! — ſtrafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was Andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüftchen Klage,
O ſcheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir ſage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeſchick ſich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankestränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblaſſen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Haſſen.

Zwar haſt du unſerm Heil den Weg gebahnt von Eiſen;
Doch eiſern mochte nicht dein Wille ſich erweiſen.

Noch fährt der Nachtgeiſt fort zu ſiegen und zu ſchrecken,
Auf neuen Feldern ſtets ſein Lager abzuſtecken.

Eins ſey gebeten, Jahr: was du gethan, geſonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerſchlagner Tonnen.

Wenn die Ablöſe kommt, das Neue Jahr von Oſten,
Und nimmt an deiner ſtatt den Erdenwachepoſten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den vereiſten Bart, daß ſie der Wind nicht hole:

Damit dem Nachmann ſein einhellig ſich gebare,
In deinem Segensſpruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, in's Knie anbetend ſinke,
Und nicht, was du verſcheucht, zurück liebkoſend winke:

Und wo du Funken warfſt, die glücklich ſchon gezündet,
Wo ſchon der Rauch für bald den Flammenſchlag verkündet,

Da ſoll das neue Jahr nicht ſchrecken vor dem Rauche,
Nicht löſchen feig ſtupid mit ſeinem Waſſerſchlauche!

Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1843

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht lebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluthen
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sey der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen
Mit seinen Heldenschaaren, Heeresmeistern,
Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern,
Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen!
Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
Das Völkerband vor seinem Todesschnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Geberde.
Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
Als er die alte Welt in Trümmer schlug.

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
Der Bernard Britannia's in's Meer,
Der Briten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Taumelkelch zur Thränenurne.
Hispania liegt zu meinen Füßen zahm,
Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
Auf Lisbons Zinnen setz' ich meine Aare,
Und Deutschland!" — Halt! bei Aspern mußt du fragen,

Wie deutſche Herzen, deutſche Schwerter ſchlagen.
Dort zeigt ſich's bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort ſteht ein Fürſt, ein gottgeadelt ächter,
Wie ſelten ihn gezeugt die Hochgeſchlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands iſt ſein geweihtes Herz.
Er iſt an Heldenkraft ſelbſt dir gemeſſen,
Doch Eines ſchmückt ihn ſchön, was dir gebricht:
In ſeinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menſchlichkeit vergeſſen.

Napoleon ſtand auf dem Marchfelddoden,
Für ſich die Welt gewaltig umzuroden.
Schon lag erobert Wien zu ſeinen Gnaden,
Mit Herzensangſt, mit Schmach und Noth beladen.
Geharniſcht ritten durch die bange Stadt
Napoleons erleſ'ne Küraſſiere,
Die Erde bebte vom Geſtampf der Thiere,
Der Schrecken ſah an ihnen ſich nicht ſatt.
Sie ritten, ſtolz auf ſich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutſchen Sonnenſtrahle,
Furchtbar dahin in blanker Eiſenſchale,
Des Kaiſerheeres tödtlich bittrer Kern.

Und als ſie kamen auf das Feld der Schlacht,
Und bodenſchütternd ſprengten an mit Macht,
Da ſtemmten Oeſtreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert ſich dem Reiterheer,
Sie ſtanden ſtill, geſchultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterſchock auch plötzlich ſtille ſtand,
Erſtaunt, als zweifelten ſie ſcheu und bange,
Ob nicht in dieſer ſtarren Männerwand
Ein furchtlos Geiſterheer ſie kalt empfange.

Doch ſollten ſie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig dieſe Schaaren,
Denn Feuer! ſchallt's und Salvendonner ſchmettern
Und raſſelnd ſtürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin ſchütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieſer großen Stunde.
Und Karl erſcheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen ſieht im Streite wanken,
Im wildeſten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken;
Die Fahne ſchwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er ſie und trägt ſie ſelbſt zum Kampfe.

Wie hat er ſtets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen ſeiner Krieger zu entflammen!
Da raffte Mancher letzte Kraft zuſammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
Zehnmal geſtürmt, verloren und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
Man fecht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den beſten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
In Rauch und Blut ſchien ſich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Raſt zum Laden,
Im Qualme blitzt der Schüſſe rother Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
Kolonnen ſtürzen zwiſchen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen ſeine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
Sie lauſchten dem Verhängniß von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenſchüſſe grollen,
Ob tröſtend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es ſtill: die Luft muß müde ſeyn
Vom tauſendſtimmig wilden Todesſchrei'n:

Nur manchmal ruft ein Poſten, eine Wacht,
Ein Stöhnen, auf der Walſtatt ausgeſtoßen
Von wundgeſchlagnen Menſchen oder Roſſen,
Dann wieder ſchweigt es, finſter iſt die Nacht.

Er iſt beſiegt, der Revolution
Gewalt'ger muttermörderiſcher Sohn,
Der Rieſige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne ſich gezimmert und geſchlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Stymphaliſches Geflügel hat vernichtet.

Er iſt beſiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inſelbucht,
Und eine Fackel leuchtet ſeiner Flucht,
Zu Füßen liegt ihm ſein zerbrochner Wahn.
Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberſtreichen;
Da liſcht die Fackel aus im Windeswehen,
Wie ſeine Herrlichkeit einſt wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig an's Geſtade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verſchworen gegen ſeine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er den Degen in der Hand,
Und Gottes Geist im Haupt, für's Vaterland
Mit solchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
Mag immerhin nach Aspern blut'ger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht,
Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!" unvergeßlich Allen,
Und Leipzig wird die Donner wiederhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Oesterreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre;
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
Im Stillen das Geschick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, dem er freundlich wohlgethan.
Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,

Gedächtnißblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

Ihm ward auch Gram zu seinem Theil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,
Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er seines Hauptes reichen Segen,
Und wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh sein Sterbliches dahingegangen.
Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Mit meinen Gedichten.

([illegible])

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie dir in's Herz du schön, erkennen;
Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!
Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden
— Zu schnell wie du! — die heitern Stunden,
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die fliegend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.

[illegible]

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielverschlungnes Wandern,
Ein wildes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch all dieselben frischen Kräfte kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie'n Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.

[illegible]

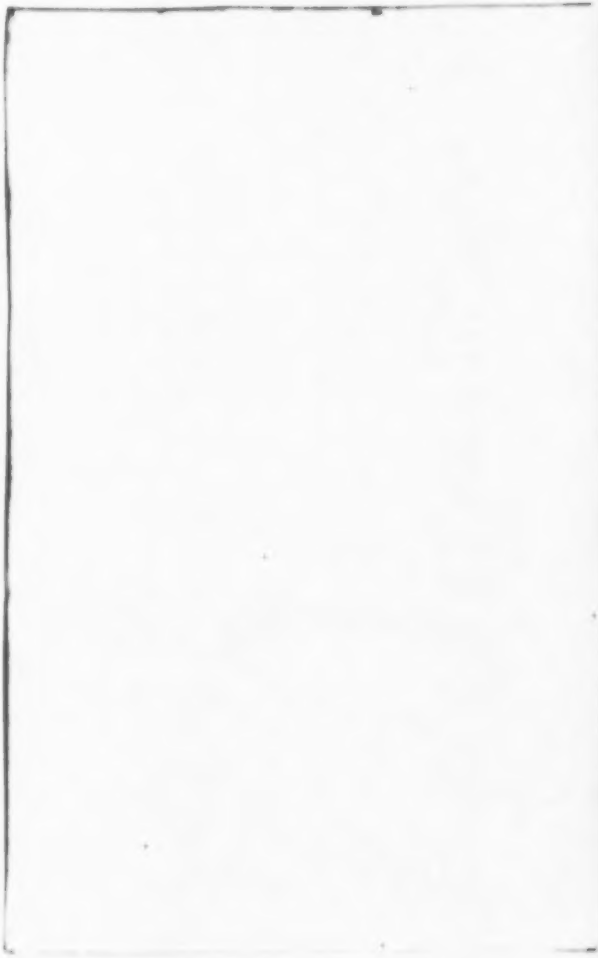
Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Lyrische Nachlese.



Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien.

Nach dem Polnischen [illegible]

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr an's stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seyd die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh',
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seyd ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendsinn;
Nun lächelt Wehmuth mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin!

Sie ſind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abſchied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Thaten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesſtreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einſt ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sey nun ein Blitz in der Gewitterſchwüle,
Du Ritterſchwert, ſey des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geſchwiſter! mög euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'ſchen Heldenſchaaren!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Thränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängſt den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß ihn nicht!
Der Freiheit Ruf ſchlug nicht an ſeine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort mit Silberhaaren,
Wer iſt der ſchwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßſt du Weib und Kinder fahren?
Kehrſt du vom Grabe um und wankſt zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
„Mein Haupt iſt weiß, es zittert meine Hand;
„Doch kämpf' ich mit dem heil'gen Kampf der Polen:
„Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

„Und möge nicht mein Vaterland verſchmähen
„Des ſchwachen Greiſes ärmlichen Tribut:
„Dies treue Herz, das bald wird ſtille ſtehen,
„Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut."

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unſre Schaaren decken, eilen wir!
Der weiße Adler lüftet ſeine Flügel,
Bald wird ſein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geſchwiſter! mög' euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'ſchen Heldenſchaaren!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
Und theile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie sey Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurrah! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit! —

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
In ein Meer: den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönſte
Lied Philemelens.

Aus dem Blüthenſtrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend ſich verſchlinget:
Mirzi horcht am Buſen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe Beider
Traulichen Gemenges in einer Heerde,
Ihre Glöcklein ſtimmen ſo lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhab'nem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
Denn ſcheu vor ihm zurück ſtets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Sieg jetzt lüftet der ſchnelle Tod
Den Fittig, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauſcht heran — ſein ſtarker Fittig
Fächelt vom Throne herab die Aſche. —

Dort ſingt ein Sänger hohe Begeiſterung:
Die Welle horcht, Wald, Thäler und Berge, ſelbſt
Die Götter horchen, ſeliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab ſich. —

Du winkſt, o Tod: — er ſchweigt: der erſtarrten Hand
Entſinkt die Leyer: doch im Triumphe führt
Die Ewigkeit ſein Lied davon, das
Zürnend die Stärkere dir entriſſen.

An Seneca.

Durch's enge Thal Nachts irret ein Wanderer:
Dumpf braust der Waldstrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühsam durch Gesträuch und
Bodenentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felsensohn trotzt seiner Gewalt: nun stürzt
Zornschnaubend sich der Rückgewor'ne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erstorben sind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf seltne Momente nur
Der Asche des Gewölkes einen
Funken, der spärlich herunterdämmert.

Die Nacht iſt wild, mit wachſender Macht empört
Sturm ſich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und zaget vorwärts, zu verſchlingen
Droht ihn der ſchwellenden Wogen Andrang.

Wie ſehnt in's Heimathland ſich die Segle dir!
Wie ſucht dein Aug', o Wandrer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir, eile! des Thales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einſt in finſtere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich in's elyſiſche Feld hinüber!

In der Nacht.

Alles ſchläft, und über's Gefild der Ruhe
Wandelt leiſen Schrittes dahin des Lebens
Genius; ſanft ſchimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh! den ernſten Zügen des Gott's entringet
Holdes Lächeln ſich, denn er ſieht die Lieben
In des Schlafes ſüßer Umarmung ihrer
Qualen vergeſſen.

Hüll' in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die bange Thräne ſein holdes Lächeln
Nimmer verſcheuche!

Ach, ſchon dreimal ſank dir die Blüth', o Linde,
Seit der Stunde, wo das Geſpräch der Freunde
Von Unſterblichkeit du behorchteſt, und ein
Sanftes Geſäuſel

Durch dein mondverſilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einſt uns wieder
Finden; — dreimal welkte der Halm am Grabe
Meines Geliebten!

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Pschelege spricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An schönen Munds Korallenrand;
Die andre schwimmt auf Weinesflut
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut,
Und schleudert ihren Katapult
An's kalte Herz, metallverhaut.

So geht's, bis an den Bettelſtab
Sie ihren Wirth, den Leib, gezehrt:
Bis jubilirend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

An Mathilde.

Schon verrauscht der Tag, und des Abends sanftere Seele
Fließt, wie süße Musik, sänftigend uns in die Brust.
Horch, Mathilde, wie leise der West durch Blüthen dahinscherzt,
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie theilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Loos, wenn uns der Ewige winkt:
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.

Doch die trüben Geſtalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die ſelbſt dann noch uns wonnig umſtrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmliſcher, tiefer Bedeutung,
Blickt mir in's Auge ſo ernſt, und ſo entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch dieſen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus.

Und ein Andrer hat errungen,
Was der Erste nur gewollt;
Hat die höchste Höh' erschwungen:
Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündeſt
Du ſein Herz zum ſtolzen Plan,
Da du ſchmeichelnd ihm verkündeſt
Einen Welttheil unterthan?!

Ueber Völkern klirrt die Kette,
Da ſein Schritt nach Oſten ſtürmt;
Bang ruft eins dem andern: rette!
Von der Schreckensmacht umthürmt.

Nun ergreift ihn ſein Verhängniß,
Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
Schleudert ihn in's Meergefängniß;
Bald verſchlingt ihn dort ſein Grab. —

In der Nächte ſtiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forſcher ihre Schleier,
Und verfolget Gottes Spur.

Denn du läſſeſt ſchön erglänzen
Ihm ein Mal der Ewigkeit,
Enkel ſeine Gruft bekränzen; —
Und ihn lohnt — Vergeſſenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden soll,
Kehrt ein Andrer seine Blicke,
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
Hält sie wonnevoll umfriedt;
Doch der Liebe zarte Blüthe
Wird im Rausche bald zerstreut! —

All dein Wort ist Wintereicheln;
Hoffnung! denn nur trau' ich dir,
Weisest du mir Treffenlächeln
Mir des Todes Nachtrevier!

An die wehſtreuenden Bäume.

Spürſt du wie des Frühlings junge Triebe,
Ahnt die Wange ſeiner Roſen Glut,
Soll das Herz auch ahnen ſeine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings mild und gut.
Mehrſet das Bäumlein auf der Wieſe,
Seinem unverlornen Paradieſe?
Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn ſie beim Getröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauſchen und zuſammen ſchauern?
Geht und lauſcht und lernet Euch betrauern!
Liebe ſingt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Nennen liebetrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
Aber keinen guten Namen.
Mehret nicht, junge Tannen!

Saß ich einſt in einem Mädchenkreiſe,
Da begann in ihrem Blüthenkranze
Erſt geheim zu ziſcheln, klug und leiſe,
Doch bald laut die Schlange: Mediſance.
Und ſie rümpften ihre feine Naſe,
Ekel zuckte mancher Roſenmund,
Weil ein Name, wacker und geſund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aaſe.
Iſt der Name krank, ſo laßt den Kranken
Ungeneckt an euch vorüberſchwanken,
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Oele;
Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Runde
Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbſte eurer Tage,
Iſt in jedem Mienenzug zu leſen
Des Verwelkens untröſtbare Klage,
Daß ihr nimmer ſeyn, was ihr geweſen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbſt die Wehmuth,
Lernet die gedankenvolle Demuth,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in Acht.

Statt in Andrer Fehlern ſchnöd zu kramen;
Mediſirt nicht, alte Damen!

Fliegt ein ſchuldlos Vöglein unbewußt
Ueber Guas-Upa's gift'gen See,
Stürzt es ſchnell; die liedervolle Bruſt
Iſt verſtummt in bittrem Todesweh.
In dem Brodem eurer Keſſel, Kannen,
Flutet Guas-Upas: Thee, Kaffee,
Und es zog kein Name heil von dannen,
Deſſen Flug verirrt an dieſen See.
Klang der arme Flattrer auch
Erſt im heimathlichen Strauch
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er todt in eure braune Flut. —
Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor Einem hütet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem ſpöttiſchen Belächeln,
Dieſem Schleicher, weichbefohlten Diebe,
Dieſem Vampyr, der mit leiſem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe:
Wenn ſie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verſtohlner Gier.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung ſchmilzt der Schnee,
Im Gebirge ſchneit es;
Ob der Schwarm in Thränen ſteh'
Ueber all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig, weh,
Bringſt du nichts Geſcheidtes.

An einen Tadler.

Wenn gegen falſchen Schmerz du dich ereiferſt
Und Thränenkünſtelei, ſo haſt du Recht;
Doch haſt du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferſt.

Verfolge rüſtig, wo du kannſt, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; iſt dir wohl zu Muth,
So ſollſt du zügeln dein vergnügtes Blut,
Und zur Geſundheit nicht die Rohheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden ſcheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Luſt blüht, lache, traure, wem ſie gar;
Und iſt's ein Dichter, mag ſein Lied auch weinen.

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt!
Und im Wind gewaltig rummelt,
Ob's zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Und die träge Rinderheerde,
Schauend solche Flinggeberde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

Wisset, Gänf' und Wiederkäuer,
Euer Vogelungeheuer,
Tummelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen ſind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde ſtreichen,
Wenn ſie raſten, ſtille paſſend,
Doch das Nichre nie verlaſſend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Iſt ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn iſt ſeine Seele,
Das er mahlt zu ſeinem Mehle.

Competenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sey's die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen:

Wer den Fels der Meiſterſchaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht ſank zerſchmettert.
Aber alle Andern ſollen ſchweigen,
Wenn ſich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen ſollen ſie und ſollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit ſeinem Urtheil ſich verſchliefe,
Wer herum noch ſtümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindiſch meſſend an die Geiſter drücken!
Und indem ihr mit der Krücke ſchaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr ſtürzt erbärmlich in die Pfütze,
Denn der Windhauch, den ihr wolltet meſſen,
Hat euch umgeblaſen unterdeſſen.
Und es hinken weiter unſre Richter,
Vorwärts tragend ſchmutzige Geſichter,
Während hier und dort aus lyriſchen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märſche quacken.

Einem Forcirten.

Zu beſiegen deine ſchwere
Ungelenkigkeit,
Biſt du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sanct Veit.

Und der wackre Meiſter bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief iſt all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht:
Drum wer tanzend nicht ſanctveitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritiſchen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Beſſer noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Aeſthetik,
Will ich einen Rath dir bringen.

Haſt du auf des Tages Bahnen
Müd gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberdufelnd,
Für die Welt geſchwind noch richten,
Hegeliſch-äſthetiſch nufelnd,
Was du nicht verſtehſt, mein Dichten:

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg' auf's Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn ſchon, den Becher der Begeiſt'rung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitireſt,
Daß du mit eklend ſüßer Lobesgeiſt'rung
Als Mundſchenk mir den reinen Rand beſchmierſt.

Guter Rath.

Willſt du richten
Unſer Dichten,
Ob's geflattert
Und geſchnattert,
Ob's geſchwungen
Und geſungen,
Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeſchmack,
Und verſcharre
Das Geſchnarre:
Deinen Dudelſack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'ſchen Schuſterbänklein
Nahmſt du dich noch aus erträglich,
Hatteſt manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter biſt du kläglich!

Recenſenten ſind faſt alle
Obenleichthindrüberhuſcher,
Und die dümmſten mit Gelalle
Auch verſificante Pfuſcher.

Kommt der Burſch in ſeinen Streitwahn,
Unter tauſend Stümperängſten,
Tief zu Eſel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'ſchen Hengſten.

Hei! hei! hei! du kritſcher Brummler,
Zeige dich nun ſelbſt als Leiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitſche! vorwärts!! weiter!!!

Hörſt du's wiehern? hörſt du's rufen?
Doch dein Graugaul ſträubt die Ohren,
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde ſich verbohren.

Und die Reiter nehmen 's Kränzlein,
Das du ihnen gabſt zur Ehre,
Und ſie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raſchelnd mit den Lorbeerbauſchen
Peitſcht der Eſel ſich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauſchen
Bricht er ſcheu aus unſern Schranken.

Die zerzauſte Panegyrik
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Eſel aufgeſchlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngſt ſo ſcharf geſcholten,
Haben ſpottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willſt du richten unſer Dichten,
Laß die Verſ' im Halſe ſtecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuſter flick' die Sohlen
Schlechtbeſchlagnen Renommeen!

An einen Dichter.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen ist der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
Zu tanzen über'm Wellengrabe:

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
Der Muth allein sey dein Gespann!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schaar,
So müßt ihr allesammt versinken.